

NEUE ALLIANZEN
FÜR DIE GESTALTUNG
DER ZUKUNFT

NEUE ALLIANZEN

FÜR DIE GESTALTUNG

DER ZUKUNFT

- 10 **Elisabeth Hartung**
NEUE ALLIANZEN für die Gestaltung der Zukunft
- 16 Alexander Kluge – *Gärten der Kooperation*
- 18 **Chris Dercon**
Intendant der *Volksbühne*, Berlin
„Die neue Kunst wird auf einem anderen Prinzip basieren: Zusammenführen und Verbinden.“
- 24 Wolfgang Tillmans – Kunst für die Gestaltung der Demokratie
- 26 Christian Jankowski – *Pavillon of Reflections*
- 28 **Christian Jankowski**
Künstler
„Lächeln ist ein Türöffner.“
- 36 **Maja Hofmann**
Stifterin und Initiatorin von *LUMA Arles*
„Gastfreundschaft im besten Sinne praktizieren.“
- 42 *LUMA Arles* – Neue Räume für neue Allianzen
- 44 **Michael Bordt**
Vorstand des *Instituts für Philosophie und Leadership*, München
„Alles, was scheinbar vorgegebene Muster sprengt, ist ein lohnenswertes Ziel für neue Allianzen.“
- 50 Yael Bartana – *What if Women Ruled the World?*
- 52 **Astrid Schreyögg**
Wirtschaftspsychologin und Coach
„Liebe muss man jeden Tag neu erlernen.“
- 55 Rituale – Die Basis von Kommunikation und Interaktion
- 56 Über Empathie
- 58 **Leon Tan**
Psychologe und Kunsthistoriker
Von der Kraft geteilter Träume
- 62 Spiel – Welt der Möglichkeiten
- 64 **Lilli Hollein**
Direktorin der *Vienna Design Week*
„Es müssen vor allem alte Allianzen gesprengt werden.“
- 68 *Waldinhalierbar* – Allianz zwischen Tradition und Zeitgeist
- 70 **Arahmaiani**
Künstlerin
„Kollektive Kreativität und die Wissenschaft des Geistes“
- 74 Arahmaiani – Aufforsten eines Hochplateaus in Tibet
- 76 **Silke Helfrich**
Publizistin und Commons-Aktivistin
„Commons sind so alt wie die Menschheit und so modern wie das Internet.“
- 80 *Incredible Edible Network* – Gemüse für alle
- 81 **WochenKlausur**
Künstler_innengruppe
„Gesellschaftliche Probleme sind nur kollektiv lösbar.“
- 84 *WochenKlausur* in Kivalina, Alaska
- 86 **Andrea Baier, Christa Müller, Karin Werner, anstiftung**
Soziologinnen
„Wir vertrauen auf die Kraft der unterschiedlichen Impulse.“
- 90 Design Thinking – Allianzen unterschiedlichster Player_innen

- 91 **Ritz Ritzer, *bogevischs buero***
Architekt
„Im Verlauf entsteht ein anregendes,
gegenseitig inspirierendes Spiel.“
- 95 *wagnisART* – Partizipation als Entwurfstool
- 96 **Oliver Ressler**
Künstler
„Demokratie ist nichts abgeschlossenes, sondern ein Prozess.“
- 100 Oliver Ressler und Dario Azzellini – *Occupy, Resist, Produce*
- 102 **Dirk Cieslak, *Vierte Welt***
Regisseur und Theatermacher
„Raum schaffen, der aus sich heraus eine solidarische
und emanzipative Sozialität erzeugt.“
- 106 Muhammad Yunus – Mikrokredite
- 108 **Michael Hirsch**
Philosoph und Politikwissenschaftler
„Die Alternative lautet: Primat der Lohnarbeit
oder der freien sozialen Kooperation.“
- 114 *The Artist Placement Group* – Für eine Allianz zwischen
künstlerischem und administrativem Handeln
- 116 ***Institute of Design Research Vienna***
gemeinnütziger Forschungsverein
„Zukunft muss erprobt werden und
Zukunftsszenarien gehören breit diskutiert.“
- 120 *Institute of Design Research Vienna* – *Wie Leben?*
- 121 **Alexander Koch**
Direktor der *Neuen Auftraggeber*, Deutschland
„Bürger_innen schaffen gemeinsam mit Künstler_innen
neue Gemeingüter.“
- 126 *Neue Auftraggeber* – Neue Allianzen zwischen Kunst und Bürgerschaft
- 128 Richard Sennet – *Together*
- 130 **Philippe Narval**
Geschäftsführer des *Europäischen Forums Alpbach*
„Wenn wir stärker in Synergien, in Kooperationen und in
Allianzen denken, können wir neue Wege gehen.“
- 135 *Europäisches Forum Alpbach* – Vernetzungstreffen
von Bürgermeister_innen
- 136 **Conor Trawinski**
Designer und Social Entrepreneur
„Humor ist hilfreich bei jeder guten Kollaboration.“
- 140 *Proof Of Concept 21* – Innovationscamp für den Klimawandel
- 142 **Corbinian Böhm und
Michael Gruber, *Empfangshalle***
Künstler
„Vor allem aber braucht man einen roten Faden, eine klare Struktur.“
- 144 *Empfangshalle* – Von der kollegialen Allianz unter Künstler_innen
- 145 **Andrea Hofmann, Christof Mayer,
Esther Häring, *raumlaborberlin***
Architekt_innen
„Raum ist ein Produkt sozialer Handlung.“
- 149 *raumlaborberlin* – *Haus der Statistik*
- 150 **Aino Laberenz**
Geschäftsführerin der *Festspielhaus Afrika gGmbH*
„... sich gegenseitig befruchten, sich anstecken, ohne die
eigene Identität zu leugnen, zu verraten, zu verbergen...“

- 154 *Operndorf* – Eine soziale Plastik in Burkina Faso
- 156 **Alfredo Brillembourg und Hubert Klumpner, *Urban-Think Tank***
Architekten, Zürich
„Städte müssen Abenteuerspielplätze für alle Bevölkerungsschichten werden.“
- 162 *Urban-Think Tank – Metrocable San Agustín*
- 164 **Jan Gehl**
Stadtplaner, Kopenhagen
„Bauen Sie nie eine Stadt wie Dubai! ... Bauen Sie Venedig.“
- 170 **Guido Redlich**
Unternehmer und u.a. Vorsitzender *Förderverein Kunstareal*
„Die Vision ist eine Agora des 21. Jahrhunderts, ein Ort, an dem mit allen verhandelt wird, wie Gesellschaft aussieht.“
- 174 *MaximiliansForum – Transforming Design*
- 176 **Joanna Warsza**
Freie Kuratorin
„Es steckt eine unglaubliche Kraft in der Kunst, Allianzen zu schmieden, die nicht naheliegend sind.“
- 180 **Catherine Kramer, Zack Denfeld, Emma Conley, Conor Courtney, *The Center for Genomic Gastronomy***
Künstler_innen
„...anhand von Essen neue Geschichten über unsere Kultur erzählen.“
- 184 *SCHHPLTTL* – Spielerische Allianz ohne Worte
- 186 **Pedro Gadanho**
Direktor *MAAT*, Lissabon
„Am wichtigsten ist die Neugier des Menschen auf Wissensfelder, die außerhalb seines eigentlichen Kompetenzbereichs liegen.“
- 190 *MAAT* – Räume für die Begegnung mit Technik, Kunst und Architektur
- 192 **Tomás Saraceno**
Künstler
„Wir sind mit dem Universum verbunden wie mit einem gigantischen Spinnennetz.“
- 196 Tomás Saraceno – Utopien für zukünftige Lebensformen
- 198 **Heiko Hamann und Daniel Hofstadler, *Flora Robotica***
„Der Umgang mit verschiedenen Sprachen sorgt für Austausch, Missverständnisse und deren Auflösung, für Kreativität und Perspektiven.“
- 204 Symbiose – Von der erfolgreichen Zusammenarbeit in der Natur
- 206 **Michael John Gorman**
Direktor *BIOTOPIA*, München
„Ein Ort, der Menschen zu Schlüsselthemen der Biowissenschaften, Umwelt und Gesundheit zusammenbringt.“
- 210 *BIOTOPIA* – Von neuen Beziehungen unterschiedlichster Lebewesen
- 212 **Ralf B. Wehrspohn**
Leiter des *Fraunhofer-Instituts für Mikrostruktur von Werkstoffen und Systemen*, Halle (Saale)
„Allianzen zwischen Kunst und Wissenschaft sind am wirkungsvollsten, wenn beide ihre spezifischen Stärken einbringen.“
- 216 **Christine Nickl-Weller**
Nickl & Partner Architekten, München u.a.
„Räume wirken auf unsere Handlungen, unser Wohlbefinden, auf unser Verhalten.“
- 220 *Maggie's Centres* – Neue Allianzen für Genesung
- 222 **Christian Stein**
Germanist und Informatiker_innen, *Humboldt Universität*, Berlin
„Um menschliches und maschinelles Wissen wieder zusammenzubringen, werden die Informatiker bei den Geisteswissenschaftler_innen anknöpfen.“

228	<i>Institut für Raumexperimente – Ausbildung als interdisziplinäre Basis</i>	260	Nora Szech Professorin für Politische Ökonomie, <i>Karlsruher Institut für Technologie</i> „Das Ziel ist, die strategische Interaktion von Menschen besser zu verstehen.“
230	Joanna Bryson Psychologin und Expertin für künstliche Intelligenz „Künstliche Intelligenz ist ein feministisches Thema, weil es ein menschliches Thema ist.“	264	Arbeit – Von der Basis der Allianzen
234	Hito Steyerl – <i>Factory Of The Sun</i>	266	Götz W. Werner Unternehmer „Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit im Sinne von Geschwisterlichkeit. Dafür müssen wir uns auch heute noch einsetzen.“
236	Gabriele Jacobs Professorin an der <i>Rotterdam School of Management</i> der <i>Erasmus Universität</i> „Der Schutz der eigenen Identität muss keinesfalls Angst vor dem Fremden bedeuten.“	270	Das bedingungslose Grundeinkommen
240	<i>Forensic Architecture</i> – Allianz Für Gerechtigkeit	272	Sabine Maasen Leiterin des <i>Munich Center for Technology in Society</i> „Kaffeekekuchen sind als Innovationsschmieden weit unterschätzt.“
242	Christina Varvia, <i>Forensic Architecture</i> Architektin, London „Ein interdisziplinäres Ermittlerteam, das für die Einhaltung von Menschenrechten recherchiert.“	276	<i>UnternehmerTUM</i> – Eine offene Plattform für Innovationen
246	Yvonne Hofstetter KI-Spezialistin, Unternehmerin und Publizistin „Wirklich effektiv bleiben nur die realen Allianzen, bei denen man sich Auge in Auge gegenübersteht.“	278	Berit Sandberg Professorin an der <i>Hochschule für Technik und Wirtschaft</i> , Berlin „Künstler_innen fangen an, Sozialunternehmen zu gründen, die Gewinnerzielung und Gemeinwohl miteinander verbinden.“
251	Matchmaking – Neue Allianzen durch Algorithmen	282	Hans-Dietrich Reckhaus und <i>Atelier für Sonderaufgaben</i> – <i>Fliegen Retten in Deppendorf</i>
252	<i>Dogs</i> – Über eine Allianz zwischen Kunst und Finanzwirtschaft	284	Wolf Dieter Enkelmann Philosoph und Leiter des <i>Instituts für Wirtschaftsgestaltung</i> , München und Berlin „Freundschaft kann ihrem Wesen nach viele Formen annehmen. Allianzen sind eine davon.“
254	Stephanie Czerny Geschäftsführerin der <i>DLD Media GmbH</i> , München „Das Thema ist weder Allianz noch Kooperation, sondern das Erfolgsmodell der Freundschaft.“	288	Kooperation und Konkurrenz
258	Studio Ólafur Eliasson	290	Abbildungsverzeichnis
		292	Impressum





NEUE ALLIANZEN
FÜR DIE GESTALTUNG
DER ZUKUNFT

Wie die Zukunft aussehen wird, wissen wir nicht. Der visionäre Gestalter Richard Buckminster Fuller sah über bizarren Gebirgslandschaften große Kugeln schweben, in denen Menschen, die ‚Astronauten des Raumschiff Erde‘¹, in Wohneinheiten leben. Verortet in den Weiten des Universums hat die Zukunft in den Vorstellungswelten großer Visionäre erstaunlich viel mit technischer Innovation zu tun. Mittlerweile ist vieles real, was vor nicht allzu langer Zeit undenkbar schien, bestenfalls in die Welt der Science Fiction gehörte. Technisch ist heute nahezu alles vorstellbar. Doch wie sieht es mit den Menschen aus? Haben sich ihre Fähigkeiten, Gefühle und Kompetenzen entsprechend weiterentwickelt für die Navigation durch das Universum und das Zusammenleben in der Zukunft?

Technische und wirtschaftliche Entwicklungen haben nicht nur Auswirkungen auf das Ökosystem, sondern sind auch soziale Herausforderungen mit entscheidenden Konsequenzen auf das Zusammenleben der Menschen, ihre Interaktion und Kommunikation. Seit gut zehn Jahren ist das iPhone auf dem Markt. Allein im Windschatten dieser technischer Innovation hat sich die Gesellschaft verändert. Während in den sozialen Medien weltweit Menschen miteinander vernetzt sind, die sich nicht kennen, geht die Quantität und Qualität sozialer Kontakte in der realen Welt zurück. Wir kommunizieren anders, verabreden uns anders, arbeiten anders. Wir leben, so Andreas Reckwitz, in einer „Gesellschaft der Singularitäten“², in der Individualisierung und Selbstoptimierung in der Werteskala ganz oben stehen, – und im Gegenzug die Sehnsucht nach Teilhabe und Gemeinschaft wächst.

Die technischen, sozialen und ökologischen Prozesse auf dem Planeten Erde vollziehen sich rasant und die Astronauten des Raumschiffs Erde müssen aufpassen, die Steuerung nicht den eigens programmierten Automatismen zu überlassen. Denn das hieße, all die

1
1951 hatte Richard Buckminster Fuller erstmals vom ‚Raumschiff Erde‘ gesprochen, s. Krause, Joachim (Hg.), Richard Buckminster Fuller, *Bedienungsanleitung für das Raumschiff Erde*, Hamburg 2008

2
Andreas Reckwitz, *Die Gesellschaft der Singularitäten*, Frankfurt/M. 2017

3
www.humantech.com
Zuletzt aufgerufen am 16.2.2018.

4
Alexander Kluge, in: Museum Folkwang (Hg.) *Pluriversum*, Essen 2017, S. 157

positiven Fähigkeiten aufzugeben, die der Mensch nach Buckminster Fullers optimistischer Zukunftsvision im Lenken des Raumschiffs über die Jahrtausende erlangt hat – ohne Bedienungsanleitung, mit Erfahrung und kraft Intellekt und Intuition.

Selbst die ersten Visionär_innen aus dem *Silicon Valley*, die Pionier_innen der digitalen Netzwerke, warnen mittlerweile vor den Auswirkungen der digitalen Revolution: „Technology is hijacking our minds and society.“³ Ausgerechnet die Initiator_innen einer Bewegung, die alte kapitalistische Grundprinzipien und das, was Arbeit auszeichnet, radikal verändern, rufen dazu auf, sich nicht dem Smartphone und den Algorithmen auszuliefern, sondern neue Allianzen für eine Systemänderung im Sinne der *Conditio humana* zu bilden.

Gestaltung der Zukunft heißt immer auch Gestaltung des Zusammenlebens der Menschen auf der Erde. Doch wie wollen wir zusammen leben, kommunizieren, arbeiten? Welches Ziel ist attraktiv für die gemeinsame Reise in die Zukunft? Welche Vorbereitungen müssen wir jetzt treffen? Wie wird die Arbeit an Bord strukturiert sein? Schließlich sind wir alle Mitglieder der Crew im Raumschiff, wie Marshall McLuhan äußerte, und fliegen nicht als Passagiere durch das All.

Während wir also technisch schon fast so gut ausgestattet sind, wie die Weltraummissionen der frühen Science-Fiction-Filme und es fast nichts mehr gibt, was uns nicht möglich erscheint, lohnt es, auch die Zusammenarbeit der Raumschiff-Besatzungen in Erinnerung zu rufen: Menschen geben die Kommandos, nicht Maschinen. In gemeinsamer Mission werden brenzlige Situationen in den Weiten des Kosmos im Zusammenspiel von Spezialist_innen gemeistert, immer im Vertrauen darauf, dass die Lösung von Problemen manchmal auch ganz unerwartet kommen kann. Das Zulassen von Gefühlen und Humor sorgt für lebendige und ausgewogene Teamsituationen. Und natürlich finden sich immer Allianzen für besondere Missionen und den Erhalt der Gemeinschaft an Bord. Nur einzelne Nerds heben nie den Kopf von ihren Monitoren. Die riesigen Panoramabildschirme in der Kommandozentrale dagegen erlauben immer Vorausschau, Überblick und Ausblick in neue Welten.

Die Lage auf der Erde ist natürlich komplexer. Doch angesichts der Frage nach dem Zusammenleben in Gegenwart und Zukunft bieten die Prozesse im Weltall, von denen wir Teil sind und durch die unser Raumschiff steuert, Grundprinzipien von Allianzen.

In Galaxien sind unterschiedliche Systeme, Planeten und Sterne durch Gravitation miteinander verbunden. Permanent bilden sich durch die Verschmelzung einzelner Teile neue Konstellationen. Es ist ein Kosmos von wechselseitigen Beziehungen, ein Ort für das zukünftige Leben in der Fantasie des Menschen. Immer verbunden mit der Vorstellung, dem gänzlich Unbekannten zu begegnen, voller Neugier mit ihm Kontakt aufzunehmen und dabei selbst Teil des Ganzen zu werden und sich darüber zu definieren. Denn, so Alexander Kluge, „ohne von anderen Gestirnen beleuchtet zu werden, leuchtet mein Mond nicht.“⁴

Kooperationen, Kollaborationen und Allianzen werden für das zukünftige Zusammenleben auf dem Planeten Erde eine größere Rolle spielen müssen, nicht nur im Hinblick auf die Lösung komplexer Aufgaben, sondern auch im Hinblick auf den zentralen menschlichen Wunsch nach Teilhabe und Mitgestaltung. Dass sich zeitgenössische Gestalter_innen aus Design, Kunst, Architektur und Wirtschaft bei der Überprüfung ihres beruflichen Selbstverständnisses hierauf wesentlich beziehen, ist bereits in den Interviews des Buches *VISIONEN GESTALTEN*⁵ deutlich geworden. Es ist die Basis für *NEUE ALLIANZEN*, das kollaborative Methoden, dialogische Prozesse und eine neue Kultur interdisziplinärer Zusammenarbeit facettenreich darstellt.

Es wird die große Herausforderung sein, trotz des technischen Fortschritts die Demokratie als gesellschaftliche Allianz zu erhalten, wie es Yvonne Hofstetter in ihren Antworten im Buch auf den Punkt bringt. Dazu braucht es Debatten, Engagement und die Zusammenarbeit mit Disziplinen, die erfahren sind darüber nachzudenken, woher der Mensch kommt, was er ist und wohin er will; die Bilder entwickeln und neue Vorstellungswelten schaffen.

Während in vielen Köpfen die Probleme der Gegenwart nach wie vor allein unter rationalen Gesichtspunkten, unter der Prämisse von Wachstum und Wirtschaftlichkeit gelöst werden können, wächst die Erkenntnis, dass diese Denkweisen in eine Sackgasse führen. Die Gestaltung der Zukunft braucht neue Perspektiven und Impulse aus verschiedenen Blickwinkeln, will man die Balance zwischen unterschiedlichen Polen erreichen und zwischenmenschliche Beziehungen weiterhin im Hinblick auf demokratische Prinzipien gestalten.

Die Notwendigkeit einer grundsätzlichen Neuorientierung birgt denn auch die große Chance für eine neue gemeinsame Basis, denn sowohl im Hinblick auf die Wirtschaft, das ökologische Gleichgewicht als auch auf das soziale Miteinander ist entschiedenes und nachhaltiges Handeln gefragt – und Kreativität. Lassen Sie uns also neue Spielräume öffnen, um konkrete Visionen zu entwickeln und neue Formen des Dialogs und der Interaktion zu praktizieren. Allianzen sind eine davon.

Sie stehen für ein Bündnis zwischen Partner_innen, die sich im Dienste einer Sache zusammenschließen. Während sich über die ganze Welt ein dichtes digitales Netzwerk spinnt, immer verästelter und beliebiger, schließt man Allianzen mit dem Blick nach vorn, mit der Offenheit für Prozesse auf dem Weg zu neuen Horizonten. Das sind Qualitäten, für die es lohnt, den Begriff Allianz neu zu betrachten.

Interdisziplinäre Allianzen leben davon, Grenzen zu öffnen, Methoden auszutauschen und verschiedene Blickwinkel zusammenzuführen, vom Dialog auf Augenhöhe und der Intention, Neues zu gestalten. Voraussetzungen dafür sind Offenheit und die Bereitschaft, sich selbst infrage zu stellen, gegenseitige Annäherung und Veränderungen im Hinblick auf ein gemeinsam avisiertes Ziel. Im besten Sinne sind sie zum Nutzen aller Beteiligten und regen weitere Allianzen an, die neue Horizonte öffnen mit weitreichenden Auswirkungen.

Diesen Aspekten geht das Buch auf den Grund. Es fragt nach Voraussetzungen und Kriterien guter Zusammenarbeit und ihren verschiedenen Formationen – von der Freundschaft hin zu nationalen Allianzen – und stellt die Rolle von Ritualen, Werten und gemeinsamen Bildern heraus. Antworten geben im interdisziplinären Denken und Arbeiten erfahrene Expert_innen aus Kunst und Wirtschaft, Design und Wissenschaft, Psychologie und Philosophie.

So eröffnet sich im Buch ein Kosmos von Beziehungen unterschiedlichster Menschen. Alle entwerfen Visionen für die Vielfalt des Lebens auf dem Planeten Erde und sprechen von den Erfahrungen in der Gegenwart, in der sich Spielräume für die Gestaltung der Zukunft aufbauen. Und von der Vergangenheit als Reservoir von Erfahrungen, guter wie schlechter.

5

Elisabeth Hartung (Hg.),
VISIONEN GESTALTEN - neue
interdisziplinäre Denkweisen
und Praktiken in Design, Kunst
und Architektur, München 2017

6

Das Konzept war experimentell
und prozessual angelegt und
beruhte darauf, dass in intensivem
Austausch zwischen 14 Künstler_innen,
u.a. Fortuyn/O'Brien,
Jeff Wall, James Coleman,
Dan Graham, Christian Philipp
Müller, ein überdimensionales
Tischtableau entwickelt wurde,
das Architektur, Musik, Kunst,
Film, Fotografie und Theater
vereint. Erstmals 1989 im
MoMA PS1 in New York gezeigt,
von Chris Dercon produziert.



Rüdiger Schöttle, *Theatergarten Bestiarium* (Detail), 1987

Dem interdisziplinären und offenen Geist des Themas entsprechend sind die Interviews in einer lockeren Erzählstruktur geordnet. Die gestaltenden Disziplinen nehmen dabei eine tragende Rolle ein und ziehen sich durch das gesamte Buch. Am Anfang steht die Installation *Our Interplanetary Bodies* von Tomás Saraceno, der die Ideen Buckminster Fullers in seinem Studio mit Wissenschaftler_innen weiterspinnt und an Modellen zukünftiger Lebensräume arbeitet. Im *Theatergarten Bestiarium* entwickelte Rüdiger Schöttle eine neue Ausstellungsform, die auf der Zusammenarbeit von Künstler_innen aus unterschiedlichen Disziplinen beruht und das Panorama einer weiten Weltlandschaft eröffnet⁶. Von den *Gärten der Kooperation* handelt ein Beitrag über die Arbeit Alexander Kluges, der seit Jahrzehnten auf der Suche nach dem großen Zusammenhang Kollaborationen über die Grenzen von Disziplinen hinweg praktiziert. Die wichtige Rolle der Kunst wird nach der Diagnose von Chris Dercon im Zusammenführen und Verbinden liegen, wofür es neue Räume braucht. Christian Jankowski, der in seiner künstlerischen Arbeit stets Allianzen mit Menschen anderer Berufe eingeht, beginnt den Dialog mit dem Lächeln, das ein Türöffner für die Begegnung zwischen Menschen ist.

Kunst nimmt eine Schlüsselrolle ein, wenn über interdisziplinäre Allianzen gesprochen wird. In der langen Geschichte spielen die einsamen Künstler_innen im Atelier, die nur sich selbst und der Kunst verpflichtet sind, eine recht marginale Rolle im Vergleich zur Wahrnehmung in der Öffentlichkeit. Kaum aus der Verpflichtung als Auftragskünstler für Kirche und Adel entlassen, begannen sie seit dem frühen 20. Jahrhundert und massiv seit den 1960er-Jahren gesellschaftsrelevante Aufgaben zu übernehmen, an der Gestaltung der Zukunft mitzuwirken oder interdisziplinäre Allianzen einzugehen. Peter Weibel zufolge findet das transdisziplinäre Mapping im 21. Jahrhundert im Feld der Kunst statt⁷, und mit der Ausdehnung auf neue Arbeitsfelder wird eine neue Phase der Erweiterung des Kunstbegriffs und ein neuer Gesellschaftsvertrag über das, was Kunst ist, eingeläutet.

Als kritische Beobachterin verfolgt die Kunst stets ökonomische und gesellschaftliche Einwirkungen auf den Menschen und versucht immer wieder Lücken im System zu finden und Inseln zu bilden, an denen Partizipation und Selbstbestimmung gelebt werden können. Künstler_innen sind Vorreiter_innen von dialogischen Prozessen, bauen Brücken und verlassen auf der Suche nach neuen Einsatzorten die Kunsthallen – wie schon in den 1960er-Jahren die *Artist Placement Group*. Während die Künstler_innen der Gruppe für die Unabhängigkeit des Individuums kämpften, arbeiteten sie an der demokratischen Legitimierung von partizipatorischen Prozessen und der Strukturen, die Vielfalt vereint. Das ist heute eines der wichtigsten strategischen und politischen Ziele, will man das Feld nicht den Populisten und ihren simplen Botschaften überlassen. Künstler_innen werden als Partner_innen für andere Disziplinen immer begehrt, wenn es gilt, neue Positionen zu beziehen, Dinge bewusst, sichtbar und erlebbar zu machen. Darin sind sich alle im Buch versammelten Expert_innen einig. Aus der Philosophie kommend der Jesuit Michael Bordt in der Kunst Raum für neue Erfahrungen und Wolf Dieter Enkelmann empfiehlt der Wirtschaft, Kunst „in die Bestimmung des eigenen Wesens hineinzulassen, statt sie in die Sammlungen zu eskamotieren.“ Michael Hirsch ruft die Kompetenz der Kunst bei der Beantwortung sozialer Fragen durch die konkrete Utopie einer anderen Lebensweise ins Bewusstsein. Aus

ökonomischer Perspektive ist für Berit Sandberg zukunftsweisend, dass Künstler_innen beginnen, nicht mehr für den Kunstmarkt zu arbeiten, sondern „Sozialunternehmen zu gründen, die Gewinnerzielung und Gemeinwohl miteinander verbinden.“ Die Ökonomin Nora Szech hält die Kunst für eine wichtige Partnerin, um Grenzen zu überschreiten und aus traditionellen Ansätzen herauszukommen. Eine vielfältige Kultur ist für den Unternehmer Götz W. Werner eine Grundvoraussetzung für eine florierende Wirtschaft und die Entfaltung der Gesellschaft.

Paarbeziehungen als die elementarste Form von Allianzen kommen im Interview mit der Psychologin und Supervisorin Astrid Schreyögg zur Sprache. Im Gespräch mit dem *Institut for Design Research Vienna* geht es um die Zusammenarbeit von Schüler_innen und Designer_innen bei neuen Lebensentwürfen; um Allianzen zwischen unterschiedlichen Spezialist_innen bei der Aufklärung von Menschenrechtsverletzungen in der Arbeit des Kollektivs *Forensic Architecture*. Die Zusammenarbeit von Handwerker_innen und Designer_innen be-

7

Neue Aktanten und Allianzen der Kunst im 21. Jahrhundert, http://90.146.8.18/de/archives/festival_archive/festival_catalogs/festival_artikel.asp?iProjectID=12928
Zuletzt aufgerufen am 16.2.2018.

8

Vgl. Gesa Zimmer, *Komplizenschaft: Neue Perspektiven auf Kollektivität*, Bielefeld 2013

9

Bedienungsanleitung für das Raumschiff Erde, S. 46, siehe FN 1

kommt in den *Passionswegen* von Lilli Hollein ein Forum. An wegweisenden Allianzen zwischen Architekt_innen und Bewohner_innen arbeiten sowohl *bogevischs buero* in München als auch der *Urban-Think Tank* weltweit. Wie Wissenschaftler_innen, Künstler_innen und Bürger_innen bei der Konzeption eines neuen Naturkundemuseums mitwirken, ist im Interview mit Michael John Gorman die Rede, das von Allianzen der Menschen mit allen Lebewesen dieser Welt handelt.

All dieses Engagement zeigt: Für den Neustart eröffnen sich neue Handlungsräume zwischen den Disziplinen. Überall wird daran gearbeitet, die Vision einer Zukunft in die Realität umzusetzen, mit authentisch handelnden Individuen einer Gesellschaft, in der das Gemeinwohl im Interesse aller ist. Das könnte das übergreifende strategische Ziel sein, für das sich neue interdisziplinäre Allianzen im Hinblick auf das Ganze bilden.

Es stehen keine utopischen Fantasien im Raum, sondern klar umrissene Aufgaben. Ob das die Bildung eines neuen Gesellschaftsvertrags ist, die Einführung eines bedingungslosen Grundeinkommens oder die Reform von Bildung, die Schaffung neuer öffentlicher Räume für Teilhabe, der Erhalt natürlicher Lebensräume oder investigative Maßnahmen: Es braucht Initiative und Mut, Neugier und Offenheit, Dialog und Vertrauen. Die Grenzen zwischen Disziplinen und Nationen sind durchlässiger geworden.

In diesen Zwischenräumen eröffnen sich neue Freiräume. Dieses Buch will zu neuen Allianzen inspirieren und zu mehr Komplizenschaft⁸ – von Spezialist_innen unterschiedlichster Professionen und sozialer Kategorien, die sich in einer Grauzone zwischen Grenzen und Konventionen vollzieht. Hier entwickeln sich neue Keimzellen für eine Gesellschaft, in der Kompliz_innen neue Wege beschreiten. Gegenseitige Wertschätzung ist dabei ebenso wichtig für das Gelingen, wie das präzise Durchspielen des Plans, Weitsicht und Vertrauen. Auf die Unterschiede, Konkurrenzen und Differenzen haben wir lange genug geachtet.

Einer der wichtigsten nächsten Schritte wäre in unserem Raumschiff Erde unter den Zeichen der Vielfalt, der Migration und der Stabilität das Gemeinsame, das Verbindende unter uns Menschen ins Visier zu nehmen und darauf die Gestaltung der Zukunft auszurichten und mit Buckminster Fuller den Blick nach vorne zu richten:

„Die Sonne begleitet uns auf unserem Flug durch die gewaltige Weite des galaktischen Systems.“ (...) ⁹

ALEXANDER KLUGE

GÄRTEN DER KOOPERATION

Gärten der Kooperation, so der Titel einer Ausstellung¹ des Schriftstellers, Filmemachers und Theoretikers Alexander Kluge stehen für die Idee des Gemeinsamen, die sich als roter Faden durch seine interdisziplinäre Arbeit zieht und mäandierend neue Netzwerke zwischen den unterschiedlichsten Menschen bildet. „Ich glaube nicht, dass wir isoliert und als Einzelne arbeiten sollten, sondern dass wir unsere Eigenständigkeit, also unsere Widerspruchsfähigkeit, unseren Eigensinn am besten verwirklichen, wenn wir im Dialog sind.“²

Der Garten steht als Sinnbild für reale Orte der Ruhe innerhalb der immer komplexer und sich ins Digitale ausweitenden Gegenwart. In ihm ist die Welt implizit und die Grenzen zur umgebenden Natur sind fließend. Den Garten zeichnet aus, zugleich gestaltete Vielfalt und Freiraum zu sein. „Ein Garten ist der Antipol des Dschungels“³. Als ‚Gärten der Kooperation‘ bilden sie inmitten der Welt so etwas wie Zwischen-Räume, in denen Menschen zusammenkommen, im Dialog sich selbst ausdrücken und gemeinsam gestalten.

Konkrete Kooperationen und Allianzen geht Alexander Kluge seit langen Jahren mit Theaterleuten, Künstler_innen, Wissenschaftler_innen, Musiker_innen, Schauspieler_innen ein, um ein facettenreiches Bild der Gesellschaft und des Universums aus unterschiedlichen Blickwinkeln zu bekommen und neue Perspektiven auf unsere Gegenwart und Zukunft zu eröffnen.

1
Im Württembergischen Kunstverein Stuttgart, 14. Oktober 2017 – 14. Januar 2018

2
Alexander Kluge im Gespräch mit Hans Ulrich Obrist, in: Kat. Ausst. Museum Folkwang (Hg.), Alexander Kluge Pluriversum, S. 61

3
<http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/digitales-denken/alexander-kluge-gaerten-anlegen-im-daten-tsunami-1596476-p2.html>.
Aufgerufen zuletzt am 12.2.2018

4
Vgl. Alexander Kluge im Gespräch mit Chris Dercon „Das Theater ist der ideale Ort, um über die Zukunft zu sprechen.“, unveröffentlichtes Manuskript

5
Alexander Kluge im Gespräch mit Joseph Vogl am 7. Januar 2017 in München, Manuskript S. 20

Zukunft heißt immer auch Bilder davon zu entwickeln, wie wir zusammen leben möchten⁴. Dafür sind neben den Zwischenräumen Strategien wichtig, die zusammenführen, ‚in-between‘ und intuitiv Beziehungen erfassen. Hier eröffnet sich das Feld für ganz neue Allianzen zwischen ‚eigensinnigen‘ Menschen, bei denen nicht die Ratio das Verbindende ist, sondern Gefühl - wie bei King Kong und der weißen Frau.

„Das Wissen über die Zukunft können wir uns nicht verschaffen, aber wir können eine Haltung gegenüber den kommenden Entwicklungen so entwickeln, dass wir dabei den Mut des Erkennens verbinden mit dem Mut, die eigenen Emotionen und Sinne anzuwenden. Das könnten wir behalten. Jeder hat seinen eigenen Charaktergarten, in dem er jäten, aber auch pflanzen kann.“⁵ (EH)






„DIE NEUE KUNST

WIRD AUF EINEM ANDEREN

PRINZIP BASIEREN:

ZUSAMMENFÜHREN UND VERBINDEN.“



Wenn wir mit Chris Dercon durch die Orte und Räume der Kunst der Zukunft gehen, bewegen wir uns in den Zwischenbereichen, nicht mehr in den großen Tankern und Festivals des Kunstbetriebs. Längst obsolet sind das Alleinstellungsmerkmal als Qualitätskriterium, Besucherzahlen und Zielgruppen. Es geht um Vielfalt und neue Beziehungen. Wir bewegen uns in Räumen, in Nischen und auf Plätzen, in denen Gemeinsamkeit der Heterogenität im Sinne Jean-Luc Nancys gelebt wird. Die kulturellen Orte richten sich an den Menschen aus. Es sind Keimzellen neuer interdisziplinärer Kooperationen und Beziehungen.

Kunst ist eine Utopie von Gemeinsamkeit. Wollen wir damit beginnen?

Im Grunde sind wir allein. Wir lernen individuell und nehmen uns aus unserer eigenen Perspektive wahr. Dafür steht das Museum. Vor seiner Erfindung gab es diese Erfahrung nicht. Im Museum bewegen wir uns als Individuen, man ist zwar Teil des Kollektivs, doch das spielt dort keine Rolle.

Allerdings bekommen wir hier eine Idee von Gemeinschaft. Denken wir an die Fotografien von Wolfgang Tillmans seit den 1980er-Jahren, die jetzt in klare politische Aktionen münden. Er gibt nicht auf, sich mit anderen Leuten zu verbinden und nutzt dazu das Bild. So eine Kunst ist eine Form von Teilhabe.

Inwiefern unterscheidet sich diese Erfahrung im Museum von der im Theater?

Ins Theater geht man nicht als Individuum, da ist man Teil eines Kollektivs. Hier geht es vielmehr um die Bestätigung kollektiver Meinungen, etwa über die Stücke von Shakespeare, als um neue Einsichten. Man geht nicht zuletzt ins Theater, um als Gruppe bestätigt zu werden.

Wenn wir der Kunsthistorikerin Dorothea von Hantelmann folgen, dann ist die Frage, ob der kollektive Modus des Theaters oder der individualisierte der Ausstellung heute überhaupt noch die adäquaten Formen der Adressierung sind.

Der Tanz nimmt eine wichtige Rolle in Ihren Programmen ein. Was zeichnet ihn aus?

Viele Tänzer_innen suchen nach anderen räumlichen und zeitlichen Strukturen und finden diese eher bei außergewöhnlichen Konstellationen von Bewegungen und Gesten im anderen räumlichen Kontext des Museums. Stellen Sie sich eine Geste wie das Winken vor, mit dem man eine Verbindung zu einem entfernt im Raum stehenden Menschen herstellt. Das Winken ist eine gute Form, um Gemeinschaft zu bilden und das Gegenüber anzusprechen. Das ist spannend und markiert den ersten Schritt vom Individuellen zur Gemeinschaft.

Tanz ist eine Form des Sprechens. Es ist nicht die Ausdrucksform der Unmündigen. Im Gegenteil, es ist eine politische Sprache: ein Versprechen von Demokratie.

Was zeichnet Erfahrungen in Kunsträumen, in Theatern und Museen aus?

Alltägliche Erfahrungen werden in einer Form von Radikalisierung auf den Punkt

gebracht. Man muss sich heute wirklich die Frage stellen, was geschieht, wenn wir uns versammeln? Judith Butler fragt danach, welche Formen der Versammlung tatsächlich der Verwirklichung von Demokratie dienen. Ich rede von Gemeinschaft, aber niemals von Volksgemeinschaft. Und wer ist denn überhaupt das Volk? Brecht hat schon 1935 vorgeschlagen, statt von Volk von Bevölkerung zu sprechen. Aber was wäre ein ‚Bevölkerungstheater‘?

Wir brauchen nur mitten in Berlin durch die Straßen zu gehen, um zu spüren, dass sich die Leute auf der Straße irgendwie unwohl fühlen, ängstlich sind. Wenn viele Menschen zusammenkommen, wie auf dem Alexanderplatz oder dem Potsdamer Platz, fühlt man sich heute nicht mehr sicher und wohl, auch wenn das Smartphone ein vermeintliches Gefühl von Kontrolle vermittelt.

Im Hinblick auf diese alltägliche Erfahrung und um die Bedeutung des Zusammenkommens von Menschen in Zukunft zu untersuchen, haben wir bei der Neueröffnung der *Volksbühne* mit einer Aktion draußen auf dem Tempelhofer Feld begonnen. Und da haben wir erlebt, wie überaus friedlich das war und wie wenig beunruhigend.

Interessant ist, wie viele Orte es für das kollektive Leben immer gab, die das Gemeinschaftsgefühl belebten. Denken wir an das Kino, heute schauen die Meisten ihre Filme am Computer an. Im Gegensatz zu den traditionellen Wiener Kaffeehäusern, in denen die Leute die Zeitung lasen und debattierten, ist heute auch in den Cafés jeder mit sich selbst beschäftigt und schickt übers Smartphone seine Projekte in die Welt. Oder um mit Jarvis Cocker zu sprechen: Je kleiner die Screens desto weniger Menschlichkeit.

Gibt es deswegen eine so große Sehnsucht nach Gemeinsamkeit?

Ja, aber eine nach einer neuen Form von Gemeinsamkeit, die nicht ausschließt, ob nun aus nationalen, ethnischen, religiösen oder sonstigen Gründen. Denken wir an Ausstellungseröffnungen wie von Harun Farocki. Kunst sieht man da eher nicht. Das ist an solchen Abenden aber auch unerheblich für viele. Man hat eine gute Zeit, weil man mit anderen zusammen ist. Es ist eine Form von ‚Assembling‘, wie ein Hoffen auf Gemeinsamkeit. Man ist beurlaubt von üblichen Kontexten und erlebt Menschen in einem Raum. Beobachtet, wird beobachtet und ist selbst Teil dieser temporären Gemeinschaft.

Das klingt so, als wären es gerade die unspektakulären Formen der Gemeinsamkeit, die wichtiger werden. Ist wieder mehr Bescheidenheit angesagt?

Vielleicht erwarten wir heute zu viel von Gemeinschaft, ganz im Sinne des Dekonstruktivisten Jean-Luc Nancy. Sogar die heutige Familie bildet keine Familie in dem Sinne mehr, wie wir sie noch kannten. Ja, vielleicht müssen wir über eine reduzierte Form von Gemeinschaft nachdenken.

Wie schaffen wir es, neue Orte zu realisieren, an denen solche Gemeinschaft und damit Demokratie, Teilhabe und gesellschaftliche Relevanz gelebt werden können?

Dafür Räume zu schaffen, ist eine große Herausforderung. Man müsste der heutigen Demokratie erst einmal wieder beibringen, wie Gemeinschaft entsteht und funktioniert.

Die amerikanische Architektin Elizabeth Diller hat dafür in New York mit dem *High Line Park* und *The Shed* visionäre urbane Plätze und Räume entwickelt, die sowohl mutierende Formen von urbaner Architektur als auch mutierende kulturelle Infrastrukturen beispielhaft repräsentieren. Räume für kollektives urbanes Leben.

Wie sieht es mit einer Transformation der Kunstinstitutionen aus?

Hier geht es weniger um Architektur als um die Frage, was machen die Künstler_innen? Was macht die Kunst? Und was bedeutet das für das Publikum? Viele Museen und Kunsthallen sind nicht mehr für das geeignet, was Künstler_innen heute umtreibt. Wir müssen neue Räumlichkeiten anbieten und über die Kulturinstitute von morgen nachdenken.

Wichtig ist die Frage, wie in einem Raum mit dem Publikum umgegangen wird, egal ob es sich um eine Person handelt, um zehn, hundert oder tausend. Darum geht es, daran müssen sich die kulturellen Institute von morgen ausrichten. Die Frage stellen wir uns auch an der *Volksbühne*, wenn wir diese Choreografie mit Hunderten von Leuten machen oder der Tänzer Boris Charmatz zwischen dem auf Picknickdecken sitzenden Publikum agiert. Immer wieder formiert sich die Gruppe neu, bilden sich neue Konstellationen. Damit umzugehen und dafür Räume zu schaffen, ist eine interessante Aufgabe für Künstler_innen und Kurator_innen, natürlich auch für die Architekt_innen.

Inwiefern sollten sich die kulturellen Institutionen verändern?

Denken wir an die *documenta*. Ihr größtes Problem ist nicht der Inhalt oder die Finanzierung. Das wesentliche Problem ist die Größe. Wir können möglicherweise gar nicht miteinander über die *documenta* reden, weil wir beide völlig andere Sachen sehen, nicht alles sehen können. Es fehlt der Raum für gemeinsame Erfahrungen, wir zerstreuen uns in einem riesigen Areal. Für gemeinsames Agieren bieten die meisten Kunstereignisse wenig oder gar keinen Raum.

Die bürgerliche Öffentlichkeit bildete sich während des Diskurses über Kunst, im intimen Rahmen der Salons. Jetzt geht es um die Frage, wie wir Räume und Situationen gestalten, in denen Gemeinsamkeit und Demokratie erlebt werden können.

Um die Frage nach dem Format und dem Ziel von Ausstellungen kommen wir nicht herum, wenn wir Kunst als etwas begreifen, das essenziell für unsere Gesellschaft ist und eine Form von Gemeinschaft darstellt.

Was ist dabei wesentlich?

Der Respekt dem Publikum gegenüber. Ich war geschockt von der Missachtung einiger Journalisten, die statt die Performance und das Miteinander im Zuge der Eröffnungsaktion auf dem Tempelhofer Feld zunächst abschätzig die Leute beschrieben: Babys, Mütter mit Kinderwagen, ältere Leute, Prenzlauer Berg. Oder wenn das Publikum der *documenta* als Masse beschrieben wird, die keine Ahnung hat.

Kunst wird weder für die Eliten gemacht noch im Hinblick auf Besucherzahlen. Vielmehr geht es um die Frage, wie ich mit dem Publikum umgehe, das ist meine Verantwortung. Mit Getobe und Geschrei oder mit Stille? Wenn man als Kurator_in, als Architekt_in, als Vortragende_in das Ganze im Sinne der Kunst und des Menschen ‚verhandelt‘, ist man, denke ich, auf einem guten Weg. Das Publikum will eine neue Form von Begegnung – die Kunst ist kein Alibi, aber ein Anlass dafür.

... ein Anlass zusammenzukommen, sich auseinanderzusetzen mit dem, was uns umgibt?

Genau, es geht natürlich immer wieder um andere Formen des Zusammenkommens. Demonstrationen in Dresden, der ‚schwarze Block‘ in Hamburg, das sind auch Formen des Zusammenkommens. ‚We have to provide for all sandwiches.‘ Das ist eine interessante Aufgabe.

Ihre Stationen waren bisher Museen und Ausstellungshäuser. Was zeichnet das Theater aus, was war der Grund für Sie, jetzt an der Volksbühne arbeiten zu wollen?

Ich habe das Theater gewählt, weil es eine intensive Form der Begegnung ist. Gutes Theater bedeutet immer ein Entgegenkommen. Das Theater ist der ideale Ort, um über die Zukunft der Gemeinschaft nachzudenken. Es ist ein Akt, ein offenes System. Applaus ist nur eine Form von Orthodoxie, wir applaudieren an erster Stelle uns selbst, das interessiert mich nicht. Es geht mir um die Konstellation des Publikums.

Mich interessieren die Auswirkungen von etwas auf die Gestalt von etwas anderem. Etwa eine Öffentlichkeit zu kreieren, die neue Interaktionen ermöglicht und stärkt.

Das Theater ist natürlich auch ein Apparat, der seine eigene Logik, seine eigene Technik und finanzielle Kondition hat, die das Museum weit übertreffen. Im Hinblick auf den Aspekt der Begegnung und die Verringerung der Distanz zwischen Bühne und Zuschauerraum eröffnet sich die Weite des Raumes, besonders hier in Tempelhof. Das ist für mich eine absolut neue Entdeckung.

Wie viel Führung braucht es, um solche neuen Begegnungen zu ermöglichen?

Das können wir den Choreograf_innen überlassen. Sie sind die besten ‚Assembler‘. Sie verstehen es, mit Raum umzugehen, in ihm zu agieren. William Forsythe beispielsweise berät Architekt_innen bei der Planung von großen Gebäuden. Die Idee von Bewegung und Geste ist unendlich wichtig geworden. Räume regelrecht zu choreografieren ist eine ganz wesentliche Herausforderung. Räume, in denen Dasein und Miteinander gelebt werden können. Es geht nicht um eine Dramaturgie des Handelns, sondern um eine der Anwesenheit.

Wie sehen Sie Ihre Aufgabe als Leiter von Institutionen?

Ich bin kein Künstler. Ich bin kein Genie. Ich bin kein regieführender Intendant. Ich bin auch kein Kurator. Ich habe noch nie eine Biennale gemacht. Das interessiert mich nicht. Ich bin ein Produzent, ein Theoretiker und jemand, der erspürt und ermöglicht, was andere erkannt haben. Ich bin ein Moderator von Veränderungen, ein Vermittler und eine Art Schleuser von Ideen.

Vermittler_innen und die Öffentlichkeit spielen eine wesentliche Rolle, wenn es darum geht, das Beste aus der Konzipie-

Es fehlt der Raum
für gemeinsame
Erfahrungen,
wir zerstreuen
uns in einem
riesigen Areal.

rung und Umsetzung von Produktionen und Aktionen herauszuholen. Wichtig freilich ist es nicht nur von Partizipation per se zu reden, sondern ein Selbstverständnis zu entwickeln, das das Publikum sowohl in der Rolle der Auftraggeber_innen als auch der Beauftragten sieht.

Was erwarten Sie vom Publikum?

Die *Volksbühne* steht für die Freiheit der Kunst. Wir brauchen vom Publikum vor allem Neugier, bevor es Entscheidungen trifft. Sind es nicht gerade die Dinge, die man noch nicht kennt, die besonders interessant sind? Ich selbst bin sehr interessiert an Dingen, die ich noch nicht kenne.

Werden wir in Zukunft im künstlerischen Kontext noch von Disziplinen sprechen?

Wir müssen darüber nachdenken, welchen Effekt wir erreichen wollen, wie es weitergeht. Es wird nicht mehr darum gehen, welchen Platz einzelne Disziplinen besetzen. Alexander Kluge geht hier in die Tiefe. Einfach nur von Interdisziplinarität zu sprechen, ist zu wenig. Wie er sagte, müssen wir die Kommunikation zwischen den Künsten verändern, wenn sie zusammen mehr Wichtigkeit bekommen sollen. Kooperation allein reicht nicht, es gilt vielmehr Konvois zu bilden, die gemeinsam auf ein Ziel zusteuern. Deswegen rede ich nicht von Interdisziplinarität und auch nicht vom Gesamtkunstwerk, sondern im Sinne von Alexander Kluge von ‚In-betweenness‘. Wichtig ist das, was dazwischen, ‚in between‘, ist. Der neue Umgang mit dem Publikum ist nicht von allem ein bisschen, es ist etwas Neues, wofür wir noch keinen Namen haben, ein neues Genre.

Welche Rolle spielen konkrete Zwischenräume, außerinstitutionelle Räume?

Je größer und umfassender alles in Zeiten der Globalisierung und Digitalisierung wird, je größer und diverser das Publikum, desto wichtiger wird das Arbeiten und Zusammenkommen in Zwischenbereichen. Das Publikum ist längst nicht die eine Öffentlichkeit, sondern ein ‚Patchwork von Minderheiten‘. Das Kleine wird Zukunft haben, scheinbar unspektakuläre Orte wie ein altes Ladengeschäft, in dem Wolfgang Tillmans seinen Projektraum *Between Bridges* (siehe S. 24) eröffnet hat.

Die Dinge ‚in between‘ zu denken und neue Allianzen zu schließen, formulierte Alexander Kluge in seinen Ausstellungen des vergangenen Jahres in der *Fondazi-*

one Prada, im *Museum Folkwang* in Essen oder im *Württembergischen Kunstverein*. Ich selbst habe mich immer interessiert für Disziplinen, die jeweils in bestimmten Momenten in der Lage waren, einen aktiven Beitrag für die Gesellschaft zu liefern, kritische Fragen aufzuwerfen und die Disziplinen selbst ein Stück weit zu verändern und weiter zu entwickeln. Ich habe immer Dinge zusammengedacht, einschließlich statt ausschließend, inklusiv statt exklusiv. Die Dinge gehören zusammen, können auseinandergehen, sich trennen, bilden Brücken oder bewegen sich hin und her.

Wir selbst befinden uns auch an der *Volksbühne* in einem Zustand von ‚In-betweenness‘. Der Kulturwissenschaftler Ekkehard Knörer nannte unsere Arbeit, unterschiedlichste Vorschläge für theatrale Formen zu machen, eine Art ‚kuratorische Dauerreflexion‘. Das trifft es gut.

Inwiefern können wir von der ‚neuen‘ Volksbühne als beispielhaften Ort für neue Allianzen sprechen?

Es geht nicht darum, Synthesen zu erzwingen. In einem Gespräch über das Theater mit dem Philosophen Anselm Haverkamp habe ich vor Kurzem gesagt: ‚Wir müssen den Mut haben, das Theater als eine Ausstellung zu konzipieren und umgekehrt. Daraus könnte eine dritte Form entstehen, in der das Unfertige, das Unsagbare und das Unsichtbare eine fundamentale Rolle spielt. Wir müssen Gegensätze aushalten, keine Entscheidungen erzwingen.‘ Haverkamp entgegnete darauf, dass das strukturelle Zusammenhänge seien, die räumlich zu sehen sind, weil man sie im Verhältnis zur Zeit denken müsse. Dabei gehe es, seiner Meinung nach, nicht um die Zeit als das fortschreitende Element, sondern um einen Rückschritt in den Raum. Der Raum rekonstruiert den Lauf von Zeit und in diesem zurückgenommenen Raum kommt man zu dem, was ich ‚das Unfertige‘ nenne. Das wird die Dimension der Zukunft sein.

Wie sieht es mit Allianzen mit ganz anderen Disziplinen aus, etwa mit der Wirtschaft?

Wir können ebenso gut über den Bereich der ‚Virtual Reality‘ sprechen. Wir können über Ethnologie sprechen. Es werden ganz neue Genres entstehen. Das ‚Alleinstellungsmerkmal‘ als Qualitätssiegel hat ausgedient. Kunst, die ‚in between ist, ist einer Revolution vergleichbar. Es bedeutet, dass wir unsere Institutionen nicht mehr streng nach Feldern ausrichten, innerhalb derer Ak-

tionen stattfinden. Vielmehr geht es darum, den Effekt solcher Aktionen und die Prozesse, die dabei entstehen, einzubeziehen. Künstler wie Tino Sehgal leben das bereits. Sie verwenden kein Label, sondern bewegen sich irgendwo dazwischen.

Welche Allianzen, die Sie selbst eingegangen sind oder die Sie beeindruckt haben, haben Sie nachhaltig beeinflusst – und warum?

Der Tänzer Boris Charmatz hat 2009 das *Musée de la danse* geschaffen. Mit seinem Team arbeitet er an der Neudefinition des institutionellen und öffentlichen Raums mittels Tanz. Mit seiner Performance *Fous de danse – Ganz Berlin tanzt auf Tempelhof* hat er die neue Spielzeit der *Volksbühne* eröffnet. Dabei ging es ihm darum, öffentlichen Raum, der weder Theater noch Tanzschule ist, für uns mittels Tanz zu erarbeiten. Charmatz verwendet Tanz, um Menschen auf neuen Wegen zusammenzubringen und gegebene Formate zu überdenken. Wie lassen sich Tanz oder Poesie dazu nutzen, Menschen zu vereinen? Bei Charmatz ist Tanz Architektur.

Ein anderes Beispiel oder Vorbild ist natürlich Rem Koolhaas, dessen Überlegungen zum ländlichen Futurismus uns dazu zwingen, die Rolle der Städte, so wie wir sie kennen, neu zu definieren. Tatsächlich werden Ansätze zur Schaffung neuer Allianzen in unerwarteten Disziplinen und Medien vorangetrieben wie in der Stadtplanung, im Tanz, in der Poesie und sogar im Radio. Oder im Ausprobieren neuer Formen der Kulturproduktion, wie *Les Nouveaux commanditaires* (die *Neuen Auftraggeber*, siehe S. 126) von François Hers, ein Konzept, das Alexander Koch (siehe S. 121) nach Deutschland gebracht hat.

Lassen Sie uns den Blick in die Zukunft richten. Auch wenn wir nicht wissen, was sein wird, was wäre jetzt zu tun?

Wir können die Zukunft durch unsere Programme und unsere Produktionsweise in bestimmte Richtungen lenken und Produktionsmöglichkeiten schaffen. Das ist das Essenzielle, nicht die Festivals und großen Events. Zum anderen brauchen wir eine unglaubliche Neugier nach Begegnung, Dialog und Austausch mit dem Publikum.

Wo gibt es erste Ansätze für zukunftssträchtige Kunsträume, in denen das bereits gelebt wird?

Francesca von Habsburg, Miuccia Prada und Maja Hoffmann (siehe S. 36) sind

Es geht nicht um eine Dramaturgie des Handelns, sondern um eine der Anwesenheit.

Vorreiterinnen. Sie schaffen bereits die Rahmenbedingungen für diese ‚In-Betweenness‘ im Sinne von Alexander Kluge (siehe S.16), für Begegnungen und für einen Gestaltungsbegriff, der sich nicht mehr in alten Grenzen bewegt, sondern Entwicklungspotenziale freisetzt.

Es ist auffallend, dass gerade diese privaten Institutionen Vorreiterrollen übernehmen. Sicher ist ein Grund, dass sie im Gegensatz zu den Kunstinstitutionen wie wir sie kennen, die finanziellen, aber auch die strukturellen Voraussetzungen haben, um solche Experimente überhaupt zu realisieren. Wünschenswert wäre es, wenn so etwas auch in öffentlichen Institutionen möglich ist. Ein Ziel für die Zukunft ist es allemal.

Gibt es das Kunstsystem im heutigen Sinne in 20 Jahren überhaupt noch? Wie sieht Ihre Vision aus?

Schon in einigen Jahren werden wir nicht mehr allein nach innovativer Kunst suchen oder über sie diskutieren, sondern vielmehr neue, diversifizierte Besuchergruppen ermitteln und nach ihnen Ausschau halten. Dann werden die einflussreichsten Kunstwerke jene sein, die eine Art Zusammengehörigkeit zum Ausdruck bringen. Die Gegenwartskunst funktioniert oft nach dem Prinzip: Separieren und Schockieren. Die neue Kunst wird auf einem anderen Prinzip basieren: Zusammenführen und Verbinden.

Die finanziellen und symbolischen Werte von Kunstwerken gehen immer weiter auseinander. Vielleicht gibt es in zehn Jahren Kunst und Künstler_innen, die nur noch im Handel und in privaten Sammlungen vorhanden sind, und andere wiederum, die in den öffentlichen Instituten ein Zuhause haben – als geistiges Eigentum vieler, statt im Besitz Einzelner zu sein.

In einigen Jahren werden wir zunehmend sogenannte einzigartige Kunstobjekte mit seriellen Arbeiten, Begleit-Dokumenten oder sogar Handwerk, Nichtkunst oder Laienkunst mischen.

Unsere Künstler_innen werden nicht mehr ausgefallen sein wollen. Ihr Lieblingsthema wird das Alltagsleben sein – eine Aktivität, an der jede_r teilhaben kann.

Es ist absehbar, dass wir nicht mehr über Kunst aus bestimmten Disziplinen oder spezialisierten Kunstdomänen sprechen werden, sondern über Netzwerke, die Verbindungen zu anderen Netzwerken suchen.

Schon bald werden die Besucher_innen kultureller Institutionen anfangen, diese wie Begegnungsorte zu benutzen, wo sie

mehr und mehr Zeit verbringen und eine Vielfalt von Aktivitäten zur Verfügung haben. Individuen möchten eine Gemeinschaft sein, sie wollen den Geist der Kooperation spüren, bei der es um die Neugestaltung von Beziehungen geht.

Kunstinstitutionen werden immer mehr wie ein Campus sein, auf dem man nicht nur über und mit Kunst lernt, sondern dabei auch die wichtigen Zusammenhänge des Lebens aufgreifen wird. Weitergedacht bedeutet das auch, dass Bildung oder Lernen als künstlerische Aktivitäten zu begreifen sind.

In absehbarer Zeit werden wir in einer noch weiter globalisierten, kuratorischen Nation leben.

Was werden wesentliche zukünftige Aufgaben kultureller Organisationen sein?

Das Selektieren, Editieren, Interpretieren, Kommentieren und vor allem Präsentieren werden noch wichtigere Alternativen werden, gerade aufgrund der endlosen, immer neu zusammengewürfelten Infodaten der digitalen Welt. Kurator_innen werden mehr und mehr zu wichtigen kulturellen Persönlichkeiten, die ihrer Auswahl von Objekten Subjektivität und Empathie verleihen. Was bedeutet es, etwas auszustellen? Wir stellen Fragen, auf die *Google* keine Antwort findet.

Aber nur eine neue Organisation der Institution ‚Kulturgesellschaft‘ kann solche Ambitionen gestalten und realisieren. Mit ‚neue Organisation‘ meine ich nicht nur die Entwicklung einer neuartigen Definition von Künstler_innen oder Kurator_innen, sondern auch das Betrachten aller anderen Aspekte und Faktoren eines Kunstinstituts.

Selbst wenn es sich als nötig erweisen sollte, alles neu zu gestalten oder neu zu definieren, um Aktivitäten nachgehen zu können, die wir nicht mehr anhand der Bereiche, in denen sie sich abspielen, identifizieren, sondern anhand der Wirkungen, die sie erzielen.

Kunst als Utopie der Gemeinschaft. Schließt sich damit der Kreis?

Die Utopie wird immer besser, während wir auf sie warten, um noch einmal mit Alexander Kluge zu sprechen.

Das Interview führte Elisabeth Hartung.

Chris Dercon studierte Kunstgeschichte, Theaterwissenschaften und Filmtheorie und arbeitete zunächst beim belgischen Rundfunk und Fernsehen. Interdisziplinäre Konzepte und Projekte zeichnen seine Arbeit ebenso aus wie die Öffnung von Kunstinstitutionen für Diskurse und neues Publikum. Als Direktor verantwortete er das Programm des *MoMA PS1* in New York, war Gründungsdirektor des *Witte de With – Center for Contemporary Art* in Rotterdam und ab 1996 Direktor vom *Museum Boijmans Van Beuningen*. Als Direktor des *Hauses der Kunst* in München war er von 2003 bis 2011 tätig, bis 2016 leitete er die *Tate Modern* in London. Seit 2017 ist Chris Dercon Intendant der *Volksbühne* in Berlin.

KUNST FÜR DIE GESTALTUNG DER DEMOKRATIE

DIE PLAKATE

VON WOLFGANG TILLMANS

„Ich bin interessiert an dem, was wir teilen, nicht an dem, was uns trennt.“¹ In den Fotografien von Wolfgang Tillmans verschränken sich Politisches und Privates. Grenzen zu überschreiten und Brücken zu schlagen, ist das selbsterklärte Ziel seiner Bilder und seines Projektraums *Between Bridges* in Berlin. Hier öffnet er Raum für politischen Dialog und für „Kunst, die keine Stimme hat“.²

Bereits seit einigen Jahren nimmt Tillmans Bezug zu konkreten gesellschaftspolitischen Veränderungen. In Großbritannien initiierte er 2016 eine Pro-EU-Kampagne, die zur Wahl gegen den Brexit aufrief. 2017 folgte eine Aktion zur Bundestagswahl in Deutschland. Sieben Plakate zum Selberdrucken und zum Verbreiten im Social-Media-Format forderten auf, Stellung gegen die rechtspopulistische *Alternative für Deutschland* zu beziehen – mit der Stimme bei der Bundestagswahl. Die Plakate zirkulierten bald schon weit über die Kunstöffentlichkeit hinaus. Die von ihm gestalteten Foto- und Textkombinationen für die Bundestagswahl vermitteln mit ihrer eindrücklichen Sprache und Ästhetik Bilder für eine gemeinsame Vision. „Als Disziplin für Gestaltung und Kommunikation, Selbstbestimmtheit und Freiheit repräsentiert insbesondere die Kunst zentrale Kategorien von Demokratie.“³ Daher ist es längst an der Zeit, dass sie mit ihrer Gestaltungskompetenz auch Bilder für die Demokratie entwirft. Wolfgang Tillmans lebt ‚Gestaltung als Haltung‘ vor, um damit auch den Typografen Helmut Schmid zu zitieren, der in den 1970er-Jahren für die Bundesregierung tätig war.⁴ In seinem jüngsten Buch bringt Tillmans Neuwissenschaftler_innen, Publizist_innen und Politiker_innen zusammen, um darzulegen, dass wir neue visuelle Ideen brauchen. Denn, so der Fotograf, „Politik, Emotion und das Gehirn sind stark verknüpft.“⁵ (LvG)

1
Wolfgang Tillmans, Einführung, in: Brigitte Oetker und Wolfgang Tillmans (Hrsg.): *Jahresring 64. Was ist anders?*, Berlin 2017, S. 9.

2
Wolfgang Tillmans, Quelle: <http://www.db-artmag.com/archiv/2006/e/3/1/431.html>.
Zuletzt aufgerufen am 25.01.2018.

3
Elisabeth Hartung: *Neue Räume braucht das Land*, in: Christine Fuchs (Hrsg.): *Politisches Design – Demokratie gestalten*, Ingolstadt 2017, S. 90.

4
Nach Victor Malsy u. a. (Hrsg.): *Helmut Schmid. Gestaltung ist Haltung*, Basel 2006.

5
Wolfgang Tillmans, Einführung, in: Brigitte Oetker und Wolfgang Tillmans (Hrsg.): *Jahresring 64. Was ist anders?*, Berlin 2017, S. 9.



PAVILLON OF REFLECTIONS

FORUM FÜR BESONDERE JOINT VENTURES

Allianzen implizieren Neugier, Widerspruch und Wagnis, sie machen eine Zusammenarbeit erst interessant. Unter dem Titel *What People Do For Money – Some Joint Ventures* initiierte Christian Jankowski (S. 28) Kollaborationen zwischen internationalen Künstler_innen und in der Stadt vertretenen Berufssparten wie der Polizei oder einem Bootsbauern, einem Bestattungsinstitut und einer Hundestylistin, einem Zahnarzt und einer Stewardess.

Das Besondere dieses als *Manifesta 11* realisierten Projekts lag in den individuellen Prozessen, insbesondere den Begegnungen an verschiedenen Schauplätzen, und dem Hinterfragen des eigenen beruflichen Selbstverständnisses – und denen der Anderen. Programmatisch entfachte Christian Jankowski damit ein grundsätzliches Überdenken des Kunstsystems, seiner Orte, von Stereotypen und sonst üblichen Grenzen. Zugleich wurde die menschliche Dimension von Arbeit an sich ebenso virulent wie politisch relevante Fragen zum Thema Arbeit der Gegenwart und Zukunft.

Herzstück und öffentliches Forum der *Manifesta* war der *Pavillon of Reflections*: Eine Art schwimmendes Holzfloß wurde zu einer vom Alltag entfernten Insel im Zürichsee, auf der die Dokumentationen aller Joint Ventures gezeigt wurden. Spielerisch und leichtfüßig kamen hier unterschiedliche Menschen zusammen, um die Filme zu sehen, sich zu treffen oder einfach zum Baden nach Feierabend. So waren neue Perspektiven auf die Stadt in unterschiedlichster Form möglich. Orte für solche Erfahrungen und ungewöhnliche Begegnungen zu entwickeln, kann im besten Sinne eine gesellschaftsrelevante Aufgabe der Kunst sein. (EH)





CHRISTIAN JANKOWSKI

„LÄCHELN IST EIN TÜRÖFFNER.
WENN ES FREI IST,
KOSTET ES NICHT VIEL UND
ÜBERWINDET AUCH MAL GRÖSSERE
ZWISCHENMENSCHLICHE
DISTANZEN.“

Allianzen mit Menschen einzugehen, zeichnet die Arbeit des Künstlers Christian Jankowski aus. Unter dem Titel *What People Do For Money* initiierte er für die *Manifesta 11* 2016 in Zürich Joint Ventures der besonderen Art zwischen Künstler_innen und Vertreter_innen unterschiedlicher Berufsgruppen. Neugier und Offenheit sind die Voraussetzungen für Dialog: Vertrauen und Respekt müssen gegenseitig erarbeitet werden. Dafür winken Überraschung und neue Perspektiven als Gewinn – für beide Seiten. In dieser Hinsicht hat die Kunst eine gesellschaftsrelevante und politische Dimension.

„Die kürzeste Verbindung zwischen zwei Menschen ist ein Lächeln.“ Diesen Satz las ich heute Morgen im Spiegel des Hotels. Das scheint mir ein guter Beginn für unser Gespräch über neue Allianzen zu sein.

Ja, die Magie des Beginnens. Jemanden erst einmal anzulächeln, zeigt eine Offenheit, egal ob man Menschen für die Kunst gewinnen will oder in ein Taxi steigt. Die Wahrnehmungskanäle sind geöffnet und Möglichkeiten tun sich auf. Es ergeben sich ein paar mehr Optionen für ein Gespräch, als wenn man sich grimmig anguckt oder erst gar nicht voneinander Notiz nimmt.

Lächeln ist ein Türöffner. Wenn es frei ist, kostet es nicht viel und überwindet auch mal größere zwischenmenschliche Distanzen. Man belohnt sich meistens auch selbst damit, wenn man positiv und offen an eine Sache herangeht statt mit Vorbehalten. Natürlich kann ein Lächeln auch dumm oder hinterhältig sein. Aber, wenn man an Simplicius Simplicissimus, Forrest Gump oder ähnliche Charaktere denkt, dann sehen wir, dass wir lächelnd und der Welt zugewandt, größere Abenteuer und Erfahrungen machen können. Wir sollten uns mehr wie freundliche und neugierige Aliens begegnen. In diesem Zustand ist das Gegenüber noch nicht festgeschrieben. Hier eröffnet sich das größte Potenzial, mehr voneinander zu erfahren und mehr miteinander zu gestalten.

Da spricht Erfahrung.

Absolut. Begegnungen zwischen vordergründig sehr unterschiedlichen Welten initiiere ich in meinen künstlerischen Werken. Diese Begegnungen zeichnen das aus, was mich bei der *Manifesta 11* am meisten interessiert hat: möglichst unterschiedliche Menschen zusammenzubringen, zu kollaborieren, um dabei neue Perspektiven für die Kunst zu finden.

Bei der *Manifesta 11* haben Sie 30 Paare zusammengeführt, jeweils eine_n Künstler_in und eine Person aus einem anderen Beruf. Welche Rolle hat da das Lächeln gespielt?

Es ging hier nicht um eine ‚Lächelparade‘. Das war wie im richtigen Leben: Viele haben sich solange angelächelt, bis es die ersten Forderungen und Missverständnisse gab. Es musste auch verhandelt werden, was man genau voneinander wollte. Und gerade Künstler_innen, die noch nicht genau wissen, was sie machen werden, können andere sehr irritieren. Es gab Gastgeber_innen, die erst sehr skeptisch waren und dann doch von

ihren Gästen aus der Kunst und ihren Ideen beglückt wurden. Klar, dann wurde anerkennend und nicht ohne Stolz gelächelt. Umgekehrt gab es Gastgeber_innen, die zuerst gelächelt und dann mit der Kunst oder der *Manifesta* ihr blaues Wunder erlebt haben. Plötzlich ging gar nichts mehr und es half auch kein Lächeln. Oft sind wir durch alle Phasen einer Beziehung gelaufen, bis es am Ende dann doch geglückt ist.

Wie würden Sie im Nachhinein dieses Experiment beurteilen?

Unsere Aufforderung war letztlich eine Zumutung für alle Beteiligten. Die Aufgabe bestand nicht nur darin, aufeinander zuzugehen, sondern gemeinsam eine Arbeit in Zürich zu generieren. Auf Augenhöhe, jedoch mit einer klaren Aufgaben- und Rollenverteilung. Die Künstler_innen waren für die Kunst verantwortlich und die Gastgeber_innen aus den unterschiedlichen Berufen für den spezifischen Fachjargon und die Verbindungen zu ihrem System. Und sie kannten sich in Zürich aus, nahmen die Stadt aus ihrer persönlichen und beruflichen Perspektive als Pfarrer_innen oder Feuerwehrleute wahr und waren hier vernetzt.

So entstanden Allianzen aus zwei Expert_innen völlig unterschiedlicher Bereiche für die Produktion eines neuen Kunstwerkes?

Genau. Zunächst ging es für die Vertreter_innen der Berufe darum, die Künstler_innen zu inspirieren, ihnen aus ihrer beruflichen Perspektive Zürich zu zeigen, ihnen dann zuzuarbeiten, bei der Produktion eines Werkes zu helfen und das Ergebnis am Ende auch in ihrem Arbeitskontext auszustellen. Unser Konzept sah vor, dass jede dieser Kollaborationen am Ende drei Zustandsformen als Kunstwerk haben würde: eine als Installation am Arbeitsplatz, eine als Exponat im Museum und eine als mediale Dokumentation des ganzen Arbeitsprozesses, festgehalten in einem Film.

Arbeitsplätze als Produktionsorte waren ein wesentlicher programmatischer Bestandteil?

Für diese *Manifesta* wollte ich gezielt Arbeitsräume mit Kunst bespielen: Orte, die schon einer bestimmten zweckmäßigen Nutzung zugeschrieben sind. Die Kunst war sozusagen eine zusätzliche Qualität. Dadurch wurde eine gegenseitige Durchdringung von Arbeits- und Kunstraum möglich. Es war auch ein Beharren darauf, dass Kunst etwas mit uns, mit der Gesellschaft und den Men-

Ohne
Vertrauen
keine
Allianzen,
ohne
Vertrauen
entsteht
nichts
Neues.

schen zu tun hat. Deshalb wollte ich die Kunst am Arbeitsplatz und nicht nur in den großartigen Kunstorten Zürichs sehen. Zum Schluss gab es eine Balance zwischen der Präsenz der Kunst an den Berufsarten und den Kunstinstitutionen.

Was veränderte sich durch den Rücktransfer in den Kunstkontext?

Die Gastgeber_innen wurden selbst zu Gästen und das Verhältnis zwischen den Paaren wurde ausgeglichener. Es ist wie eine Gegeneinladung. Die Gastgeber_innen, also die Zahnärztin, die Hundefrisörin oder die Feuerwehrleute, die den Kunstwerken in ihren Räumen Platz gegeben haben, sahen die Werke an denen sie mitgewirkt hatten im Museum. Die White Cubes wurden damit auch zu Orten der Begegnung der Züricher Berufsleute, nicht nur der üblichen Besucher_innen der Ausstellung. Die Züricher Polizei erfuhr dann, was die Therapeut_innen oder die Mitarbeiter_innen der Kläranlage mit ‚ihren Künstler_innen‘ gemacht haben.

Über die bestehenden Kunsträume hinaus fungierte der Pavillon of Reflections als ganz zentraler Ort, an dem alles zusammenkam. Welche Rolle spielten da die Videos der Kooperationen?

Besonders wichtig war mir das Festhalten der einzigartigen Prozesse in Form eines Videos. Zu jedem der 30 eingeladenen Künstler_innen entstand ein eigener Beitrag. Alle 30 Filme wurden im *Pavillon of Reflections* (siehe S. 26), einer im Zürichsee schwimmenden, für die Manifesta neugeschaffenen Architektur, gezeigt. Man stand dort auf dieser schwimmenden Insel und konnte sich, wie in einem Open-Air-Kino, die Filme auf einem riesigen Screen nacheinander gemeinsam anschauen – von der ersten Begegnung der Gastgeber_innen und der Künstler_innen bis zur Monate später stattfindenden internen Eröffnung der Kunstwerke an den Arbeitsplätzen. Somit konnte man auch miterleben, wie das Experiment in der jeweiligen Berufswelt aufgenommen wurde, mit ihrer jeweils eigenen Art, die Kunst zu lesen und zu kommentieren. Während die Installationen nicht mehr existieren, weil die *Manifesta* längst abgebaut ist, bleiben die Videos bestehen und vermitteln ein gutes Bild der Ereignisse und neuen Werke.

Sie haben selbst Erfahrung in der Arbeit mit verschiedenen Berufsgruppen. Welche Paarung hat Sie durch ihre besondere Allianz überrascht?

Tatsächlich haben mich viele sehr berührt. Besonders jedoch der Künstler Marco Schmitt, der sich die Kantonspolizei ausgesucht hatte. Während er mit auf Streife gefahren ist, hat sich ein wunderbarer Austausch mit der Polizei über Kunst, Kunstbegriffe und diverse Kunstrichtungen entwickelt. Gespräche beim Autofahren gelingen oft besonders gut, weil man beiläufiger ist, nicht zu lange über jedes einzelne Wort nachdenkt und den Gedanken in Ruhe nachgegangen werden kann. Wenn man aus Berufsgründen Streife fährt, hat man viel Zeit sich zu unterhalten.

Deswegen gibt es in diesem Film eine wahnsinnig schöne Szene, als der Künstler die Polizist_innen fragt, was das surrealste Erlebnis in ihrem Beruf war, worauf sie ganz besondere Geschichten aus ihrem Polizeialltag erzählen. Sie stehen auf einem Berg, machen Zigarettenpause und blicken auf ihr Arbeitsfeld Zürich herunter und man merkt, irgendwie hat es zwischen diesem anarchischen Künstler und den Beamten ‚geklickt‘. Das Vertrauen war entstanden und man entschloss sich, gemeinsam einen surrealistischen Film für die *Manifesta* zu drehen.

Führen Sie uns kurz in diesen Film, dieses Ergebnis der Begegnung zwischen Kunst und Polizei ein.

Da ist ein magischer Moment festgehalten, die Annäherung zwischen extrem unterschiedlichen Polen: der freien Kunst und der Ordnungshüter. Dazu gehört auch, dass der Künstler die Polizei keineswegs nur als seinen ‚Freund und Helfer‘ auffasste und inszenierte, und er wiederum nicht zu Unrecht von den Polizist_innen ein bisschen skeptisch betrachtet wurde, wenn er in seiner Performance vor der Kamera etwas übertrieb. Aber wie sich diese Beziehung zu den freiwilligen Schauspielern_innen entwickelte, die er bei der Kantonspolizei rekrutierte, um Luis Buñuels Klassiker *Der Würgeengel* nachzuspielen, und wie er damit eine fantastische Neuerzählung geschaffen hat, finde ich unglaublich geglückt (siehe S. 34). Die Filmpremiere fand vor den Kolleg_innen im Kriminalmuseum der Hauptwache statt, und anschließend diskutierten sie über den ‚Zürialismus‘, eine ganz neue Kunstrichtung, die soeben entdeckt war.

Haben sich aus diesen Partnerschaften weitere Kooperationen ergeben oder hat sich etwas Neues daraus entwickelt?

Das Neue sind ja genau die Kunstwerke. Oft stellt man fest, dass die Kunst, in

der anderen Welt, und damit meine ich beispielsweise die Polizeiwache, ein eigenes Leben weiterführt. Wird sie dort geliebt und gepflegt oder zur Seite geschafft und unter den Teppich gekehrt? Beides ist möglich. Viele Menschen, die mit ihr einmal so richtig in Berührung kamen, gewinnen ihr immer mehr ab, manche werden süchtig. Spannend an Kunst ist, dass man ihre langfristige Wirkung nicht genau bezeichnen und kontrollieren kann. Aber über Kunst ergeben sich sehr schnell Brückenschläge, um erneut mit Leuten in Kontakt zu treten.

Was ist eine der wichtigsten Qualitäten von Kunst, wenn wir von neuen Allianzen sprechen?

Das dialogische Prinzip, ihr Vermögen, unterschiedlichste Menschen zusammenzubringen. In der Systemtheorie heißt es, dass Kunst von der Kommunikation selbst vorangetrieben wird. In anderen Systemen, der Wirtschaft beispielsweise, ist es das Geld, das die Beziehungen in Gang hält. In wieder anderen ist es eine andere ‚Währung‘. Natürlich sind auch in anderen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens Unterhaltung und Kommunikation extrem wichtig. Während in der Werbung oder bei politischer Propaganda klar definiert ist, warum welche Botschaft verbreitet werden muss, ist in der Kunst die Message am wenigsten festgeschrieben. Diese Offenheit ist eine Qualität, weil man selber herausfinden kann, worüber man reden möchte und warum man sich damit beschäftigen sollte.

Was hat Sie als Künstler gereizt, eine *Manifesta* zu kuratieren und damit die Rolle zu wechseln und Kurator zu werden?

Da war die Lust, etwas Neues im Format einer Großausstellung auszuprobieren, etwas zu bewegen und ein Statement zu machen. Ich denke, Grund der Einladung an mich war das Konzept meiner künstlerischen Arbeit und meines Kunstbegriffs. Als Kurator habe ich dieselben Strategien angewendet wie als Künstler beim Kunstmachen. Nur war alles größer, viel mehr Menschen waren involviert. Alle Motive sind in meinem Werk als Künstler angelegt. Mich interessieren gestaltbare Formate und Beziehungen, egal ob nun ‚Künstler‘ oder ‚Kurator‘ auf der Verpackung steht.

Welche Erkenntnisse aus dieser speziellen Arbeit halten Sie für wesentlich im Hinblick auf das Schließen von neuen Allianzen?

Das Ausprobieren und die Offenheit für das Ergebnis sind notwendig, wenn neue Begegnungen und Formen entstehen sollen, so etwas folgt keinem vorgefertigten Skript. Die ganze *Manifesta* forderte von allen größtmögliche Offenheit und auch finanzielle Zauberei, gerade in Zürich, einer der teuersten Städte Europas, in der es keine günstigen Produktionsorte für Künstler_innen gibt.

Bei dem Konzept stand auch Jan Hoets *Chambres d'amis* Pate. Also die Idee, dass reiche ‚Kunstfreund_innen‘ in den Sommerwochen, wenn sie verreist sind, ihre Privathäuser für Künstler_innen zur Verfügung stellen und im Anschluss diese privaten Häuser für eine Ausstellung öffentlich werden. Das geht nur über Vertrauen – zur Kunst, zu Rezipienten, zu Künstler_innen. Ohne Vertrauen keine Allianzen, ohne Vertrauen entsteht nichts Neues.

Welche Rolle spielt die Kunst in der Gesellschaft?

Kunst wird an so vielen Stellen in der Gesellschaft gebraucht, aber auch missbraucht, von allen möglichen Interessensgruppen pseudopolitisiert, mit Stempeln versehen, zum Spielball für Kurator_innen und den Markt gemacht. Ehrlicherweise gehört dazu auch eine Organisation wie die *Manifesta*. Bei allen guten Ambitionen habe ich leider die von der Direktorin der *Manifesta* postulierte ‚Criticality‘ an ihrem eigenen System sehr vermisst und auch nicht als erwünscht erlebt. Wenn der Auftrag etwas ‚Kritisches‘ sein soll, stellt man bildlich gesprochen auch einen Spiegel in den Raum. Kunst jedoch ist nicht automatisch auf eine Art politisch, wie sich das eine Institution oder Kurator_innen vorstellen oder wünschen, auch wenn man sie in politisch-kritischem Gewand verkaufen möchte. Die Kunst ist frei. Das ist für mich zentral.

Was macht Kunst auch politisch relevant?

Diese Ausstellung war im höchsten Maße politisch und kritisch, auch wenn es ihr von einigen Seiten abgesprochen wurde. Überall, wo die Kunst in das Leben anderer Menschen eintritt und mit ihnen und mit anderen öffentlich agiert und sich behauptet – gegen Ideologien, gegen die Wirtschaftlichkeit, gegen die Norm, fängt für mich Politik an. Die Verschwendung, die Maß-, Sinn- und Zwecklosigkeit der Kunst eröffnet politische Fragen. Politisch wird es gerade auch dadurch, dass es von bestimmten Leuten als apolitisch wahrgenommen

Überall, wo die Kunst in das Leben anderer Menschen eintritt und mit ihnen und mit anderen öffentlich agiert und sich behauptet – gegen Ideologien, gegen die Wirtschaftlichkeit, gegen die Norm, fängt für mich Politik an.

worden ist. Es lohnt sich immer anzuschauen, wer so etwas behauptet.

Welche neuen Allianzen wünschen Sie sich, damit das politische Potenzial der Kunst noch deutlicher zur Geltung kommt?

Man braucht natürlich auch Feinde, um überhaupt zu diskutieren. Und man braucht Partner_innen, die Freiräume geben und schaffen. Wir machen uns etwas vor, wenn wir die Sogwirkung der großen Namen und Institutionen unterschätzen. Aber ebenso müssen wir uns klarmachen, dass viel Energie im Apparat und seinen Machtansprüchen verloren geht. Zurück zur Frage: Ich wünsche mir Kunst-Allianzen mit Menschen, deren Meinungen wir nicht unbedingt teilen müssen.

Inwiefern könnten Aufträge Formen von Allianzen sein? Immerhin haben diese auch ein Ziel vor Augen, die Entstehung eines neuen Kunstwerks.

Alle meine Arbeiten entstehen durch Aufträge. Das macht mir Spaß, ich bin auch eine Art Unterhaltungskünstler. Die Kunstinstitutionen bieten eine Infrastruktur und deren Nähe suche ich natürlich als Künstler. Hier wird verhandelt, was Kunst ist. Ich glaube an die Institution als einen Ort, um einen guten Dialog und eine gute Diskussion über Kunst zu führen. Aber was heißt Dialog? Zu diesem Dialog gehört auch, dass wir am Anfang kurz innehalten und einen inneren Dialog führen. Wollen wir nicht eigentlich alle etwas Tolles anschauen, das uns inspiriert, statt alles sofort zu zerreden? Mich treibt der Kunstgenuss weiter und genauso die Freude, dass meine Arbeiten etwas bei einem mir völlig fremden Menschen auslösen. Mir gefällt die Tatsache, dass irgendjemand sich etwas anschaut und dabei für sich denkt. Was denkt er? Wie lang bleibt er? Was hat er für ein Gesicht gemacht während der Kunstbetrachtung? Wie benutzt er das, was er erfahren hat? Kunstgenuss ist für mich auch das Kollektive in der Kunst. Es ist nichts, was man nur alleine mit sich ausmacht.

Kunst also als Möglichkeit, etwas kollektiv wahrzunehmen, darauf zu reagieren, sich auszutauschen?

Ohne Publikum ist Kunst für mich nicht denkbar. Ich mag das Publikum, das physisch miteinander da ist. Dafür braucht es Orte, an denen Überraschungen möglich sind und ein Austausch stattfindet. Zum Beispiel durch eine Reaktion: Wo kichert, weint oder erwacht jemand in dem Moment, da er eine Arbeit sieht?

Darf man überhaupt lachen über das, was man sieht? Also wie reagieren andere Charaktere auf das, was sie sehen? Dafür braucht es Räume, die da sind, an denen man sich tatsächlich treffen kann.

Sind hier in diesen Räumen so etwas wie Bildung von Identität, aber auch Innovationen durch Begegnungen mit dem Anderen, dem Unbekannten verortet?

Kunst hat ja irgendwie mit Perspektive zu tun. Auf all diesen sich immer weiter und immer feiner aufspaltenden Wegen, auf denen sich etwas von den beiden Ursprungsberufen des Jägers und Sammlers immer weiter verästelt und verfeinert, eröffnen sich immer neue Perspektiven auf die immer wiederkehrenden Themen: Wer bin ich? Was ist wichtig im Leben? Was will man gemacht haben, bevor man nicht mehr da ist? Welche Antworten gibt es auf die unerträgliche Leichtigkeit des Seins oder eben seine unerträgliche Schwierigkeit? Von den verschiedenen Perspektiven unterschiedlichster Menschen mit unterschiedlichsten Berufen auf die Welt zu blicken und erfrischt zu werden, ist der rote Faden meiner Arbeit und meines Seins.

So gesehen ist alles Kunst. Man kann auch sagen: die hohe Kunst der Massage, die hohe Kunst der Chirurgie, die hohe Kunst des Sports, der Politik, der Rede – alle verstehen sich als Kreative und Künstler_innen, und auch zu Recht. Das heißt, eigentlich sind die Definitionen davon, was Kunst ist, eine komplette Selbstdefinition, die jede_r Rezipient_in nur und ausschließlich für sich alleine machen kann. Würde man mich fragen, wo die Kunst aufhört. Dann ist meine Antwort darauf: Da, wo es unvorstellbar für einen selbst wird.

Was würde der Kunst guttun?

Das Eintreffen von außerirdischen Wanderausstellungen.

Wie sieht ein idealer Ort für Begegnungen aus?

Da kommt noch einmal der *Pavillon of Reflections* ins Spiel. Ich habe erst von einer Insel mitten auf dem Zürichsee geträumt, zu der man hinfährt und damit eine richtige Destination hat. Dann fängt es an zu regnen, und man hat kein Boot, um wieder zurückzukommen. Also hängt man dort fest mit ein paar Fremden, mit denen man sich über die Kunst austauscht, die man gesehen hat.

So weit draußen?

Genau, in der Mitte des Sees. Ich dachte, da würfelt es bestimmt lustige Leute zusammen, die auf einmal dort gestrandet sind. Da bräuchte es ein Schwimmbad zwischen Projektionsort und Tribüne, sodass man die Leinwand gespiegelt im Wasser sieht und gleichzeitig baden kann. Das wäre auch eine Frage der Gleichheit, dass man sich dort im Badeanzug zeigt, also so, wie man eben ist. Wir sind alle Menschen und im Sommer gerne im oder am Wasser – das ist daher ein toller Ort, um Menschen zu begegnen. Solche Orte würde ich gerne zusammen mit Architekt_innen entwickeln und mit Musiker_innen die Musik dazu.

Welche Qualitäten würden in Ihrer Vorstellung diese Räume besonders brauchen?

Sie sollten einladend sein. Und multifunktional. Wie Bar, Kino und Freibad in einem.

Was meinen Sie, ist wesentlich für eine interdisziplinäre Allianz, etwa mit einem CEO aus der Wirtschaft?

Ich bin Künstler, meine Arbeiten entstehen immer irgendwo und meist landen sie im Museum. Das heißt, zunächst können das alle Orte sein, die mich interessieren, das kann auch ein Supermarkt sein. Warum sollte nicht ein CEO bestimmte Qualitäten und bestimmte Themen mit sich bringen? Das ist für mich genauso interessant. Wesentlich ist, dass man sich zusammen auf eine Reise einlässt. Es braucht Verbindlichkeit und Verlässlichkeit und klare Worte von beiden Seiten. Allianzen sind dann am besten, wenn jeder klar sagt, was er möchte und erwartet und doch so offen bleibt, dass Neues entstehen kann.

Also eine Frage der Wertschätzung im wahrsten Sinne des Wortes.

Genau, alles andere ist Zeit- und Energieverschwendung. Wenn wir noch einmal auf den CEO zurückkommen: Die Kunst braucht keinen Gefallen eines Gönners, sondern ein Gegenüber, das seine eigenen Werte und sein professionelles Wissen in die Allianz einbringt.

Werfen Sie mal einen Blick in die Zukunft. Was wünschen Sie sich für die Welt?

Größere Austauschprogramme. Nicht *Chambres d'amis* sondern ‚Perspektiven d'amis‘, um so mal auf begrenzte Zeit als Gast die Welt durch die Augen eines anderen Menschen zu sehen. Es gibt viele Konflikte und Probleme, die man mit einem solchen Austauschpro-

gramm sicher schnell lösen könnte. Auf gewisse Weise fühle ich mich oft wie ein Energievermittler. Ich arbeite mit vorhandener Energie, und meist hat keine der Seiten allein recht oder unrecht. Auch aus Kunstwerken können multiple Autoren sprechen.

Geht es grundsätzlich darum, Verantwortung zu übernehmen? Um das Eintreten fürs Gemeinwohl?

Ja, doch das in der Kunst zu leben, ist verdammt schwer und wird schnell plakativ. Ich habe keine Antwort darauf, aber in jedem Fall ist diese Frage kontrovers und vielschichtig, wie das Projekt von Ólafur Elíasson für die Biennale in Venedig zeigt. Es ist unerträglich zu sehen, wie die Flüchtlinge im Italienischen Pavillon an seinen Skulpturen basteln und diese Werke vor Ort verkaufen. Das provoziert natürlich die Frage nach Alternativen für verantwortungsvolles künstlerisches Handeln. Dadurch wird dieses Projekt wieder relevant. Der Künstler ist in einer konfliktbeladenen Rolle, den Heilsbringer nimmt man ihm nicht zu hundert Prozent ab. Missionare haben sich auch die Hände schmutzig gemacht.

Wie wird die Zukunft der Kunst sein?

Für die Frage nach der Zukunft würde ich eher einen Wahrsager besuchen als einen Künstler. Aber ich bin sicher, dass sich die Kunst weiter auch auf physische Räume beruft und darin auch weiter berufen wird. Der digitale Raum steht natürlich auch nicht still.

Für mich ist es ein großer Luxus, dass ich als Künstler bei jeder neuen Herausforderung das Recht habe, anders darauf zu reagieren, obwohl ich etwas mache, das sich auf gewisse Weise von Arbeit zu Arbeit ähnelt. Und dass ich mich von einer schnellen formalen Wiedererkennbarkeit nicht abhängig gemacht habe.

Kunst zu machen hat für mich mit Ein- und Ausatmen zu tun. Meine Haltung werde ich auch nicht fundamental ändern können. Ich nehme etwas auf, verarbeite es, stoße wiederum etwas ab. Das ist wie bei einer Melodie, die man entwickelt. Man setzt einen Ton, dann kommt der nächste. Wenn man eine Tonfolge gespielt hat, kommen danach nicht unendlich viele Töne in Frage. Nur beim Improvisieren in einer Session mit anderen Musikern entstehen diese Überraschungsmomente. Und dann ist plötzlich unglaublich viel auch von mir unkontrollierbar, weil ich reagiere, auf alles was da kommt.

Müssten sich bestimmte Regeln verändern, um neue Spielräume aufzutun? ‚Spielräume‘ klingen nach etwas Amüsantem und ‚spielerisch‘ schnell nach einem großen Vergnügen. Das ist gut, denn es geht nicht nur um Leben und Tod in der Kunst. Aber es geht eben auch nicht nur um Vergnügen dabei. Und veränderte Regeln machen nicht jedem Vergnügen, aber ja: neue Regeln, neues Spiel.

Wie wichtig sind Mitspieler_innen für Ihre Arbeit?

Was meine Kunst ausmacht, das sind die Allianzen. Ich mache nichts alleine. Das ist natürlich leicht und schwer zugleich. Es gibt geteilte Verantwortung und zugleich Unsicherheit. Doch hier eröffnet sich ein Zwischenspiel, indem sich hinter der Maske immer ganz Persönliches verbirgt und öffnet zugleich. Ich habe das große Glück, dass ich durch die anderen, durch diese Begegnungen mit den anderen, die mitwirken, selber immer wieder überrascht werde.

Das Interview führte Elisabeth Hartung.

Der deutsche Konzept- und Medienkünstler Christian Jankowski zählt zu den Provokateuren seiner Zeit. In Arbeiten wie *Dienstbesprechung* (2008) tauscht ein ganzes Kunstmuseum die Rollen, wird aus der Security der Kurator, die Direktorin zur Teppichverlegerin; in einer Aktion während der *Art Cologne* konnten Werke von Jeff Koons oder Franz West via Teleshopping von einem QVC Verkäufer erworben werden. 2016 leitete er als erster Künstler-Kurator unter dem Titel *What People Do For Money* die elfte Ausgabe der *Manifesta* in Zürich.



Marco Schmitt, Filmstill aus *Xterminating Badges*, 2016. Der Film entstand für die *Manifesta 11* in Kooperation zwischen dem Künstler und der Züricher Polizei (siehe Interview mit Christian Jankowski S. 28).



MAJA HOFFMANN

„GASTFREUNDSCHAFT

IM BESTEN SINNE

UND VORBILD

FÜR EINE DEMÜTIGE,

RESPEKTVOLLE UND

PRAKTIZIEREN – ALS BEISPIEL

INKLUSIVE HALTUNG.“

Gemeinsam an möglichen Welten zu arbeiten, ist das erklärte Ziel der *LUMA Foundation* in Arles (siehe S. 42). Dazu lädt Maja Hoffmann auf etwa 40.000 Quadratmetern internationale Expert_innen aus Kunst, Wissenschaft und Ökonomie, lokale Spezialist_innen und die Öffentlichkeit ein. Das hochkomplexe System ist ein Archipel im Sinne des französischen Autors und Philosophen Édouard Glissant, für den einzelne Inseln nur im Verbund als Ganzes funktionieren.

Sie verbinden in Ihren Institutionen und Programmen unterschiedlichste Disziplinen aus Kunst, Wirtschaft und Wissenschaft, um an brisanten Fragen unserer Gegenwart zu arbeiten, wie zu Menschenrechten oder Umwelt. Was macht die interdisziplinäre Suche besonders?

Normalerweise sind die unerwarteten Begegnungen die spannendsten. Ein Zusammenkommen von Expert_innen aus unterschiedlichen Feldern durchkreuzt die gewohnte Routine. Daraus können größere Ideen entstehen, und ein Denken und Arbeiten außerhalb der Komfortzone wird möglich.

Was ist dabei Ihr Impetus?

Mein Antrieb ist es, gemeinsam mit anderen an möglichen Welten zu arbeiten. Es geht um die Gestaltung der Zukunft.

Welche Rolle spielen für Sie dabei die Künstler_innen?

Im Zentrum dieser Auseinandersetzung zu stehen, ist für die meisten Künstler_innen Alltag. Mit meiner Stiftung unterstütze ich diese Position und lasse mich von ihr inspirieren: Was würde passieren, wenn wir alle wie Künstler_innen arbeiteten? Fast alle Kreativen, die ich kenne, erstellen eine Mindmap, eine Sammlung von Bildern, Büchern und Ideen, bevor sie ein großes Projekt beginnen. Die Reibung, die durch das Zusammenwerfen von scheinbar zusammenhanglosen, schrägen Ideen oder Storylines entsteht, macht die Erzählung zu etwas Einzigartigem. Aber natürlich hängt die Qualität der Mischung von der Qualität des Ursprungsmaterials ab.

Mitte 2019 soll der Kunstcampus nach der Fertigstellung eines Turms von Frank Gehry eröffnet werden. Doch seit Jahren wird auf dem Areal schon geforscht, gedacht, entworfen, produziert. Was waren für Sie entscheidende Wegmarken?

Seit Bekanntgabe des LUMA-Projekts 2007 im *Parc des Ateliers* werden in der LUMA-Stiftung konkrete Programme für Arles entwickelt.

Tatsächlich bespielen wir bereits seit 2010 das Gelände ohne Unterbrechung. Nur die ‚große Eröffnung‘ des Kunstcampus zu erwarten, würde daher dem nicht gerecht, was wir heute schon tun. Die Aufbauphase war ein langer Prozess in mehreren Abschnitten.

Die erste Phase begann um 2004, als ich in der Schweiz die LUMA-Stiftung gegründet und damit einen ‚Korpus‘ geschaffen habe, um agieren zu können.

2010, als wir die ersten Konstruktionsentwürfe einreichten, ging es sowohl um die Architektur als auch um die Programmgestaltung. Mit der Kerngruppe an Berater_innen (das ‚Core Team‘, bestehend aus Tom Eccles, Liam Gillick, Hans Ulrich Obrist, Philippe Parenno und Beatrix Ruf) feilten wir an unserer Vision von einem idealen Ort. Darüber hinaus erarbeiteten wir gemeinsam mit über 300 lokalen und internationalen Expert_innen das Konzept für Aufbau und Leitung einer Kulturinstitution des 21. Jahrhunderts. Sommer für Sommer teilten wir die Fortschritte an Bauentwurf und Programm mit der Öffentlichkeit. Wir beteiligten uns auch an lokalen Projekten wie dem Fotofestival *Les Rencontres d'Arles* oder dem Musikfestival *Les Suds*.

Unser erster Bau- und Masterplan wurde 2010 auf der Architektur-Biennale in Venedig und im *Pavillon de l'Arsenal* in Paris der Öffentlichkeit präsentiert und kurz danach von den *Architectes des bâtiments de France* abgelehnt. Bisherige Zusammenarbeiten halfen uns aber, den Glauben ans Unerwartete und Unbeständige zu bewahren und als Gruppe entschlossen weiterzuarbeiten.

Nach dem Schock der Ablehnung wurde die zweite Phase eine spannende Zeit mit vielen Herausforderungen, zu denen die komplexen Verfahren der Baugenehmigungen in diesem speziellen Areal gehörten. Die weltweite Finanzkrise hätte schon 2008 das Ende all unserer Bestrebungen bedeuten können. Doch sie entpuppte sich als äußerst schöpferische Zeit der Zusammenarbeit insbesondere mit Künstler_innen und mit Frank Gehry, die das Projekt vorwärtsbrachten und seine Relevanz betonten.

So konnte 2013 die dritte Etappe beginnen. Der Neubau und die Sanierung einer 40.000 Quadratmeter großen Fläche plus riesigem Garten innerhalb einer kleinen, vollständig von der UNESCO geschützten Stadt mit 75.000 Einwohner_innen und den geringsten Steuereinnahmen in ganz Frankreich war eine große logistische Aufgabe. Trotzdem versuchten wir, das Gelände so weit wie möglich zugänglich zu machen und der Öffentlichkeit interessante Projekte anzubieten.

Auf einer Baustelle Programme zu entwickeln, scheint programmatisch für Ihr Ziel zu sein, Prozesse zwischen unterschiedlichsten Partner_innen zu initiieren und zu fördern. Was ist damals entstanden?

Programmatisch ist tatsächlich der Titel *Neue Welt* der wunderbaren Solo-Show von Wolfgang Tillmans, die von Beatrix

Ruf kuratiert wurde. Es gab thematische Ausstellungen wie *Systematically Open* (2016) und wir starteten unser *Living Archive*-Programm, das ein wesentlicher Bestandteil von *LUMA Arles* ist. Die Idee ist, mit lebenden Künstler_innen an ihren Archiven zu arbeiten. Archivierung, Bildung und die aktive Kunstproduktion inspirieren sich gegenseitig. 2013 haben wir uns gemeinsam mit Tony Oursler mit seinem Archiv auseinandergesetzt, dadurch wurde *Imponderable* (2015) möglich. Dieses Jahr ging es weiter mit dem Archiv von Annie Leibovitz, das im *LUMA Arles* eine dauerhafte Bleibe bekommt. Die Ausstellung haben wir *The Early Years: 1970–1983. Archive Project #1* (2017) genannt.

Inwiefern ist das Thema ‚Archivierung‘ für Sie so relevant?

Wir dokumentieren jeden Schritt unserer Produktionen in Arles. Letztlich sollen das LUMA-Gelände, die Gebäude und das Archiv Teil des dortigen ‚Kulturerbes‘ werden. Dabei spielt die gegenwärtige dialogische und prozessuale interdisziplinäre Arbeit vor Ort eine tragende Rolle.

Wie können wir uns die Realisierung von konkreten Prozessen und Projekten vorstellen?

Beginnend mit der dreijährigen Residency von Benjamin Millepied und seines *L.A. Dance Project* haben wir Live-Performances initiiert. Wir haben gemeinsam mit dem *CCS Bard Center for Curatorial Studies* Symposien organisiert und damit unser Bildungsprogramm gestartet. Schon vor zehn Jahren begannen wir mit umfangreichen dialogischen Programmen, mit zahlreichen Workshops, Thinktanks und Eins-zu-eins-Begegnungen zwischen Menschen vor Ort, internationalen Expert_innen und führenden Denker_innen aus den verschiedensten Bereichen wie Kunst, Architektur, Design, Umwelt, Wirtschaft, Geschichte, Technologie, Social Entrepreneurship, den Medien, aber auch aus dem Tourismus oder der Abfallwirtschaft. Kurz, aus allen Feldern, von denen wir denken, dass sie auf das, was wir bauen, Einfluss nehmen. Diese Form der ‚Gastfreundschaft‘ wurde sozusagen unser Modus Operandi bei allen weiteren Projekten.

Wir funktionieren wie Édouard Glissants *Archipelago*, in dem „viele kleine, miteinander verbundene Inseln nur als Ganzes bestehen können“.

Was ist der nächste Schritt?

Mit dem kürzlich eröffneten Forschungs-

labor *Atelier LUMA* und den ersten jährlich stattfindenden Arbeitsgruppen *LUMA Days* und *Scenario 100*, wollen wir alle Beteiligten zu Themen zusammenbringen, mit denen wir nicht nur die Arbeit voranbringen, sondern auch zur Entwicklung der Stadt und der Region beitragen wollen. Wir unterstützen diese Treffen und Kollaborationen, die sich mit der unbekannteren Zukunft auseinandersetzen.

In Ihren Publikationen heißt es auch, der Ort würde sich durch seine Flexibilität architektonisch an eine sich stetig ändernde Umwelt anpassen und neue Möglichkeiten erschaffen. Wie ist das zu verstehen?

Ein flexibler Ort, um Kunst zu zeigen, ist heute ein Wunsch an und für alle Architekt_innen bei fast jedem Auftrag zum Bau neuer Institutionen. Wir haben bei einer Fläche von 40.000 Quadratmetern, die uns zum Arbeiten zur Verfügung steht, diese Flexibilität. Deshalb können wir uns auf Beziehungen und den Austausch konzentrieren, die neue Projekte, ortsspezifische Erzählungen und Auseinandersetzungen hervorbringen.

Die Ausgewogenheit zwischen Orten des Arbeitens, der Begegnung, der Produktion und des Ausstellens ist sehr wichtig, wobei sich nach neuem Verständnis von Architektur diese Räume auch überschneiden können. Leider schränken aktuelle europäische Bauvorschriften und neue Herausforderungen in Sachen Sicherheit unserer Kreativität ein. Auch die klimatischen Bedingungen und die Landschaft um Arles sind Faktoren, die Flexibilität erfordern und nicht nur die Gestaltung des Gartens, sondern auch das Programm in den Galerien und alle übrigen Aktivitäten beeinflussen werden. Unser Motto „Ein Ort, an dem immer, überall irgendetwas passiert“ beinhaltet auch, dass wir nicht immer mit Hochgeschwindigkeit arbeiten müssen. Es ist genauso interessant, einer Blume beim Wachsen zuzusehen wie eine Ausstellung zu besuchen, deshalb wird es auf unserem Gelände immer etwas zu sehen oder zu erleben geben, auch in Zeiten des scheinbaren Stillstands.

Wie wesentlich sind die Anfänge für die Zukunftsfähigkeit einer neuen Allianz?

Um neue Allianzen zu festigen, ist es aus Non-Profit-Sicht wesentlich, dass man den kreativen Prozess gemeinsam beginnt. Danach ist es wichtig, sich in der Expertise auszutauschen und zu ergänzen, damit das Projekt Früchte trägt. Unsere Mission ist es, einzigartige Erleb-

nisse durch das Auseinandersetzen mit Kunst, Umwelt, sozialer Gerechtigkeit und Bildung zu ermöglichen.

Dank seiner Ausstattung wird *LUMA Arles* auch Gastgeber für vergleichbare Aktivitäten sein, die von anderen öffentlichen oder privaten Institutionen veranstaltet werden, aber auch von Unternehmer_innen, die anders denken und damit Kreativität und Kunst neu definieren.

Welche Rolle spielt das konkrete lokale Umfeld in Arles für LUMA?

Der Austausch mit den Menschen vor Ort und der Bezug zu den regionalen Besonderheiten ist uns sehr wichtig. Die Bewohner_innen der Stadt sollen die Ersten sein, die profitieren. Wir arbeiten mit lokalen Handwerker_innen, Baufirmen und Zulieferern auf internationalem Standard zusammen. *LUMA* ist eine Forschungs- und Inspirationsplattform, die es ermöglicht, die reichen kulturellen und materiellen Ressourcen von Arles und Umgebung als Werkzeuge ihrer Entwicklung zu entdecken, zu studieren, zu archivieren und zu teilen. Von diesem Gedanken ausgehend, wollen wir möglichst gute Beziehungen aufbauen und die richtigen Partner_innen für neue Allianzen finden, die uns dabei helfen, ein spannendes Jahresprogramm auf die Beine zu stellen und uns mit der übrigen Welt zu verbinden.

Welches bereits realisierte Projekt oder Programm der LUMA Foundation zwischen Wissenschaft und Kunst hat in Ihren Augen besondere lokale wie internationale Relevanz?

Interessanterweise sind oft die Kooperationen am erfolgreichsten, die auf den ersten Blick schwierig erscheinen. Ein Beispiel für so ein seit zwei Jahren laufendes Kollaborationsprojekt ist *Atelier LUMA*, eine neue Form der Produktionswerkstätte, die sich auf die Stadt, die Gemeinde und die Bioregion von Arles und Umgebung konzentriert. Dieses Programm haben wir mit einem Team von der *Design Academy Eindhoven* und mehreren Forschungsinstituten entwickelt. Wir haben ein Netzwerk aus Wissen und Kompetenzen geschaffen, das Designer_innen, Social Designer_innen, Landwirt_innen, Umweltschützer_innen und Wissenschaftler_innen miteinander verbindet. Als Quelle dient dabei die Bioregion mit all ihren Arten an Biomasse, wie Algen, Salz oder Schilf.

In vorangegangenen Jahren hätten Kunstinstitutionen es niemals gewagt, so ein hybrides Programm zu erstellen. Heute ist das essenziell. Charles Eames formu-

lierte das einmal so: „Eventually everything connects – people, ideas, objects. The quality of the connections is the key to quality per se.“ Für das *Atelier LUMA* ist Design ein Tool für radikale Transdisziplinarität: Designer_innen, lokale Partner_innen und Forscher_innen treten in einen Prozess jenseits gängiger Rollendefinitionen.

Was ist die Voraussetzung für gelungene Kooperationen?

Das Teilen einer Vision. Dabei hängt vieles von der ‚Chemie‘ und der geteilten Intuition ab. Wichtig ist auch ein Verständnis dafür, dass es viel Arbeit ist, von der Vision zum Projekt zu kommen, und dass man diese Arbeit nur gemeinsam bewältigen kann.

Welche Ziele verfolgen Sie, welche Fragen treiben Sie an?

Mir liegt das Gemeinwohl am Herzen. In Bezug auf Arles sind damit Intentionen und Fragen wie diese verbunden:

- Bewusstsein und Interesse für Umweltbelange zu schaffen – wie stellt das Projekt den Bezug zu einer nachhaltigen Zukunft her?
- Gastfreundschaft im besten Sinne zu praktizieren – wie kann das Projekt als Beispiel und Vorbild für eine demütige, respektvolle und inklusive Haltung dienen?
- Bildung und Kultur als Kernstück zu sehen – wie bringt das Projekt neue Fähigkeiten hervor oder wie hilft es bei der Neuausrichtung traditioneller Fähigkeiten, und wie vermittelt es das Wissen, das wir produzieren?
- Innovative Kollaborationen einzugehen – wie verstärkt das Projekt unerwartete Verbindungen und schafft eine Umwelt, die förderlich ist für Partnerschaften und innovative Geschäftsentwicklung?
- Exzellenz zum Maßstab erklären – wie vermittelt das Projekt Exzellenz in Inhalt und Service?
- Gemeinschaft zu leben – wie schafft das Projekt eine Gemeinschaft und gleichzeitig alle möglichen Verbindungen zu den Menschen vor Ort?

Wenn Sie neue Allianzen schmieden, arbeiten Sie dann mit ‚Meilensteinen‘, also in Etappen?

Das Neue an Allianzen kann man wie ein Öko- oder Designsystem betrachten: Pflanze die ‚Samen der Beziehung‘, dünge sie ohne künstliche Zusatzstoffe und ernte nur das, was du brauchst, um gesund zu bleiben. Wie ein ausgeglichenes Ökosystem.

Oder denken wir an Prozesse aus dem Design: Finde die bestmöglichen Partner_innen, erkenne, was sie möchten und was du bereit bist zu tun. Experimentiere mit etwas Kleinem: Organisiere ein gemeinsames Dinner, entwirf ein Produkt oder einen Prozess, an dem beide Seiten arbeiten können, teste das Projekt ein Jahr lang, um herauszufinden, ob nicht nur die Direktor_innen, sondern auch die Teams miteinander auskommen. Sei ehrlich in der Beurteilung. Verfeinere, adaptiere, arbeite an einer besseren Umsetzung, vielleicht sogar in einem größeren Rahmen.

Ist der Erfolg von Allianzen ideen-, produkt- oder wirtschaftsabhängig messbar?

Ein sehr praktischer Ansatz, um solide Allianzen zu schaffen, ist, gemeinsam gute Produkte herzustellen. Etwas zu bauen, das sowohl nützlich als auch wirkungsvoll ist, ist immer befriedigender, als einfach nur eine Marke zu kreieren. Bei uns entstehen Produkte für die Kunstwelt, Ausstellungen wie *Systematically Open*, *Imponderable* und Annie Leibovitz' *Archiv Project #1*: Sie haben sich entwickelt und werden im Ausland gezeigt. Unser *L.A. Dance Project* produziert erste eigene Stücke, und wir planen die Zusammenarbeit mit *Offprint* zu vertiefen, einem Buchladen mit Buchmesse vor Ort.

Vor allem Künstler_innen sind Individualist_innen. Aus Ihrer Perspektive gesehen: Wie gut sind Künstler_innen in Allianzen?

Ich denke, besonders allen jungen Künstler_innen ist heute die Idee der Gemeinschaft wichtig, vor allem denjenigen, die nach 1990 geboren wurden. Sie sind sich bewusst, dass sie in einer Welt politischer, ökonomischer, ökologischer, religiöser und kultureller Krisen aufwachsen, von ‚Nine Eleven‘ über den Börsencrash 2008, bis hin zu wiederkehrenden terroristischen Anschlägen, dem ernstzunehmenden Klimawandel und einer gravierenden Ungleichheit zwischen den Völkern und in der Ökonomie. Die Entwicklung ihrer Arbeit ist geprägt durch eine Zeit, in der Ressourcen knapp sind, Wissen dagegen reichlich vorhanden ist und geteilt werden kann. Künstler_innen können heute nicht gleichgültig sein! Die meisten liberalen Denker_innen stimmen dem zu, was von den Futuristen angekündigt und von Bertolt Brecht wiederholt wurde: „Kunst ist kein Spiegel, der der Realität vorgehalten wird, sondern ein Hammer, mit der diese geformt wer-

den muss.“ Deshalb denke ich, wir sind an der Schwelle zu etwas Neuem, das wir noch nicht genau definieren können und dessen Resultat meine Generation mit Sicherheit nicht mehr erleben wird. Trotzdem – oder gerade deswegen – ist es unser Anliegen, an den Grenzen transdisziplinärer Kollaborationen zu experimentieren, um Raum für kritische Diskussionen zu schaffen.

Welche Rolle spielt das Scheitern bei Allianzen?

Partnerschaften scheitern immer dann, wenn man zu viel verspricht und zu wenig liefert. Angesichts der Größe unseres Projekts, unseres Ziels und angesichts der Tatsache, dass wir ‚non profit‘ arbeiten, ist es notwendig, dass wir langfristig planen und starke Allianzen auf Wahrheit und Vertrauen aufbauen. Manche Allianzen werden scheitern, andere nicht. Aber das System wird weiterhin funktionieren.

Gab es Momente und Menschen, die gemeinsame Projekte eher verlangsamten als vorantrieben?

Im Moment sind unsere Allianzen in Arles alle noch sehr neu und damit fehlt uns die Erfahrung des Scheiterns. Trotzdem kann ich sagen, dass wir drei oder vier Jahre in unserem ursprünglichen Vorhaben zurückgeworfen wurden, als wir 2010 die Baugenehmigung für den Bau von Frank Gehry nicht erhalten haben. Unsere Entschlossenheit wurde auf eine harte Probe gestellt und durch die finanziellen Folgen einer solchen Verzögerung hat sich auch das Projekt in seiner Form verändert. Das war wirklich schade, denn die zusätzlichen Geldmittel hätten für konkrete Projekte verwendet werden können, um eine größere Wirkung auf die lokale Wirtschaft zu erzielen. Durch diesen Rückschlag sind wir wachsamer geworden und konzentrieren uns mehr darauf, was wir für wichtig halten.

Wie könnten in wirtschaftlichen Prozessen von Anfang an Kooperationen mit Visionär_innen aus unterschiedlichen Disziplinen implantiert werden – und nicht erst im Rahmen von eigens aufgebauten Stiftungen aus den Erlösen?

Es ist offensichtlich, dass rechtlich gesehen zwischen der ‚Non-Profit-Welt‘ und dem kommerziellen Geschäft eine Kluft herrscht. Deshalb ist es immer schwierig für Profitunternehmen, gemeinnützige Projekte zu unterstützen. Denn auch wenn die Visionen im Einklang sein können, die Ziele können es meistens nicht, zumindest rechtlich. Diejenigen, die ein Geschäft betreiben, sind die Bewah-

rer_innen des Wohlstands, denn sie erschaffen und sind verantwortlich für die finanzielle Lage. Diejenigen, die gemeinnützig arbeiten, wollen einfach nur, dass ihre Ausgaben die Investitionen nicht übersteigen.

Partnerschaften jenseits von Sponsoring und Vermarktungsmöglichkeiten sind eine komplexe Angelegenheit für kreative Institutionen. In der Konsequenz bedeutet das, dass es neue Möglichkeiten im kreativen und produktiven Prozess geben könnte, wenn allen klar ist, dass die Urheberschaft an Ideen oder Prototypen geteilt wird. In Arles möchten wir allen nicht offensichtlichen, aber notwendigen Bereichen Raum geben, die für den kreativen und produktiven Prozess wichtig sind.

Das Teilen von Wissen ist eine Grundlage für neue Möglichkeiten – angefangen bei der historischen Betrachtung eines Unternehmens, seiner Archive, seiner Geschichten. Es gibt viele unentdeckte Bereiche, und hier wollen und können wir aktiv ansetzen.

Was braucht es, damit die Wirtschaft Designer_innen und Künstler_innen als gleichwertige Partner_innen anerkennt?

Eine Partnerschaft auf Augenhöhe erfordert einen aufrichtigen und respektvollen Umgang mit den Ansichten des anderen. Top-Wissenschaftler_innen müssen genauso wie Top-Künstler_innen manchmal hohe Mauern um ihre Arbeit errichten, um sich auf ihre im Entstehen begriffenen Ideen und fragilen Konzepte zu konzentrieren und diese zu schützen, damit sie wachsen können, bevor sie veröffentlicht werden. Das Gleiche gilt für große Unternehmen. Wenn das Produkt einmal auf dem Markt ist, sind Beziehungen nur noch im Branding, Marketing und Verkauf möglich. Wir möchten nahe an unseren Partner_innen dran sein, wenn eine Idee entsteht, und so weit wie möglich Teil des kreativen Prozesses werden.

Sind die Künstler_innen bereit für solche Partnerschaften?

LUMA ist bekannt dafür, dass es seine Künstler_innen schützt und ihnen Raum gibt, ihre Ideen wachsen zu lassen. Uns ist bewusst, dass wir in Arles eine wunderschöne Bühne bieten können, aber was uns wirklich interessiert, ist das Produzieren. Das liegt auch in dem besonderen Gelände begründet, einer ehemaligen Eisenbahnfabrik. Wir glauben, dass dieser ‚Geist‘ nach wie vor präsent und sichtbar sein muss.

Unsere Mission ist es, einzigartige Erlebnisse durch das Auseinandersetzen mit Kunst, Umwelt, sozialer Gerechtigkeit und Bildung zu ermöglichen.



Was wünschen Sie sich für die Welt in 20 Jahren?

Für mich ist klar, dass es in den nächsten 20 Jahren um die anderen und um Ideen, die noch entwickelt werden, gehen muss. Ich mag die Idee des Gründerzentrums. Natürlich muss damit kein technologisches Zentrum gemeint sein, aber es liegt auf der Hand, dass in unserer Zukunft Technologie eine große Rolle spielen wird. Neue Technologien waren für die Kunst und die kreative Arbeit schon immer zentral.

Vielleicht sollte man sich auf ein natürlicheres Tempo besinnen und Investor_innen aller Art etwas mehr Zeit und Raum bieten, damit sie über die Markteinschätzung hinausgehen und sich überlegen, was in Bezug auf das Gemeinwohl getan werden muss. Wir denken, dass Social Entrepreneurs gerade jetzt eine wichtige Rolle spielen sollten, genauso wie Landwirt_innen, Mechaniker_innen und Köch_innen.

Während dabei manche Dinge verschwimmen, muss es auch deutlich umrissene Grenzen geben, einzigartige Praktiken, die trotzdem eine Einheit bilden – wie bei einer Inselgruppe. Auch wenn Plattformen bereits die Regel zu sein scheinen und wir uns heute in einer Sharing Economy befinden, müssen Exzellenz und Spezialisierung, aber auch Kritik und Einzelansichten geschützt werden, wie bedrohte Tierarten.

Welche neuen Kooperationen bräuchte es, um aus diesen Wünschen Wirklichkeit werden zu lassen?

Uns ist eine gesunde Sichtweise auf die Zukunft des Mittelmeerraums wichtig. Arles vertritt nicht nur in der Geschichte eine wichtige Position, sondern auch heute. Bei der Auseinandersetzung des Forschungsinstituts *Tour du Valat* und seinen Partner_innen mit den Sumpfgebieten können wir Beziehungen zwischen vielen verschiedenen Wissensfeldern, wie der Umwelt, der Kultur und der Sozioökonomie, sehr direkt beobachten und weiterentwickeln.

Vielleicht entstehen unsere neuen Partnerschaften durch traditionelle Handelsrouten wie der Seidenstraße? Es wäre wunderbar, wenn man diese Beziehungen in Form neuer Ideen wieder aufbauen könnte, ohne dabei die langjährigen Beziehungen zwischen den USA und Europa zu vernachlässigen. Wir sind dabei, Norden und Süden und Osten und Westen zu verbinden.

Wer hätte sich vor 20 Jahren vorstellen können, dass die weltgrößten Unternehmen einmal den Verkauf ihrer Expertise nicht mehr an eine Lieferkette knüpfen?

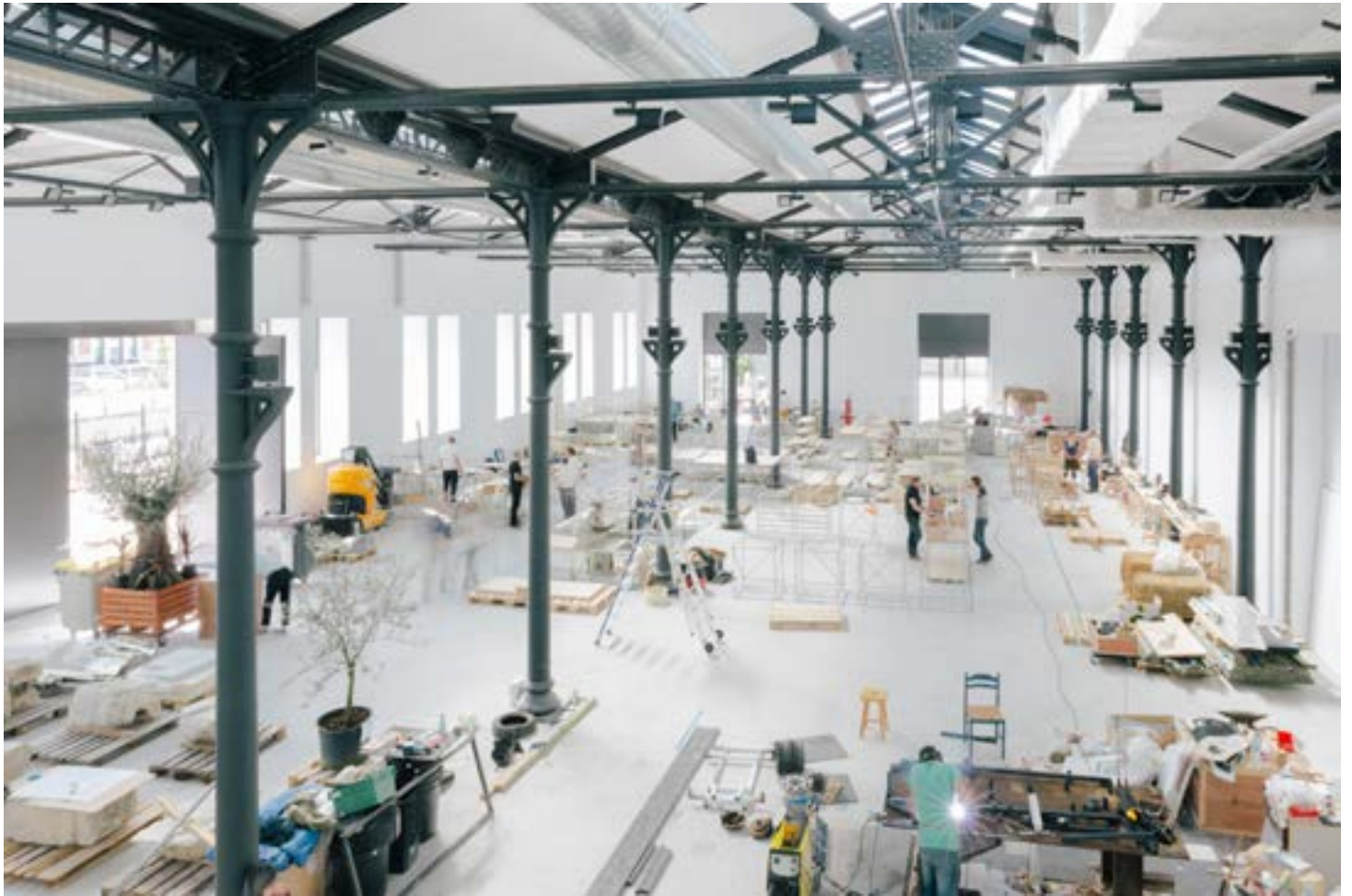
Was unsere Partner_innen betrifft, wollen wir eng mit Firmen und Non-Profit-Unternehmen zusammenarbeiten, die nicht nur der Zukunft ins Auge sehen, sondern auch verstanden haben, woher wir kommen und dass es ein langer Weg war. Die Zukunft der Arbeit bedeutet immer viel Anstrengung.

Die Fragen stellten Evelyn Pschak und Elisabeth Hartung, übersetzt von Mira Sacher.

Maja Hoffmann, Kunstsammlerin aus der Erbenfamilie des Basler Roche-Konzerns, engagiert sich in zahlreichen Ländern und Institutionen für die Förderung und Produktion von Kunst und Kultur. Dazu zählen die Kunsthallen in Zürich und Basel, die Ausstellungshalle *Palais de Tokyo* in Paris sowie das *New Museum* in New York. Seit 2004 werden ihre Förderaktivitäten in der *LUMA Foundation* gebündelt. Mit Maja Hoffmanns finanzieller Unterstützung wurde in Frankreich das Kulturzentrum *LUMA Arles* (S. 42) gegründet, das sich als Kultur-Campus versteht und 2018 eröffnet wird. Darüber hinaus engagiert sich Maja Hoffmann in verschiedenen Stiftungen für Menschenrechte, Natur- und Umweltschutz.

Auf dem ehemaligen *SNCF*-Gelände der südfranzösischen Stadt Arles entsteht auf 40.000 Quadratmetern ein Campus, dessen vordergründiges Ziel Gastfreundschaft ist. So beschreibt es Maja Hoffmann (siehe S. 36), *La Roche*-Erbin und Stifterin eines der größten Kulturzentren Europas. Expert_innen aus den unterschiedlichsten Disziplinen werden in Residencies, Werkstätten und Laboren, in Ausstellungen, Tanzaufführungen und einem lebendigen Künstler_innen-Archiv Raum für Austausch und Zusammenarbeit bekommen. Im Vordergrund stehen dabei Allianzen, die das individuelle und kollektive Bewusstsein für Kunst, Umwelt, soziale Gerechtigkeit und Bildung stärken. Ebenso wichtig wie das Arbeiten mit internationalen Kulturschaffenden ist das Einbeziehen regionaler Ressourcen, des Wissens und der Fähigkeiten der Menschen vor Ort. So werden im *Atelier LUMA* Allianzen zwischen Designer_innen und regionalen Expert_innen initiiert und Workshops durchgeführt, um lokale Lösungen für globale Probleme zu entwickeln. Eines dieser Projekte ist *Algae Lab*, in dem ein niederländisches Designstudio, ein Botaniker und der Kurator des Antikenmuseums Arles gemeinsam an der Herstellung von ‚natürlichem Kunststoff‘ aus Algen experimentieren.

Um die Bewohner_innen von Arles zum Besuch und Verweilen einzuladen, wurde eine riesige Parkanlage mit 300 neu gepflanzten Bäumen angelegt, die sich über den gesamten Campus erstreckt. Auch das Konzept von Frank Gehry für den Turm in der Mitte des Geländes entspricht dieser Idee der Integration: Mit seinen 11.500 glänzenden Steinen aus Stahl soll das 56 Meter hohe Gebäude die Umgebung in seiner Fassade aufnehmen und widerspiegeln. Die Zukunft hat Großes vor mit dem kleinen Arles und seinen 53.000 Einwohner_innen. (MS)



MICHAEL BORDT

„ALLES, WAS DIESE

SCHEINBAR VORGEGEBENEN

MUSTER AUFSPRENGT,

WÄREN FÜR MICH

LOHNENSWERTE

ZIELE FÜR

NEUE ALLIANZEN.“

Die Welt humaner zu machen, ist die Intention des Philosophen Michael Bordt. Für diese große Sache müssen Allianzen mit den unterschiedlichsten Menschen geschlossen werden. In der Tradition des Jesuitenordens berät er Führungskräfte und Entscheider_innen und setzt sich für die Entwicklung des Nachwuchses ein. Er arbeitet also gerade mit jenen zusammen, die wesentlichen Anteil daran haben, die Zukunft der Welt auf die Bedürfnisse des Menschen hin zu gestalten. Schlüsselbegriff ist für ihn Authentizität – sowohl für Führung wie für das Schließen von Allianzen in wirtschaftlichen, gesellschaftlichen oder privaten Bereichen. Kunst, Musik und Philosophie sind dabei wichtige Disziplinen für Innovation und sprechen Sehnsüchte und Emotionen an, für die sonst kein Raum ist, die aber zentrale Rollen in Veränderungsprozessen spielen.

Sie sind als Jesuit ein Mann des Glaubens, bewegen sich aber in einer Welt, von der man traditionell denken würde, dass keine Verbindung zu Religion und Philosophie besteht. Worin besteht die Allianz zwischen Ihnen und der Wirtschaft?

Die Allianz zur Wirtschaft steckt in der Spiritualität. Wir vermitteln ja nicht Religion, sondern wir vermitteln Spiritualität, wobei die Spiritualität in den Religionen ihre Wurzeln hat. Mein Eindruck ist, dass der Einfluss der Kirchen, in vielen Fällen aus verständlichen Gründen, immer weiter zurückgeht. Doch es entsteht dadurch eine Leerstelle, wenn sich Menschen nur noch als funktionierende Wesen im Betrieb sehen. Ratgeber helfen da auch nicht weiter. Es braucht Mut, eine eigene Stimme zu entwickeln, ein eigenes Leben zu führen, also im guten Sinne authentisch zu sein. Da setzen wir an, wenn wir Führungskräfte beraten und begleiten.

Wie definieren Sie Ihre Rolle?

Wir führen mehrfach im Jahr Akademien für junge Führungskräfte durch, da fällt mir das Bild eines Bergführers ein, der den Teilnehmer_innen hilft, in ihr inneres Hochgebirge hinauf- oder hinabzusteigen. Wir gehen dabei aber nicht mit der Fahne voran, damit uns alle folgen, sondern wir stärken ihnen den Rücken. Und wenn sie einmal nicht weiterwissen, erklären wir ihnen das Terrain, das vor ihnen liegt, sodass sie dann selbstständig ihre eigenen Schritte machen können. Ich sehe mich also nicht als Coach, der weiß, wo es langgeht. Ich bin eher ein Begleiter, durchaus in der Tradition des Jesuitenordens, dem die Idee des geistlichen Gefährten inhärent ist, der nach dem roten Faden im Leben schaut oder einen guten, auch barmherzigen Blick auf den Menschen hat. Das tragen wir in die Welt der Wirtschaft hinein.

Das Verbindende zwischen den verschiedenen Systemen ist also der Mensch – egal, ob es sich um Kunst, Philosophie oder Wirtschaft handelt?

Genau. Es geht immer um die Frage, wie Leben gelingen kann, wie schön es sein kann. Eine Auffassung, die in der Religion beheimatet ist, die aber auch in der Philosophie im Humanismus eine große Tradition hat. Das Leben kann man aber nur bejahen, wenn man den Eindruck hat, dass man das richtige Leben führt, dass man genau am richtigen Platz in der Welt angekommen ist. Das ist für die Führungskräfte in Spitzenpositionen, die in Vorständen oder Aufsichtsräten arbei-

ten, ganz entscheidend, denn nur dann können sie ihre ganze Kreativität und Kraft entfalten, auch wenn es Konflikte und Spannungen gibt. Das ist wie in einer Ehe oder Partnerschaft: Wenn das Fundament nicht trägt und es dann Konflikte gibt und kracht, stellt sich immer wieder die Grundsatzfrage und es gibt keine Entwicklung. Die Frage, ob das, was ich mache, zu mir passt, gilt für alle Menschen.

Sie betonen immer wieder, dass es neben der persönlichen Entwicklung von Führungskräften auch umfassender um unserer Gesellschaft geht. Was erhoffen Sie sich von dieser Arbeit?

Die Humanisierung des Arbeitslebens. Aber das heißt nicht, dass wir meinen, es müsse weniger geleistet werden. Das wäre auch absurd: Sie können einen Vorstand eines großen Unternehmens nicht einfach auffordern zu entschleunigen. Ziel ist es eher zu beschleunigen, aber dabei selbst ein Gefühl dafür zu entwickeln, nicht wie eine Maschine zu reagieren. Nur wenn man sich selbst spürt, kann man den anderen als Gegenüber auch wahrnehmen und dann entsprechend handeln.

Vieles ist im Wandel. Ist die Wirtschaft auf diesen Wandel vorbereitet?

Ich glaube, Führungskräfte spüren, dass etwas ansteht, aber sie können es, wie wir alle, noch nicht richtig in Worte fassen. Viele spüren, dass die Nachkriegsordnung nicht mehr trägt, weder politisch noch gesellschaftlich, dass die Digitalisierung ganze Arbeitsbereiche revolutionieren wird, dass sich völlig neue Fragen stellen. Eine Frage, die mich als Philosoph dabei auch interessiert, ist die Ethik. Dabei geht es natürlich nicht darum, dass Topmanager einen Kurs über Kant oder Aristoteles belegen. Vielmehr geht es darum, den Fragestellungen, die sie umtreibt, neue Dimensionen und Perspektiven zu geben. Angesichts der allgemeinen Unsicherheit und angesichts der Verantwortung, die große Unternehmen für Arbeitsplätze, aber auch die Kultur des Unternehmens und seinen Erfolg haben, ist die entscheidende Frage: Wie zuversichtlich kann man Schritte gehen und das auch als Mensch aushalten?

Wie kann es gelingen, dass wirtschaftlicher Erfolg und gesellschaftliche Verantwortung in der Wirtschaft stärker ineinandergreifen? Also, dass ethische Fragen nicht erst gestellt werden, wenn aus steuerlichen Gründen eine Stiftung gegründet wird?

Ist es nicht eine sehr deutsche Fragestel-

lung, wie wir die Ethik in die Wirtschaft bekommen? Ich bin dem Ganzen gegenüber eher zurückhaltend. Dahinter steht ein bestimmtes Verständnis von Ethik, das ich problematisch finde. Denken Sie zum Beispiel an die Elektromobilität, die in Deutschland sehr ethisch aufgeladen ist, die aber angesichts des Klimawandels einfach dringend notwendig wird. Mir ist da die angelsächsische Ethik, schon durch meine Ausbildung in Oxford und Princeton, viel näher.

Der Wandel kommt sicher nicht daher, dass man ethische Prinzipien in Unternehmen verankert, sondern dass man die Bedürfnisse der Menschen ernst nimmt, Produkte entwickelt, die das Leben wirklich besser machen. Auch dadurch werden sich Produkte entwickeln, die sich verkaufen. Solange ethische Diskussionen oder die viel zitierte ‚Corporate Social Responsibility‘ nicht unmittelbar beim Vorstand, sondern in der Marketingabteilung angesiedelt ist, ist es doch nur ein reines Feigenblatt.

Allerdings gibt es auch Ausnahmen, vor allem bei mittelständischen Unternehmen. Aber auch nicht, weil sie ethische Prinzipien mitbringen, die sie dann in die Wirtschaft tragen, sondern weil die Führungskräfte als Menschen das, was sie selbst für richtig halten, ethisch und moralisch, auch in ihrer Arbeit im Unternehmen, also in der Wirtschaft, umsetzen möchten.

Was erwarten Führungskräfte, die zu Jesuiten kommen?

Viele wissen erst einmal gar nicht so genau, was sie eigentlich erwarten, wonach sie suchen. Manche treibt so etwas wie der unbestimmte Wunsch, dass man das Arbeitsleben anders erlebt, dass es so nicht weitergehen kann. Dass die Arbeit mehr zu dem passt, was sie als Menschen richtig finden. Andere kommen wiederum mit relativ klaren Vorstellungen und erwarten, dass wir auf sehr konkrete Fragen Antworten geben können. Fragen, die mit den menschlichen Aspekten der großen Herausforderungen in der Wirtschaft zu tun haben. Ihnen geht es darum, wie das, was sie selbst für richtig halten, gesellschaftlich umgesetzt werden kann, und zwar innerhalb der Struktur, die ökonomisch vorgegeben ist.

Das sind ethische Fragestellungen, die aus dem Alltag resultieren.

Unsere Erfahrung ist, dass Vorträge über Ethik weder gewünscht noch zielführend sind. Große Teile der Debatte über Wirtschaftsethik oder dem, was man Sozialethik nennt, mögen akademisch viel-

leicht interessant sein, sind aber für die Praxis nahezu irrelevant. Es geht eher um eine Schulung der Wahrnehmung. Ich denke da an die Zusammenarbeit mit einem großen Kleidungsunternehmen. Dessen Führungskräfte haben hohe ethische Standards, aber bei bestimmten Bereichen wurde nicht so genau hingeschaut – und zwar nicht, weil man das Gefühl hat, es wird ethisch schwierig, sondern einfach, weil man mit anderen Dingen beschäftigt ist. Erst als es in den Textilfabriken in Bangladesch zu Bränden kam, ist den Vorständen wirklich bewusst geworden, welche Dimensionen die bisherigen Praktiken in der Kleidungsindustrie hatten. Und das haben sie dann schnell geändert.

Das heißt aber eben auch, dass gerade Führungskräfte von Anfang an mehr Bewusstsein für die Auswirkungen des eigenen Handelns brauchen, wenn das Ziel eine humanere Arbeitswelt auch im globalen Kontext ist. Sehen Sie eine Veränderung bei der jüngeren Generation?

Die Richtung, in die es momentan auch in der Forschung über Führung geht, finde ich eine ganz hoffnungsvolle Entwicklung. Früher war die Idee vorherrschend, eine Führungskraft muss ein bestimmtes Verhalten, muss bestimmte Eigenschaften vorweisen, die man antrainieren kann. Das war das Paradigma transformationaler Führung. Die Motivationsworkshops, die aus dem Boden geschossen sind, beruhen darauf. Heute heißt das Paradigma, in dem geforscht wird, ‚Authentic Leadership‘, also Authentizität. Das heißt im Grunde, dass eine Führungskraft dann stark ist, wenn man das Gefühl hat, man hat wirklich mit der Person zu tun und der Mensch ist hinter der Rolle erkennbar. Das ist anspruchsvoll, sehr anspruchsvoll sogar, aber das ist der Schlüssel zu jeder guten Führung.

Wie sieht diese Führung aus?

Es gibt kein Patentrezept. Im Trend sind flache Hierarchien, mehr Teams und weniger Autorität. Das sind notwendige Überlegungen, aber sie müssen sich immer nach der Art des Unternehmens richten. Eine Feuerwehr beispielsweise muss klar hierarchisch geführt werden. Eine Person muss schnell Entscheidungen treffen, selbst wenn einige meinen, dass es anders sein müsste. In der Sozialarbeit, der Caritas beispielsweise, wären starke Hierarchien völlig fehl am Platz. Ohne Führung allerdings geht es auch innerhalb von Teams nicht. Es gibt immer eine Teamleitung. Der Schlüssel ist auch hier Authentizität.

Was müsste in der Ausbildung von zukünftigen Führungskräften Ihrer Meinung nach getan werden?

Die Persönlichkeitsentwicklung, die Frage nach der gesellschaftlichen Rolle, die auch noch mal die Frage zu stellen nach den Motiven hinter der Motivation – das ist eigentlich die Kernfrage. Warum will ich, was ich machen will? Warum will ich Karriere machen? Warum will ich so viel Geld? Warum will ich BWL studieren? Was steckt eigentlich dahinter? Das wird viel zu wenig gemacht. Hier setzen wir mit unseren Akademien für junge Führungskräfte, für Start-upler, an, weil das Bedürfnis wirklich sehr groß ist.

Was treibt die Leute an?

Das ist natürlich sehr unterschiedlich, aber ein Muster, das ich für hochproblematisch halte, ist Folgendes: Die Energie, ein Start-up zu gründen, kommt bei manchen jungen Menschen daher, dass sie sich von der eigenen Herkunftsfamilie abgrenzen möchten. Mit der Herkunftsfamilie möchte man nichts mehr zu tun haben und alles anders machen. Eine neue ‚Familie‘ findet man nun in den ‚Best Buddies‘, mit denen man Tag und Nacht durcharbeitet und ein Unternehmen hochreißt. Das geht eine Zeitlang gut, aber wenn man sich über das, was einen aus persönlichen Hintergründen antreibt, nicht bewusst ist, fliegt das auseinander.

Aber das gilt nicht nur für Start-ups. Natürlich freut sich jeder Arbeitgeber über junge Leute, die eine extrem hohe Leistungsbereitschaft haben und hochmotiviert sind. Aber nicht selten hat die Motivation zur hohen Leistung auch eine dunkle Seite, und sich mit ihr auseinanderzusetzen, ist wichtig, damit das Leben als Ganzes gelingt. Wenn ich zum Beispiel schon als Kind gelernt habe, dass ich nur dann Zuwendung vom Vater bekomme, wenn ich Leistung bringe, und das mein Motor wird, um groß Karriere zu machen, dann kann das auf Dauer nicht gutgehen. Man kann zwar hervorragende Leistung bringen, aber man wird nicht glücklich im Leben. Und da kommt die universitäre Ausbildung an Grenzen. Wir haben ausgehend von der Spiritualität des Jesuitenordens Formen entwickelt, wo Leute an einen anderen Ort kommen, um einfach mal in die Tiefe zu gehen und sich mit diesen Fragen auseinanderzusetzen.

Welche Allianzen könnten sich bilden, damit solche Fragen auch schon in der Ausbildung zukünftiger Führungskräfte gestellt werden?

Es gibt natürlich schon Allianzen zwi-

schen Universitäten und der Wirtschaft in dem Sinne, dass von der Wirtschaft gefördert wird, woran an der Universität geforscht wird. Doch erwarten wir nicht zu viel von einer solchen Allianz.

Kunst oder Philosophie eröffnen da andere Horizonte. Da gibt es Potenzial. Wünschenswert wäre hier, dass sich die akademischen Disziplinen auch der Auseinandersetzung mit der Gegenwart und ‚angewandten‘ Fragen öffnen. Wenige Philosoph_innen melden sich zu den Problemen der Gesellschaft zu Wort. Die Zeit, in der ein Jürgen Habermas große Artikel veröffentlichen konnte und gesellschaftliche Debatten mitbestimmte, ist vorbei – vielleicht auch Gott sei Dank. Aber in populären Philosophen wie Richard David Precht oder Peter Sloterdijk sehe ich auch keine Lösung. Es braucht auch in den Hochschulen mehr Leute, die über die eigene Disziplin hinausdenken. Wie die Philosophie, so könnte die Kunst so eine Schlüsseldisziplin sein, denn sie ist die kreative Disziplin par excellence und damit wesentlich für Innovationen.

Inwieweit wären Mediator_innen hilfreich, die zwischen unterschiedlichen Bereichen vermitteln, die sich sowohl in der Philosophie als auch der Kunst auskennen, aber auch den Transfer zur Wirtschaft und angewandten Fragestellungen unterstützen?

Ich glaube, dass die Zeit dafür günstig ist. Vor der Finanz- und Wirtschaftskrise wäre kein Unternehmen auf die Idee gekommen, dass sich die Spitzenführungskräfte mit existenziellen persönlichen Fragen beschäftigen sollten oder dass es sinnvoll sein könnte, in einer Meditationspraxis zu stehen. Nach der Krise sind neue Perspektiven wieder möglich geworden, etwa indem der Mensch wieder in den Fokus rückt, er Entwicklungen ganzheitlicher angeht und die Ökonomie oder das Leben gemeinsam als Teile des Ganzen sieht.

Was sind Ihrer Meinung nach wesentliche Werte, die die Bereiche Wirtschaft, Philosophie, Kunst oder eben die Menschen, die innerhalb dieser Bereiche agieren, verbinden können?

Sehr wichtig sind Neugier, Interesse, Offenheit. Auch und gerade gegenüber Bereichen, die einem fremd sind. Ressentiments der Philosophie und der Kunst gegen die Wirtschaft sind das Gegenteil von Neugier. Wir müssen wach sein und offen dafür, dass jeder Dialog etwas in uns selbst bewirkt und uns weiterbringen kann. Wir wollen die Wirtschaft verändern, und für diesen Dialog ist die Bereit-

Nur wenn man sich selbst spürt, kann man den anderen als Gegenüber auch wahrnehmen und dann entsprechend handeln.

schaft wichtig, dass wir uns selbst verändern – im Einlassen auf die Menschen, die in einem wirtschaftlichen Kontext arbeiten. Und dann wird es spannend.

Freundschaft und Liebe sind zwei große Themen in Ihrer Arbeit – beides auch Formen von Allianzen. Was unterscheidet sie im Wesentlichen von Kooperationen, die geschäftlich eingegangen werden, und was verbindet sie?

Ich glaube, was sie unterscheidet ist, dass man in Liebe und Freundschaft das Leben miteinander teilen möchte. Eine gute Freundschaft wird nicht so schnell aufgegeben. Im Geschäftsleben ist es völlig anders, da zählt das Ergebnis. Wird das nicht erreicht, wird eine Verbindung aufgelöst.

Im geschäftlichen Kontext wird man anerkannt für das, was man leistet, für das, was man kann. In Freundschaft und Liebe wird man dafür anerkannt, wie man ist. Deswegen sind Freundschaft und Liebe so wichtig, auch wenn man erfolgreich im Beruf ist. Jeder Mensch braucht Anerkennung, unabhängig von dem, was er kann und leistet oder tut und ob er Erfolg hat oder nicht.

Ist es wirklich so, dass im Wirtschaftsleben nur Leistung zählt und Emotionen keine Rolle spielen?

Emotionen spielen eine extrem wichtige Rolle. Deshalb gehört es auch und gerade im Wirtschaftskontext mit den Regeln dazu, genauer hinzuschauen, was eigentlich mit einem los ist und was bestimmte Umstände mit einem machen. Das ganze Thema Resilienz hängt damit zusammen – im Grunde der ganze Umgang mit Aggression oder Abgrenzung.

Allianzen können viel Frust hervorrufen, wenn sie misslingen. Wie wappnet man sich am besten vor der Enttäuschung?

Die Botschaft meines neuesten Buches *Die Kunst, die Eltern zu enttäuschen* ist, dass uns Enttäuschungen in allen Formen auf den Kern der Realität stoßen. Wenn ich enttäuscht bin, dass Trump die Wahlen gewonnen hat, dann merke ich eben auch in der Enttäuschung, dass mein Bild über Amerika falsch gewesen ist und dass in der Enttäuschung sozusagen eine Realitätsanpassung stattfindet. Oder wenn ich über mich selbst enttäuscht bin, dann muss ich eben zur Kenntnis nehmen, dass ich nicht so leistungsstark, nicht so intelligent, nicht so schön, nicht so beliebt oder was auch immer bin. Das ist natürlich ein harter Prozess. Man sollte sich aber gerade nicht gegen Enttäuschungen wappnen, denn

das hieße ja, Dinge aufzugeben, die einem wertvoll und wichtig sind. Deswegen ist es wichtig, in dieser Spannung zu bleiben.

Also enttäuscht zu werden ist dann eher eine Chance?

Richtig, es öffnet einen neuen Raum.

Und welche physischen Räume brauchen neue Allianzen?

Stille Räume, Meditationsräume. Wenn Sie an architektonische Räume denken, ist es sehr wichtig, dass man die gewohnten Orte verlässt, um solche inneren Prozesse anzugehen, um sich auf sich selbst einzulassen. Wir arbeiten mit den Spitzenführungskräften häufig in Tagungshäusern, die früher Klöster waren.

Könnten das auch Räume der Kunst sein?

Es geht darum, neue Erfahrungen zu machen und anders denken zu lernen. Die Kunst als Umfeld böte sicher sehr gute Voraussetzungen dazu.

Die Sehnsucht nach Gemeinschaft und Kooperation ist oft gepaart mit Selbstoptimierung und der Angst, sich zu verlieren. Wie bekommt man diesen Widerspruch zusammen?

Man müsste zusammen mit Leuten, die sehr stark sind, erleben, wie wichtig Kooperation ist. Um ein Beispiel aus der künstlerischen Welt zu nehmen – denken Sie nur an die Oper. Weltstars müssen sich mit einem Dirigenten einigen, wie langsam oder wie schnell etwas gesungen wird. Das Ganze wird auch noch mit einem Regisseur abgesprochen, der auch seinen eigenen Kopf und Willen hat und der Aufführung seine Handschrift geben will. Das sind individuelle Künstler, die sich nicht alles sagen lassen, aber sie wissen im Grunde genau, dass das Zusammenspiel Regeln hat.

Was assoziieren Sie mit dem Begriff der Allianz, was mit dem der Kooperation?

Allianzen schmiedet man. Das ist anstrengend und kostet viel Energie. Dem Wort haftet aber auch etwas Geheimnisvolles an. Während ich Kooperationen eher als Zusammenarbeit sehe, ist eine Allianz etwas Stärkeres und auch etwas Persönlicheres.

Eine Allianz schmiedet man meist auf ein bestimmtes Ziel hin. Was könnte denn für Sie ein Ziel sein, für das Sie neue Allianzen bilden würden?

Die Welt humaner zu machen. Dass Menschen weniger leiden. Kunst, Musik, Reli-

Der Wandel kommt sicher nicht daher, dass man ethische Prinzipien in Unternehmen verankert, sondern dass man die Bedürfnisse der Menschen ernsternimmt.

gion, Philosophie, Meditation wollen alle auf unterschiedlichem Wege die Welt humanisieren. Sie geben dem Leben Tiefe und wollen den Menschen den Mut zurückgeben, in Kontakt mit ihrer Sehnsucht zu kommen und sich nicht von wichtigen Quellen abzuschneiden, weil sie meinen, sie müssten funktionieren – in der Ehe, im Unternehmen, in der jeweiligen Rolle, die man einnimmt. Also alles, was diese scheinbar vorgegebenen Muster aufsprengt, wären für mich lohnenswerte Ziele.

Geht es um eine Rückbesinnung auf Kultur und Grundwerte?

Genau, um den Menschen nicht zu reduzieren. Angesichts der wirklich bahnbrechenden Erfolge von künstlicher Intelligenz in der wissenschaftlichen Forschung finden Sie teilweise immer mehr Menschen, die sich selbst als mangelhaftes Wesen oder als eine Art defekten Computer sehen.

Deswegen ist die Frage, wo Kunst, Theater, Musik, Philosophie, Theologie oder Religion die Seele des Menschen ansprechen. Dass eine Sehnsucht geweckt wird und es nicht nur darum geht, ein Bedürfnis zu befriedigen oder einem Ratgeber zu folgen.

Werden die Philosophie und die Kunst auch deshalb wichtiger werden, weil die Freiheit für sie eine zentrale Rolle spielt?

Ja, und wie!

Was wünschen Sie der Welt in 20 Jahren?

Dass weniger Menschen leiden, weniger Menschen auf der Flucht sind, hungern, verfolgt oder von Krankheiten geplagt werden, dass sie in Freiheit leben können. Das ist es, was ich mit Humanisierung meine. Ich verstehe das, was wir Jesuiten tun, als Dienst an so einem Projekt mit den sehr begrenzten Mitteln, die man hat. Man hat sozusagen nur ein Leben, aber darauf kommt es an. Mit den Talenten und den Fähigkeiten, die man hat, stellt man sich in diese Dienste und überlegt dann, was ist die eigene Art und Weise, die persönliche, um dieses Projekt irgendwie voranzutreiben.

Und was müssten wir jetzt tun, damit wir das erreichen?

Bei sich sein, immer wieder, jeden Tag neu.

Fehlt also nur noch, dass die Entscheider_innen jeder und jedem das Recht zugestehen, sich zu entfalten. So zu sein, wie man ist, was einen ausmacht, auch wenn man sich jetzt in einem Zu-

stand der Armut befindet, aber die menschlichen Fähigkeiten mitbringt, die einen unter anderen Umständen auch zu anderen Aufgaben oder Themen führen könnten.

Man hat ja nur begrenzte Ressourcen und begrenzte Möglichkeiten. Deswegen finde ich es wichtig, Allianzen mit unterschiedlichsten Menschen für eine große Sache einzugehen. Das ist auch im Jesuitenorden der Fall. Außerdem sollte man jeden Tag versuchen, bei sich selbst zu sein, das ist nicht Privatisierung, sondern befähigt einen, sich in dieses Spannungsfeld zu begeben.

Das war für mich ein ganz wichtiger Grund, den Jesuiten beizutreten. Einfach nur Professor für Philosophie zu werden, hat mich nie gereizt. Aber innerhalb einer Allianz, die auf das Ziel der Humanisierung ausgerichtet ist, tätig zu sein, finde ich sehr attraktiv.

Auch konkret an der Gestaltung der Welt mitzuarbeiten?

Daran mitzuarbeiten, ja, genau, das halte ich für wesentlich.

Das Interview führte Elisabeth Hartung.

Michael Bordt ist Jesuit und Professor an der *Hochschule für Philosophie* in München, deren Präsident er von 2005 bis 2011 war. Er studierte Theologie und Philosophie und promovierte in Oxford. Als Vorstand des Instituts für Philosophie und Leadership veranstaltet er unter anderem Workshops über wertorientiertes Führen in Unternehmen, Führungsethik und ‚Authentic Leadership‘ für Führungskräfte im Topmanagement großer Konzerne und für Familienunternehmen. Darüber hinaus gibt er Meditationskurse und Exerzitien.

WHAT IF WOMEN RULED THE WORLD? EIN SZENARIO VON YAEL BARTANA

In der Welt herrscht Notzustand. Die Atomkriegsuhr tickt, bis zum Ende der Zivilisation ist es nicht mehr weit. Letzte Rettung ist eine Spezialeinheit aus Wissenschaft und Politik, die sich zu einer Krisensitzung zusammengefunden hat. Dieses Szenario bestimmt das Performance-Projekt *What if Women Ruled the World?* der israelischen Künstlerin Yael Bartana, mit der sie rund um den Globus gastiert. Parallelen zu Stanley Kubricks *Dr. Strangelove* aus den Jahren des Kalten Kriegs sind offensichtlich. Und tatsächlich ist die Gefahr angesichts der Kraftmeiereien einzelner Regierungschefs gar kein so abwegiges Gedankenspiel.

Doch während in Kubricks Satire das männliche Geschlecht ‚nur‘ einen Atomkrieg zu verhindern sucht, verschanzen sich in Bartanas (Zukunfts-) Version Politikerinnen, Wissenschaftlerinnen und Aktivistinnen für drei Abende in eine grell beleuchtete Kommandozentrale, um Lösungen für dringende Probleme der Gegenwart zu finden. Auf die Schauspieler_innen treffen dabei echte Expertinnen. Ebenso wie Zukunftsfragen kaum zu beantworten sind, bleibt der Ausgang des Experiments jedes Mal unvorhersehbar. Was also passieren würde, würden Frauen die Macht übernehmen, kann nicht vorausgesagt werden. Es immer wieder durchzuspielen lohnt sich allemal. (SP)





Die Performance *What if Women Ruled the World?* von Yael Bartana findet weltweit an unterschiedlichsten Orten statt – hier 2017 in Manchester.

ASTRID SCHREYÖGG

„LIEBE
MUSS MAN

JEDEN TAG

NEU ERLERNEN.“

Das Modell der Paarbeziehungen als Team ist für Astrid Schreyögg eine der elementarsten Formen von Allianzen. Als eine der ersten Coaches hat die erfahrene Psychologin die Wandlungen in der Arbeitswelt und deren Herausforderungen für Leben und Bildung des Individuums untersucht und vielfach darüber publiziert. Wesentlich für das Glück in einer Partnerschaft ist die Autonomie der Partner_innen, die ‚Dual Carrier Couples‘ auszeichnet. Sie ermöglicht Anerkennung und Solidarität.

Was assoziieren Sie mit den Begriffen ‚Allianz‘ und ‚Kooperation‘ vor dem Hintergrund Ihrer langjährigen Praxis als Coach und Therapeutin?

Bei Allianzen handelt es sich um formale Festlegungen der Zusammenarbeit, bei Kooperationen um eine Form, die eher selektiv und situativ, ad hoc erfolgt.

Welche Rolle kann Coaching spielen, um ethische Ideale auch bei der Formulierung strategischer Ziele in Unternehmen als Maßstab anzuwenden?

Coaching kann nur plädieren, nichts erzwingen. In Fällen, in denen hochrangige Führungskräfte gecoacht werden, kann es je nach der Beziehung zum Coach und dessen Reputation gelingen, die Führungskraft zu animieren, unternehmensethische Standards in die organisatorischen Strategien und im Weiteren in die organisatorischen Strukturen zu integrieren.

Was müsste geschehen, damit ethische Werte den Status erreichen, den das Geld heute hat? Oder bleibt das eine schöne Utopie?

Alle, die sich mit unternehmensethischen Fragestellungen befassen, werden sagen, dass es sich um eine Utopie handelt. Im Prinzip müssen wir zur Kenntnis nehmen, dass sich nur prosperierende Systeme ethische Auseinandersetzungen leisten. Da sei an die Bedürfnispyramide von Abraham Maslow¹ erinnert.

Der Gesellschaft etwas zurückzugeben, scheint eine wichtige Motivation für soziales Engagement zu sein, aber häufig erst, wenn Geld im Überfluss erwirtschaftet wurde. Inwiefern spielt beim Thema ‚gesellschaftliche Verantwortung‘ Eitelkeit eine tragende Rolle?

Eitelkeit in Verbindung mit Ethik spielt dort eine große Rolle, wo Unternehmensethik nur dem Marketing dient, man etwa damit wirbt, dass man armen Kindern Turnschuhe geschenkt hat.

Anders gefragt: Ist heute gesellschaftliche Verantwortung eine Frage der Eitelkeit?

Das stimmt bis zu einem gewissen Grad. Auf der anderen Seite gibt es durchaus Firmen, die reflektiert und ernsthaft ihr gesamtes System nach unternehmensethischen Gesichtspunkten organisieren und ernst zu nehmende Stakeholder-Meetings veranstalten.

Sie veröffentlichten 1995 eines der ersten deutschsprachigen Coaching-Bücher. Wie erklären Sie sich den gro-

ßen Bedarf, ja den Beratungs-Boom?

Diese Frage hat primär mit der Komplexität moderner Organisationsgestaltung zu tun: In Projekt- und Matrixorganisationen ist die Identität von Führungskräften niemals so gesichert wie in der klassischen Bürokratie. Sie müssen in extrem flachen Strukturen Entscheidungen treffen, die sie vielfach gar nicht bis ins Letzte durchschauen können. Der Coach soll dann zur Vergewisserung dienen, was er allerdings oft gar nicht leisten kann. Dazu kommt, dass speziell in Deutschland Führung als Funktion durch unsere Historie weitgehend verbrannt ist.

Sehen Sie eine Möglichkeit, schon früher Anreize für Ethik, Gemeinschaft und soziale Verantwortung zu schaffen? Nicht erst, wenn aus steuerlichen Gründen eine Stiftung gegründet wird.

Man muss die oberste Führungsebene für diese Ziele gewinnen. Das gelingt am ehesten bei inhabergeführten Unternehmen. Bei anderen Unternehmen niemals, denn hier agieren kapitallose Funktionär_innen, die nur anonymen Eigentümer_innen verpflichtet sind.

Wie verhält es sich mit Macht und der Frage von Allianzen?

Wer die Macht hat, kann andere in Allianzen zwingen.

Sie haben sich wesentlich mit der Rolle von Frauen in Führungspositionen auseinandergesetzt. Was unterscheidet Allianzen, die Frauen eingehen, von denen der Männer?

Mein Eindruck ist, dass Frauen vorsichtiger agieren. Dass sie sich Allianzen wünschen, die sie aber seltener von sich aus anstoßen, also oft eher etwas naivkooperativ orientiert sind.

Was ist in Ihren Augen eine Allianz, die zukunftsweisend ist?

Paarbeziehungen sind eine elementare Form der Allianz und sie werden auch in Zukunft noch das bestimmende Lebensmodell sein, egal in welcher Konstellation. Von einem Ideal spreche ich, wenn es Paaren gelingt, zwei anspruchsvolle Karrieren zu kombinieren. Eine echte Aufgabe ist es, diese zu einem zufriedenen Leben mit Kindern zu kombinieren. Angesichts des bestehenden Missstands, dass auch für viele Akademiker_innen in Deutschland die Geburt von Kindern das Karriere-Aus bedeutet und ein Ungleichgewicht in der Partnerschaft entsteht, sollten neue Allianzen für ein glückliches Leben gefördert werden. Menschen, die als ‚Dual Carrier Couples‘

¹ Mit der Bedürfnishierarchie, die als Bedürfnispyramide bekannt ist, entwickelte der Sozialpsychologe Abraham Maslow eine Kategorisierung menschlicher Interessen und Motivationen beginnend mit physiologischen Bedürfnissen, über Sicherheitsbedürfnisse, soziale Bedürfnisse, Individualbedürfnisse bis hin zur Selbstverwirklichung.

mit Kindern leben, betonen trotz aller Herausforderungen, die dieses Modell hat, wie glücklich sie dadurch sind.

Was sind die konkreten Vorteile von Doppelkarriere-Paaren?

In solchen Partnerschaften gibt es eine größere Autonomie als in klassischen Konstellationen, obwohl sie gleichzeitig mehr Gemeinsamkeit in der Partnerschaft erleben und insgesamt mehr gemeinsame Ziele entwickeln.

Die Paare betonen auch, dass sie eine erhöhte Solidarität zueinander haben, da sie beide gefordert sind. Selbstachtung und gegenseitige Anerkennung sind unbestreitbare Vorteile dieses Lebensmodells.

Doppelkarrierepaare, vor allem solche mit Kindern, befinden sich in einer anspruchsvollen Kooperationsgemeinschaft, weil sie sich laufend über eine Vielzahl von Themen abstimmen müssen.

Wird dadurch ein Modell, das wir aus dem Arbeitsleben kennen, auf das Privatleben übertragen?

Ja, im Prinzip unterliegen diese Paare wie viele formale Doppelspitzen im Unternehmen dem Zwang zur Konsensfindung. Im Falle laufend divergierender Positionen könnte nämlich die Partnerschaft ebenso wenig überleben wie eine Firma, in der zwei gleichberechtigte Chefs unterschiedlicher Meinung sind. Im Übrigen würden die Kinder ähnlich konfus reagieren wie die Mitarbeiter_innen angesichts einer sich ständig streitenden Doppelspitze. Allerdings mit dem gravierenden Unterschied, dass die Kinder die Situation nicht verlassen können. Die Verantwortung ihnen gegenüber ist jedoch größer als für eine Allianz gleichberechtigter Partner_innen.

Aber bei aller Vergleichbarkeit weisen natürlich Arbeitswelten andere Sinnsysteme auf als Familienwelten.

Können Sie das näher beschreiben?

In unserer Gesellschaft gibt es eine strukturelle Dominanz der Erwerbsarbeit gegenüber der Familienarbeit. Während Arbeitszeit ‚ernsthafte, maskuline‘ Zeit ist, die ordentlich abgewickelt werden muss, ist die Familienzeit eher Frauen- und Kinderzeit, die man verschieben kann. Immer mehr drängt mittlerweile auch die Arbeitszeit in die Familienzeit ein. Und es scheint kaum eine Frage wert zu sein, ob der Anruf der Chef_innen oder das weinende Kind Vorrang hat. Für die Art und Weise unserer Partnerschaften und Allianzen sind auch die Kontexte

und gesellschaftlichen Normen von entscheidender Bedeutung.

Selbstoptimierung und die Sehnsucht nach Gemeinsamkeit prägen unsere Gegenwart – was heißt das in Bezug auf die Bildung von Allianzen?

Es geht in unserem Leben prinzipiell darum, zwischen Antinomien zu balancieren.

Was hat das für Auswirkungen auf die Beziehungen, die wir eingehen?

Liebe muss jeden Tag neu entstehen.

Was wären Ziele für die Welt in 20 Jahren, für die es sich lohnen würde, bekanntes Terrain zu verlassen und neue Allianzen zu schließen?

Die Umweltthematik muss zukünftig an erster Stelle stehen. Schließen wir Allianzen dafür, müssen auch rechtliche Aspekte ins Spiel kommen. Das ist hinsichtlich des sogenannten Dieselskandals eklatant. In der Debatte müssen Vorgaben der Gerichte die Firmen zur Abhilfe zwingen. Die Kooperation mit staatlichen Instanzen bleibt hier wohl doch eher vordergründig.

Welche Frage fehlt Ihnen hier?

Vielleicht: Ist das Geheimnis einer langfristigen Doppelkarriere Liebe? Ich bin seit mehr als 50 Jahren mit demselben Mann zusammen und kann sagen: Man sollte für den anderen und für die Familie insgesamt das geben, was man geben möchte und nicht immer sofort nach dem Gegenwert fragen. Das ist übrigens ein wesentlicher Grundsatz der Paartherapie.

Die Fragen stellte Elisabeth Hartung.

Astrid Schreyögg ist Wirtschaftspsychologin, Supervisorin, Coach und Psychotherapeutin. Sie war bereits tätig in der Marktforschung, als Leiterin eines heilpädagogisch-psychotherapeutischen Kinderheims und Direktorin der *Fachakademie für Sozialpädagogik* in Nürnberg. Als Lehr- und Beratungsbeauftragte im In- und Ausland sowie als Autorin zahlreicher Lehrbücher zu Supervision und Coaching forscht sie u.a. zu Doppelkarriere-Paaren (Dual Career Couples).

„Rituale sind der Leim, der Menschen zusammenhält.“¹

Rituale sind die Basis von Kommunikation und Interaktion und Teil jeder Kultur. Lange Zeit als beengende Raster vernachlässigt, erleben sie angesichts gesellschaftlicher Veränderungen eine Renaissance. Sie geben dem sozialen Miteinander Struktur, stellen Stabilität her und sorgen für Orientierung.

Gemeinsame Aktivitäten und Ritualisierungen stabilisieren Beziehungen, schaffen Zugehörigkeit und Kommunikation. So etwa bei gemeinsamen Mahlzeiten – das wohl bekannteste Alltagsritual, das den emotionalen Zusammenhalt einer Familie, die Verbundenheit unter Kolleg_innen oder die Anbahnung neuer geschäftlicher Allianzen von Geschäftspartner_innen oder Politiker_innen fördert. Gemeinsames Essen geht weit über die Nahrungsaufnahme hinaus. Gemeinsam vollzogene Abläufe schaffen Atmosphäre und stärken das ‚Wir-Gefühl‘ – das auch wirksam wird, wenn Empfindungen, Erwartungen oder Wünsche der Einzelnen auseinandergehen.² Ritualisierungen stärken aber nicht nur das Gefühl, zu einer Gemeinschaft zu gehören, sie können sogar dazu führen, dass Handlungen oder Dinge anders wahrgenommen werden. So kann Nahrung selbst durch symbolische Handlungen schmackhafter erscheinen.³

Strategisch eingesetzt, können Alltagspraktiken zu einem wichtigen Motor für Identifikation und Zusammenhalt werden. Gemeinsames Essen, ein festliches Übergangsritual in Umbruchsituationen oder erfolgreichen Zwischentappen sind nur wenige Beispiele dafür, wie Rituale dazu beitragen können, dass aus Interessensverbänden (Willens-) Gemeinschaften wachsen können. Bleibt man offen für Veränderungen und Abweichungen, die sich im Prozess ergeben, sind Rituale weniger eine Wiederholung von bereits vorhandenen Gewohnheiten als der Schlüssel für etwas Neues. (LvG)

1
Havery Whitehouse, Quelle:
<http://www.fnp.de/nachrichten/wissenschaft/Der-Mensch-ein-Ritualwesen;art746,181055>.
Zuletzt aufgerufen am 30.1.2018.

2
Vgl.: Christoph Wulf: ‚Rituale als performative Handlungen und die mimetische Erzeugung des Sozialen‘. In: Gugutzer, Robert und Michael Staack (Hrsg.): *Körper und Ritual. Sozial- und kulturwissenschaftliche Zugänge und Analysen*. Wiesbaden 2015, S. 23-41 und S. 27.

3
Quelle: <http://www.spiegel.de/gesundheit/ernaehrung/psychologie-rituale-macht-essen-koestlicher-a-912686.html>. Zuletzt aufgerufen am 30.1.2018.



Angela Merkel wird 2014 in Auckland, Neuseeland, mit einem Maori-Willkommensritual begrüßt.

EMPATHIE

„Ein mit Empathie begabtes Wesen ist dazu in der Lage, die Bedürfnisse eines anderen wahrzunehmen und darauf zu reagieren.“¹

Für interdisziplinären Dialog, Zusammenarbeit von Menschen unterschiedlichster Kontexte und Interaktion entscheidend sind Empathie und Mitgefühl, also die Fähigkeit, sich in das Gegenüber hineinzuversetzen. Seitdem durch Giacomo Rizzolatti auch wissenschaftlich nachgewiesen wurde, „dass Spiegelneuronen die biologische Basis [...] des affektiven empathischen Erlebens darstellen“², erfährt die Empathie eine außergewöhnliche Aufmerksamkeit und wird auch als wesentlicher Teil *Emotionaler Intelligenz*³ zur herausragenden menschlichen Fähigkeit, im Gegensatz zur künstlichen Intelligenz.

Die Tatsache, dass die Einschätzung der eigenen Gefühle und deren Effekt auf andere wesentlich ist, um auch die Bedürfnisse anderer wahrnehmen und auf sie eingehen zu können, führte seit den 1990er-Jahren auch zu einem Umdenken in der Arbeitswelt: Galt diese bis dato als Bereich der Vernunft, gewinnt seither die Erkenntnis an Boden, dass Menschen emotionale Wesen sind und damit

die Wichtigkeit der Empathie. Der Trend ist eine empathische Teamkultur, die Dialog fördert und die optimale Nutzung des sogenannten kollektiven Gehirns ermöglicht. Die Fähigkeit, die Wünsche anderer wahrzunehmen und darauf eingehen zu können, hilft nicht nur seine Mitmenschen beziehungsweise Kolleg_innen zu motivieren und zu integrieren, sondern trägt entscheidend dazu bei, ein gemeinsames Ziel schneller und reibungsloser zu erreichen.

Doch Empathie hat auch ihre Schattenseite, die im Hinblick auf das Thema Allianzen nicht unerheblich ist. Eine Studie an der George Mason University belegte⁴, dass Menschen, die die Wünsche anderer erkennen, auch in der Lage sind, das Verhalten anderer zu steuern. Die Gefahr dabei ist, dass sie diese Fähigkeit nicht zum Wohle aller, sondern für ihre eigenen Zwecke nutzen. (SP und EH)



1
Breithaupt, Fritz: *Die dunklen Seiten der Empathie*, Berlin 2017, S. 25.

2
http://psydok.psycharchives.de/jspui/bitstream/20.500.11780/3704/1/Haeusser_PdKK_2012_5.pdf.
Aufgerufen am 14.2.2018

3
s.a. Daniel Goleman: *Emotionale Intelligenz*, München 1997

4
<http://journals.plos.org/plosone/article?id=10.1371/journal.pone.0077579>.
Aufgerufen am 14.2.2018




discoteca flaming star, eine interdisziplinär und kollaborativ arbeitende Künstlerformation agiert in Zwischenbereichen. Hier Wolfgang Mayer, zusammen mit Cristina Gómez Barrio, seit 1998 Basis von *discoteca flaming star*, im Dialog mit dem Publikum während des Festivals zeitgenössischer Kunst am Wittelsbacherplatz zur 850-Jahrfeier Münchens im Juli 2008.

LEON TAN

VON DER KRAFT

GETEILTER TRÄUME



„I have a dream“ – ein Satz, mit dem Martin Luther King 1963 Geschichte schrieb. Auch der in Neuseeland lebende Psychologe Leon Tan glaubt an die Kraft geteilter Träume. Mit der Künstlerin Amanda Newall hat er das Konzept der *Public Dream Clinic* entwickelt. Das interdisziplinäre Projekt lädt Menschen ein, zusammen zu übernachten und ihre Träume zu teilen, um eine kollektive Kreativität auszulösen, die die rationalistisch und kapitalistisch geprägte Gesellschaft positiv beeinflusst. Über seinen individuellen Charakter hinaus ist das Ziel der *Dream Clinic*, dem Traum seinen jahrhundertelangen Stellenwert als Impulsgeber zurückzugeben und ihn als Art ethnografische Quelle zu betrachten, die zentrale Aspekte unserer Kultur aufschließt.

Öffentliche Träume? Sind Träume nicht etwas sehr Persönliches?

Träume in der Gemeinschaft zu deuten, hat eine lange Tradition. Seit dem Industriezeitalter legen die Menschen jedoch weniger Wert darauf, als unsere Vorfahren es taten. Das wollen die neuseeländische Künstlerin Amanda Newall und ich mit dem interdisziplinären Projekt *Public Dreaming* wieder ändern. Wir experimentieren damit, den ursprünglichen Kontext wiederherzustellen, in dem Träume ausgetauscht und geteilt werden. Unser Ansatz geht davon aus, dass Träume nicht nur individuell bedeutungsvoll sind, sondern auch für die gesamte Gesellschaft sinnstiftend.

„Public Dreaming“ besteht darin, Träume mit anderen zu teilen und durch Spekulation und freie Assoziation gemeinsam nach einem Sinn zu suchen – stets in Bezug auf die Ereignisse und Umstände des alltäglichen sozialen Lebens. Diese Treffen veranstalten wir in der sogenannten *Public Dream Clinic*. Das ist keine fester Raum. Es können alle vorübergehenden sozialen Arrangements sein, die es ermöglichen, Träume zu teilen und ihnen gemeinsam Sinn zu geben.

Amanda Newall hat für die Traumklinik zur Biennale *Momentum 9* in Moss, Norwegen, Kostüme und Accessoires entworfen. Welche Funktion haben Design und Kostüme beim „Public Dreaming“?

Uns interessiert besonders, inwiefern der physische Raum und die Gestaltung der Umgebung in die Träume hineinwirken. Das Design ist darauf ausgelegt, den Teilnehmer_innen das Nachspielen und Interpretieren ihrer Träume zu ermöglichen. Kostüme, Gestaltung und Symbole tragen im besten Fall dazu bei, unsere gängigen Denk- und Erwartungsmuster zu durchbrechen und einen Geisteszustand herzustellen, der dem des nächtlichen Traums – oder des Tagtraums – gleicht.

Und welche Rolle spielt die Musik?

Ebenso wie bei den Kostümen ist es die Aufgabe der Musik, den Teilnehmer_innen zu helfen, in einen anderen mentalen Raum zu gleiten. Vielleicht ist Musik die ‚bewegendste‘ der Künste, die uns am unmittelbarsten berührt, uns emotional aktiviert und damit unseren Geisteszustand ändern kann.

Anlässlich der Eröffnung der Biennale in Moss, Norwegen, hat der finnische Sound-Künstler Antti Sakari Saario für die *Public Dream Clinic* das Stück *Public Dreaming: Europe. Almost. A Fantasy*

komponiert. Saario ist ein ‚postakusmatischer‘ Komponist, für den Sound gleichermaßen Erfahrung, Existenz und Raum bedeutet. Für uns schuf er eine Art ‚Traum-Klangschaft‘, in der er persönliche Erinnerungen mit Klängen aus Beethovens Sonate Nr. 14 in c-Moll verschmelzen lässt.

In Ihrem Projekt trifft die Psychotherapie auf die Künste. Was kennzeichnet interdisziplinäre Zusammenarbeit?

Das Projekt ist besonders, da eine Künstlerin und ein Psychologe gemeinsam ein partizipatorisches Projekt entwickelten, bei dem auch die Musik eine wichtige Rolle spielt. Ich interessiere mich schon eine Weile für interdisziplinäre Kooperationen und bin der Meinung, dass diese spannende und weitreichende Ergebnisse hervorbringen können. Sie sind mehr als nur die Summe der teilnehmenden Disziplinen. Gleichzeitig kann es eine Herausforderung sein, mit anderen zusammenzuarbeiten – aber nicht jede Zusammenarbeit gelingt.

Was bedeutet der Verlust des Traums für die soziale Gemeinschaft?

Mit dem Kapitalismus kam der Wettbewerb. Es gibt Gewinner_innen und Verlierer_innen. Indem sich bestehende soziale Strukturen nach und nach auflösen, zerfällt die Gesellschaft ein Stück weit. Nicht nur in Bezug auf Träume: Soziale Rituale verlieren in der industrialisierten Kultur ihren Stellenwert. Feste wie etwa Weihnachten, die einmal eine wichtige Rolle für das Zusammensein, das Miteinander, die Kommunikation spielten, bieten nun vorrangig eine Möglichkeit, exzessiv shoppen zu gehen.

Wir haben etwas verloren, und gleichzeitig gibt es nun so viele einsame Menschen. Damit gehen eine zunehmende Depressionsrate sowie die Selbstmordbereitschaft Jugendlicher einher – für mich sind das Formen des unbewussten Widerstands gegen den fortgeschrittenen Kapitalismus.

Was ist das Ziel der *Public Dream Clinic*, und was zeichnet sie aus?

Der soziale Kontext der *Public Dream Clinic* kann einen kleinen Beitrag dazu leisten, die Einsamkeit zu reduzieren, die sich zu einer Art Epidemie der Jetztzeit ausgeweitet hat. Die *Public Dream Clinic* ist ein bescheidenes Experiment, bei dem wir versuchen, einen rituellen Kontext wiederherzustellen, um Träume zu teilen und soziales Träumen sowie die damit einhergehende Kreativität zu erforschen. Man kann die *Public Dream*

Clinic als vorübergehendes ‚Asyl‘ verstehen. Als Asyl von rationalen, utilitaristischen und kapitalistischen Denkweisen oder -mustern, mit denen soziales Leben gemeinhin definiert wird. Die Inszenierung, die Kleidung und die Musik helfen, alte Muster aufzubrechen. Die Traumklinik ist für alle, die sich ein Denken und In-der-Welt-Sein wünschen, das nicht auf Wettbewerb, persönlichen Vorteilen und Isolation beruht.

Welche Rolle haben Träume für unsere Kultur und für den Einzelnen?

„Die Vorfahren vor Aristoteles sahen den Traum nicht als Produkt eines träumenden Geistes, sondern als Eingebung von göttlicher Seite“, schrieb Sigmund Freud. Heute, nach dem ‚Tod Gottes‘, den der Philosoph Friedrich Nietzsche verkündete, können wir Träume nicht länger uneingeschränkt als göttliche Inspiration verstehen. Das bedeutet allerdings nicht, dass Träume reine Zeitverschwendung sind.

Träume können als Denkweise angesehen werden, die versucht, diejenigen ‚Knoten‘ zu betasten, die sich als Resultat der Erfahrungen im täglichen Sozialleben entwickeln. Wir können sie als Prozess der Sinnggebung ansehen in Bezug auf die abwechslungsreichen emotionalen und sozialen Events, an denen wir teilhaben.

Daher denke ich, unser Traumleben ist ein Versuch der Verarbeitung der täglichen Ereignisse und selbst ein Erfahrungsprozess. Manches mag einen Knoten in unserem Kopf bilden, durch Träumen löst sich dieser gewissermaßen auf. Meiner Meinung nach haben Träume das Potenzial, Teil eines gesunden Lebens zu sein. Je mehr du in der Lage bist, in Beziehung zu deinen Träumen zu treten, umso mehr bist du in der Lage, den Sinn in der Welt zu sehen, die dich umgibt.

Wie kamen Sie dazu, sich so intensiv und so vielschichtig mit Träumen zu beschäftigen?

Ich wurde ausgebildet in der Psychologie, der Psychotherapie und der Psychoanalyse und praktiziere auch noch. Dabei werde ich immer wieder mit Träumen konfrontiert, denn viele Patient_innen reden darüber. So nutzen wir die Träume als Weg, um zu verstehen, was im Leben los ist, worüber man sich im wachen Zustand vielleicht nicht bewusst ist.

Vermutlich kam ich aus dieser Erfahrung heraus zu dem Entschluss: Es ist nicht genug, in einer ‚Eins-zu-eins-Umgebung‘ zu arbeiten, besonders wenn die Personen Probleme haben, die aus ihrem so-

zialen Umfeld herrühren.

Darüber hinaus interessiert mich kulturelle Ethnografie sehr. Wir sollten sehr genau hinsehen bei den Projekten, die in der zeitgenössischen Kunst als ‚ethnografisch‘ bezeichnet werden. Wer mit Communities arbeitet, sollte einen Schritt zurücktreten und die erlernten Grenzen seiner künstlerischen Praxis hinter sich lassen. In diesem Sinne ist das *Public Dreaming-Project* eine Art ethnografische Quelle, gewissermaßen eine interkulturelle Ethnografie der Träume.

Inwiefern spielt Sigmund Freuds Traumtheorie für Sie eine Rolle?

Seit Freud sind wir einen weiten Weg gegangen. Ich denke, sein Beitrag ist sehr bedeutend, am wichtigsten dabei ist aber wohl, wie er uns half zu realisieren, dass unser Leben nicht nur vom Bewusstsein geleitet wird. Aber ich stimme nicht mit Freud überein, dass Träume immer mit Wunschen und Sexualität zu tun haben.

Träume über Ängste oder Panikattacken kommen sicher ebenso häufig vor. Sie sind ein Weg, uns andere Sichtweisen und Kenntnisse über unser waches Alltagsleben aufzuzeigen. Da ist so viel Stimulation, so viel Input. Soziale Beziehungen sind komplex. Da gibt es gute und schlechte Faktoren, Momente der Spannung und der Unstimmigkeit.

Sie sind kürzlich von Hongkong nach Neuseeland gezogen. Für die dortigen Ureinwohner_innen, die Maori, sind Träume sehr wichtig; sie teilen sie mit der Gemeinschaft.

Wir können von der Maori-Kultur sowie von den einzigartigen Bedingungen der Bikulturalität in Neuseeland eine Menge lernen. Die Koexistenz in Verschiedenheit lässt sich auf diverse Kontexte übertragen. Ebenso das Konzept des ‚wairua‘, das davon ausgeht, dass neben dem wachen physischen Universum eine andere Welt besteht. Dabei handelt es sich um Träume, von denen man annimmt, sie kommen von einem dem Körper entwichenen Geist (wairua), und die als gute oder schlechte Omen gelten.

Aus welchem kulturellen Background und mit welcher Intention sprechen Sie über Gesellschaft?

Ich wurde in Singapur geboren und wuchs dort auf. Später lebte ich unter anderem in Indien, Neuseeland, Schweden und machte ausgedehnte Reisen. Meine Frau ist Schwedin und auch unsere Tochter wurde dort geboren. Meine Ausbildung genoss sich in Neuseeland

In diesem Sinne ist das Public Dreaming-Projekt eine Art ethnografische Quelle, gewissermaßen eine interkulturelle Ethnografie der Träume.

und zwischendurch für eine kurze Zeit in Großbritannien. So würde ich sagen, dass meine Erziehung vorwiegend westlich geprägt war. Meine Sicht auf die Gesellschaft ist eher kritisch und daran orientiert, den Geist zu ‚dekolonisieren‘.

Was erhoffen Sie sich für Ihre Arbeit?

Mich interessiert der Prozess der Globalisierung und ihre Gegenteilstendenz und was uns Träume darüber sagen können. Wenn wir mehr Traummaterial von verschiedenen Orten sammeln, ist es vielleicht möglich, Ähnlichkeiten und Unterschiede im Traumleben überall in der Welt auszumachen. Das ist für uns, Amanda Newall und mich, Antrieb ein Traumarchiv aufzubauen.

Wie wünschen Sie sich die Welt in 20 Jahren?

Es ist schwierig, aber nicht unmöglich, Optimist zu sein angesichts der näheren Zukunft. In 20 Jahren, denke ich, wird die Welt in einem prekären Zustand sein, und die Realität des Klimawandels sowie der Geflüchteten dringt näher in unser kollektives Bewusstsein. Ich wünsche mir mehr Mitgefühl und weniger Einsamkeit und soziale Isolation.

Und welche Allianzen sind nötig, um dieses Ziel zu erreichen?

Um sich einer solchen Welt zu nähern, sind Allianzen zwischen den Unterschieden nötig. Damit meine ich eine Allianz zwischen unserem rationalen und irrationalen Teil sowie Allianzen zwischen den wissenschaftlichen und den künstlerischen Bereichen unserer Gesellschaften.

Das Interview führte Inge Pett, übersetzt von Mira Sacher.

Der aus Singapur stammende promovierte Psychologe und Kunsthistoriker Leon Tan lebt in Auckland, Neuseeland. Er leitet dort die Abteilung Forschung und Lehre im Fach Creative Industries am *Unitec Institute of Technology* und ist zudem Mitglied der *International Association of Art Critics*. Schwerpunkte von Leon Tans Arbeit sind interdisziplinäre Investigationen an der Schnittstelle von Psychologie und Kultur sowie individuellem und öffentlichem Leben. Gemeinsam mit der Künstlerin Amanda Newall hat er die Idee der *Public Dream Clinic* entwickelt.

„Spielen schafft eine eigene Wirklichkeit:
die der Möglichkeiten.“¹

Schon für Friedrich Schiller ist der Mensch nur da ganz Mensch, wo er spielt.¹ Tatsächlich geht es beim Spiel immer um elementare Formen menschlicher Handlungen und Beziehungen, sei es als Kooperation oder als Konkurrenz. Im Spannungsfeld zwischen dem spielenden, spielerischen Menschen und dem Menschen als Spieler vollziehen sich die vielschichtigen Dynamiken von Interaktion: zwischen Strategie und Fantasie, Anwendung und Neugestaltung, Kreativität und Regel. Allianzen zu schließen ist dabei essenziell.

Im Spiel als freiwilliges, zweckentbundenes und um seiner selbst willen ausgeführtes Handeln sah der niederländische Historiker Johan Huizinga das Grundelement, das die gesamte menschliche Kultur durchzieht.² Der Mensch entwickelt seine Fähigkeiten primär über das Spielen. Spiele sind die Voraussetzung für Interaktion und soziales Handeln. Hier lernen Kinder sich selbst und ihre Umgebung kennen, sich zu sich selbst und anderen zu verhalten und regelkonform zu interagieren.

Auch kulturelle Systeme wie Politik, Recht und Wissenschaft haben sich aus spielerischen Verhaltensweisen entwickelt, die ritualisiert und institutionalisiert wurden. In der Verhaltensökonomie ist die Spieltheorie virulent, da sie darauf aufbaut, dass Aktionen Einzelner immer von denen anderer abhängen. Das Spiel ist also nicht nur älter als die Kultur selbst, sondern bildet den Kontext, innerhalb dessen neue kulturelle Praktiken erprobt und verfestigt wurden und

werden. Spielen gibt die Möglichkeit für experimentelles Probehandeln, das nach und nach und durch bestimmte Regeln institutionalisiert wird. Dabei geht es auch darum, eine Beziehungsform festzulegen, die die rationalen Handlungsmöglichkeiten vorgibt. Diese kann, wenn das Spiel zu einer neuen Wirklichkeit wird, zu neuen Regeln des Zusammenlebens und -arbeitens führen. Das Spiel schafft Freiräume jenseits der Alltagswelt und so Freiraum für soziale und kulturelle Entwicklungen und Innovation. (LvG)

¹
Vgl. Friedrich Schiller,
15. Brief über die ästhetische
Erziehung des Menschen.

²
Johan Huizinga (Autor) und
Andreas Flitner (Hrsg.): *Homo
ludens. Vom Ursprung der
Kultur im Spiel*. Reinbek 2009.





LILLI HOLLEIN

„ES MÜSSEN VOR ALLEM

ALTE ALLIANZEN

GESPRENGT WERDEN,

UM ZIELE FÜR DIE UMWELT

UND DIE GESELLSCHAFT

ZU ERREICHEN!“

Für das Format der *Passionswege* initiiert Lilli Hollein, Leiterin der *Vienna Design Week*, Allianzen zwischen Designer_innen und Handwerker_innen, um sie, wie sie selbst sagt, „zum Ungehorsam anzuleiten“ und zu ermutigen, gemeinsam Neuland zu betreten. Aus solchen Allianzen können Glasvasen entstehen, die wie Wasserschleier anmuten, aber auch ein Algenkraftwerk für zu Hause. Spannend wird es für Lilli Hollein vor allem dann, wenn sich altes Wissen mit neuen Ansätzen und Technologien verbindet, wenn unterschiedlichste Menschen zusammenkommen und sich Kooperationen bilden zwischen der digitalen und der realen Welt.

Welche Assoziationen haben Sie beim Titel *NEUE ALLIANZEN*?

Grundlage für eine Allianz ist, dass zumindest zwei Seiten etwas einbringen, um gemeinsam weiter oder woanders hinzukommen. Alte Bündnisse und Seilschaften kennen wir, ihnen haftet etwas sehr Pragmatisches und Konservatives an. Neue Allianzen implizieren für mich, dass sie gewagter sind, nicht direkt auf der Hand liegen und damit experimenteller sind und ergebnisoffener eingegangen werden. Eine neue Allianz ist für mich auch ein Zusammenschluss von Partner_innen unterschiedlichster Größenordnungen und Ausrichtungen, die unterschiedliche Fähigkeiten oder Kenntnisse einbringen. Ich denke, ein Geheimnis liegt auch darin, die richtigen Partner_innen für eine Allianz zu erkennen, gerade wenn sie vielleicht völlig andere Ansätze einbringen und einbringen sollen.

Welche interdisziplinären Projekte der *Vienna Design Week* waren in letzter Zeit für Sie besonders überraschend und wegweisend und warum?

Es gab in letzter Zeit einige Projekte, die aus der Kooperation von Biotechnologie, Biohacking, Kunst, Architektur und Design entstanden sind, die mich sehr beeindruckt haben. Das reicht von Materialinnovationen, die massiv zukunftsverändernd wirken könnten bis zu sehr poetischen Beiträgen. Ich würde auf diesem Feld gern mehr sehen und machen. 2016 gab es einen tollen Beitrag dazu, der gezeigt hat, wie Baumaterialien der Zukunft durch Biotechnologie weiter oder neu entwickelt werden könnten. Im letzten Jahr gab es auch ein *Passionswege*-Projekt aus diesem Bereich. *Pavillon_35*, eine Gesellschaft für wissensbasierte Kunst, hat gemeinsam mit der experimentierfreudigen *Saint Charles Apotheke* über die Quintessenz des Waldes nachgedacht und die *Waldinhalierbar* geschaffen (siehe S. 68).

Was hat Sie auf die Idee gebracht, die *Passionswege* ins Leben zu rufen?

Ich habe 2006 mit meinen Kolleg_innen an der *Universität für angewandte Kunst* in Wien an einer interdisziplinär und international besetzten Designkonferenz mit einem durchaus experimentellen Setting gearbeitet. Den ersten Konzeptentwurf zu den *Passionswegen* gab es schon davor. Nach der Konferenz und mit der ersten Ausgabe der *Vienna Design Week* im folgenden Jahr, war der richtige Moment, damit zu starten.

Wien ist eine Stadt, in der vieles überdauert. Etwas, was die Stadt in meinen

Augen immer ausgezeichnet hat, ist, dass mitten im Wohngebiet in der Erdgeschosszone Handwerksbetriebe zu finden sind, teils auch wirklich exotische Gewerke. Zum anderen gibt es noch einige der sogenannten k. u. k. Hoflieferanten, also Manufakturen mit altem Wissen, die auf höchstem Niveau arbeiten. Als wir 2007 mit dem Projekt starteten, war es aber keineswegs so, dass die Forcierung des Wissenstransfers zwischen Designschaffenden und Handwerker_innen auf der Hand lag. Die Abgrenzung zum Kunsthandwerk hat das Designfeld ein paar Dekaden beschäftigt, und es war und ist auch gar nicht unsere Intention, in diese Richtung zu steuern. Deshalb ist das Projekt auch gezielt so angelegt, dass das Festival in die Auftraggeberrolle geht, das Honorar der Designer_innen übernimmt und den Verlauf kuratorisch steuert.

Was war die bisher ungewöhnlichste Allianz, die dabei entstanden ist?

Diese Allianzen werden ja von uns geschmiedet, das ist meine kuratorische Arbeit und die meines Teams, und die Ungewöhnlichkeit ist Teil des Konzepts. In diesem Jahr haben wir die großartige Glasmanufaktur *J. & L. Lobmeyr* mit Jólán van der Wiel zusammengespant. Jólán ist ein Designer, der wenig an den formalen Fragen interessiert ist, sondern durchaus radikale Prozesse entwickelt, in denen die Natur und die Physik die gestalterischen Fragen lösen, etwa bei seinen Objekten, die von Magneten geformt werden. Für *Lobmeyr* sind so Objekte aus einem Wasserschleier entstanden, die die Firma in Glas auch als Vasen produziert hat. So interessant ich es finde, mit Leuten zu arbeiten, die den Details große Aufmerksamkeit schenken, so interessant fand ich die Herangehensweise, dies völlig außer Acht zu lassen. Für Leonid Rath und seine Mitgeschäftsführer von *Lobmeyr* war das ein durchaus gewöhnungsbedürftiger Prozess, aber sie haben ja jetzt schon ein paar Jahre Übung mit den *Passionswegen*, und wir haben *Lobmeyr* immer wieder mit experimentierenden Menschen zusammengespant – und das sehr erfolgreich. Designschaffende, die wirklich schöne Objekte in Zusammenarbeit mit dieser so vielseitigen und kenntnisreichen Firma entwerfen, finden sich immer. Aber mir sind solche wichtig, die mit völlig anderen Denkansätzen das Unternehmen auch vor intellektuelle Herausforderungen stellen. In gewisser Weise hat das etwas von ‚Reverse Engineering‘.

Was zeichnet diese Allianzen aus?

Es sind für mich nicht nur die Allianzen per se, die ungewöhnlich oder überraschend sind, sondern wohin sie führen, warum ein Projekt von allen Partner_innen als erfolgreich bewertet wird und wie unterschiedlich die Resultate im Verlauf der vielen Jahre sind. Das finde ich unglaublich bereichernd. An meiner Arbeit und im Designbereich insgesamt: dass ein ergebnisoffenes Losarbeiten so schnell Fahrt aufnehmen kann und zu Resultaten führt!

Wie viel Führung brauchen neue Allianzen und Kooperationen?

Auf der einen Seite tatsächlich einiges, aber in erster Linie, um nicht in alte Muster zu verfallen. Es ist mehr eine Anleitung zum Ungehorsam, die wir in verschiedene Richtungen immer wieder in Erinnerung rufen. Und es wäre gelogen, dass es nicht auch sehr oft einer Moderation, um nicht zu sagen Mediation zwischen den Partner_innen bedarf.

Es sind in unserem Fall eben Kooperationen, die nicht aus eigenem Entschluss eingegangen wurden, sondern die wir gestiftet haben. Das ist sicher ein großer Unterschied im Prozedere.

Leidenschaft und Traditionen wohnen Ihrem Konzept der *Passionswege* inne. Welche Rollen spielen Emotionen und Werte Ihrer Meinung nach bei der Gestaltung der Zukunft?

Ich denke, so wie sie immer schon eine Rolle gespielt haben, werden sie das auch in Zukunft tun. Emotionen, Werte und Traditionen sind aber auch eine explosive Mischung, wenn sie mit Rückwärtsgewandtheit und Populismus kombiniert werden. Das erleben wir momentan vor allem in der Politik.

Welche Werte liegen Ihnen als Gestalterin besonders am Herzen?

Dieselben, wie mir als Mensch: Integrität, Aufrichtigkeit, Inklusion, Nachhaltigkeit, Humor. Und: ein künstlerischer Anspruch, eine Haltung.

Inwieweit könnte die Rückkehr zum Handwerk, zum Qualitätsprodukt und damit auch zu ethischen Aspekten bei der Gestaltung ein neuer Trend werden, und zwar nicht nur für die Eliten?

Es geht in einer Stadt wie Wien, wo so viel Handwerk noch in großer Selbstverständlichkeit vorhanden ist, darum, die Bewohner_innen darauf aufmerksam zu machen, sich dies wieder zunutze zu machen.

Neue Allianzen implizieren für mich, dass sie gewagter sind, nicht direkt auf der Hand liegen und damit experimenteller sind und ergebnisoffener eingegangen werden.



Was ist nötig, damit die Potenziale von Design und Kunst auch ihre gesellschaftsrelevante Wirkung jenseits kreativer Schutzräume entfalten können?

Ich hoffe, das tun sie aus sich heraus, das ist doch ihre Bestimmung! Aber klar, es braucht die breite Öffentlichkeit, die diese Disziplinen und ihr Recht auf unbequeme Kommentare wahrnimmt, zulässt, respektiert und reflektiert.

Welche Rolle spielt für Sie das Experiment?

Ich glaube an das Experiment als eine Form, sich Frage- und Problemstellungen und ihrer Lösung zu nähern, und unterwegs auf ganz andere Themen zu stoßen, salopp gesagt: ‚serendipitymäßig‘. Das Experiment ist Neuland, es ist Risiko und als solches natürlich schon mal viel spannender, als auf das sichere Pferd zu setzen. Der Mut zum Scheitern wird gerade von der Start-up-Branche so exklusiv vereinnahmt, dass man nicht mehr davon sprechen will, aber ich halte diesen Ausgang des Experiments in jedem Fall für lehrreich, auch wenn manchmal schmerzhaft.

Das Experiment in Bezug auf die *Vienna Design Week* findet auf mehreren Ebenen statt, es involviert die Designschaffenden, die Unternehmen, das Publikum und natürlich uns als Kurator_innen und Organisation. In den vergangenen elf Jahren habe ich eine Reihe von Experimenten gewagt und initiiert und bin der Meinung, dass es in keinem einzigen Fall vergebens war oder ich es besser hätte lassen sollen.

Wo sehen Sie derzeit den größten Bedarf für Zusammenarbeit in unserer Gesellschaft?

In der Politik. Wir müssen Wege finden, die Gesellschaft davor zu bewahren, unentschuld bare Fehler erneut zu begehen.

Mit wem wollten Sie schon immer mal zusammenarbeiten?

Diese Wunschliste umfasst im Designbereich mehr als einen Namen und ist so etwas wie das Konzeptpapier der kommenden Festival-Editionen, sie bleibt also unter Verschluss.

Aber über den Rahmen der *Vienna Design Week* hinaus gedacht, interessiert mich eine Reihe von Künstler_innen, Leute aus dem Bereich der bildenden Kunst, des Theaters, des Bühnenbildes und des Films, mit denen ich mir diesen engen Austausch im Sinne einer Zusammenarbeit wünsche. Ebenso würde ich persönlich gern im medizinischen Bereich ein Forschungsprojekt aus der Nähe mitverfolgen.

Was bedeutet für Sie soziale Verantwortung im Kontext von Design?

Design steht für mich in den meisten Fällen im Dienste der Gesellschaft und hat somit soziale Verantwortung. Da geht es um Nachhaltigkeit und Ressourceneffizienz ebenso wie um gesellschaftliche Inklusion und Engagement jenseits unserer ‚First World Problems‘.

Welche Orte oder Maßnahmen braucht eine Stadt, um interdisziplinäre Zusammenarbeit zu fördern?

Den Zugang zu Bildung! Egal, ob Stadt oder Land. Für die gesteuerte Zusammenarbeit sind das sicher Förderungen und Forschungslabors, Spaces, informelle Räume.

Und ich empfinde die Stadt selbst als richtiges Setting für die interdisziplinäre Zusammenarbeit. Aber ich denke, es ist wichtig, hier auch über die Städte hinaus zu denken.

Was wäre für Sie ein strategisches Ziel für die Welt in 20 Jahren?

Ihren friedlichen Fortbestand in ökologischer und sozialer und gesellschaftlicher Hinsicht zu gewährleisten und weiterzuentwickeln, finde ich bei dem Wandel, der gerade vollzogen wird, durchaus ehrgeizig genug.

Welche Allianzen sollten hingegen aufgelöst werden?

Es müssen vor allem alte Allianzen gesprengt werden, um nachhaltige Ziele für die Umwelt und die Gesellschaft zu erreichen!

Welche Frage fehlt Ihnen hier?

Ich denke, dass die Frage nach der Ausbildung im Designbereich sich in den kommenden Jahren ebenso stetig transformieren muss, wie es der Bereich gerade tut.

Wie wir also Designschaffende ausbilden, was dabei das Gerüst bilden soll und die Frage, was die Werkzeuge für eine solche Ausbildung sein sollten, halte ich für zentral. Sie hat viel mit den Allianzen und Kooperationen zu tun, um die es in diesem Buch geht, mit der Verbindung von digitaler und analoger Welt, von Quantifizierbarem und Unquantifizierbarem.

Die Fragen stellte Elisabeth Hartung.

Lilli Hollein ist Direktorin der *Vienna Design Week*, die sie 2007 gemeinsam mit Tulga Beyerle und Thomas Geisler als *Neigungsgruppe Design* gründete. Hollein ist Design- und Architektexperte, hat seit 1996 in internationalen Fachpublikationen veröffentlicht und war als Kuratorin unter anderem für den Beitrag Österreichs bei der *7. Internationalen Architekturbiennale São Paulo* verantwortlich.

WALDINHÄLIERBAR

ALLIANZ ZWISCHEN
TRADITION
UND
ZEITGEIST

Faszinierend aber passé? Die Designerin und Kuratorin der *Vienna Design Week*, Lilli Hollein (siehe S. 64), setzt in ihren Projekten auf die Allianz zwischen Tradition und Zeitgeist. Dass gerade in Wien jahrhundertealtes Wissen überdauert und ehemalige k. u. k. Hoflieferanten nach wie vor Produkte bester Qualität herstellen, entspricht geradezu der Klischeevorstellung. Aber anstatt diese Manufakturen als Design-Dinosaurier der Vergangenheit zu betrachten, fordert Lilli Hollein die Konfrontation von altem Handwerk und Innovation. Im Hinblick auf die Verbindung von Biotechnologie, Biohacking, Kunst und Design hat sie für die *Vienna Design Week 2017* eine Kooperation zwischen der *Saint Charles Apotheke* und dem *Pavillon 35*, einer Gesellschaft für wissenschaftsbasierte Kunst, angeregt. *Saint Charles*, eine in sechster Generation geführte Apotheke für Naturheilmittel im Zentrum von Wien verbindet traditionelle Medizin mit modernen Konzepten. Gemeinsam mit der *BioArt*-Gruppe hat die Apotheke die temporäre *Waldinhalierbar* geschaffen, die während der *Design Week* zur Begegnung mit heilenden Kräften des Waldes eingeladen hat. Die Besucher_innen hatten die Möglichkeit, sich die Essenzen des Waldes in Form von kleinen Gerichten und mithilfe von zu diesem Anlass designten Inhalatoren ‚einzuverleiben‘. Ziel dieser Zusammenarbeit zwischen Kunst- und Designschaffenden, der Pharmazie, Spagirik und Gastronomie war es, ein Bewusstsein dafür zu schaffen, dass aus Wissenschaft in Verbindung mit Kunst und Design etwas Innovatives entstehen kann. Das Projekt knüpft damit an einen wesentlichen Aspekt der aktuellen Strömung im Design an. (MS)



ARAHMAIANI
„KOLLEKTIVE
KREATIVITÄT
UND DIE
WISSENSCHAFT
DES GEISTES“

„Mich interessiert die Wirklichkeit“, erklärt die Malerin, Bildhauerin, Performance- und Installationskünstlerin Arahmaiani und geht dafür mit unterschiedlichsten Menschen Allianzen ein. Seit 2006 arbeitet die Indonesierin auch mit Communities, die von Naturkatastrophen heimgesucht wurden, um durch Projekte und kreative Prozesse den Dialog zu stärken und dort, wo alles verloren schien, Gemeinschaft wiederherzustellen. Ihr künstlerisches und soziales Engagement führt sie rund um die Welt. Sie wuchs mit vielen Religionen auf: Ihr Vater war ein muslimischer Führer und ihre Mutter praktizierte eine Religion aus buddhistischen, hinduistischen und animistischen Elementen. Arahmaiani steht daher auch für die ihrer Meinung nach zwingend notwendige Allianz unterschiedlicher Religionen.

Das schöpferische Potenzial der Gemeinschaft, die ‚kollektive Kreativität‘, spielt in Ihrer Arbeit eine zentrale Rolle. Was hat es damit auf sich?

Kollektive Kreativität entsteht im Wesentlichen aus dem Potenzial und der Stärke einer Gruppe, die es weiterzuentwickeln gilt. Kreativität, wie wir sie bislang verstanden haben, ist ein Basispotenzial, das ‚offen und frei‘ ist für Input und Stimulationen. Ausgelebte Kreativität kann beim Gegenüber Verständnis und Bewusstsein bewirken sowie die Anerkennung für das, was als schön oder ästhetisch gilt. Aber in meiner Praxis beschränke ich mich nicht auf die Ästhetik – sie kann sich ausweiten auf wissenschaftliches oder sogar ethisches Territorium. So ergeben sich auch neue Allianzen, die eine Transformation ermöglichen.

Mein künstlerischer Ansatz besteht vor allem darin, Probleme auf den Tisch zu legen, eine Diskussion und Nachdenken zu entfachen, durch die Debatte zu stören und am sozialen Prozess teilzunehmen. Wenn Kunst als Mittel in einem sozialen Prozess eingesetzt wird, kann sie die soziopolitische Dynamik beeinflussen. Aussagestarke Kunst hat das Potenzial, als Werkzeug für einen soziopolitischen Wechsel zu fungieren, der die Realität beeinflusst oder gar die Welt ändert.

Die Kollektive, mit denen Sie zusammenarbeiten, sind oft Minderheiten. Und Ihre Projekte zielen auf Veränderungen von Sichtweisen und praktischem Handeln. Sehen Sie sich als Aktivistin?

Man kann das Aktivismus nennen, obwohl ich mich nicht wirklich aktivistischer Methoden bediene. Auch fehlen bei mir die Organisationsstrukturen einer Nichtregierungsorganisation – ich agiere völlig unabhängig. Statt einem Programm zu folgen, das bereits Stempel und Managementstrukturen einer Organisation trägt – und in der Regel einer Gemeinschaft, Gruppe oder Minderheit aufgedrückt wird –, bestehen meine Methode und mein Ansatz vielmehr darin, die Kreativität der Gemeinschaft zu wecken. Ich gebe nicht vor, was gut und richtig ist, aber ich rege an, die Vorgehensweise, die eigene Situation sowie Probleme und Herausforderungen zu überdenken und zu verstehen. Ich steuere bisweilen einen Vorschlag bei, der aber dann von der Gruppe diskutiert wird, die letztlich selbst entscheidet. So sind meine Projekte eine Art des Aktionismus, der aber ganz anders ausgeübt wird.

Wie muss man sich ein Projekt vorstellen, das kollektive Kreativität freisetzt. Können Sie ein Beispiel nennen?

Da ist zum Beispiel mein Projekt in einem abgelegenen Dorf am Steilhang des Berges Merapi in Zentraljava. Ich arbeite mit jungen Menschen, die sich für Kunst und Performance – sowohl traditioneller als auch zeitgenössischer Ausprägung – interessieren. Mit der Modernisierung und dem Fortschrittsgedanken ist die Stadt zum Zentrum für Arbeit und Glück geworden. Die meisten jungen Dorfbewohner_innen werden also urbanisiert. Sie gehen in die Stadt, wo sie studieren oder arbeiten. Und das Dorf wird zum Symbol der Rückwärtsgewandtheit.

Tatsächlich ist der Traum, in der Stadt Erfolg zu haben, jedoch nur eine Schimäre. Viele junge Menschen finden in der Stadt keinen Job und stecken dort quasi fest. Die Rückkehr ins Dorf ist ihnen peinlich, weil die Familienmitglieder das als Versagen werten. Es ist also wichtig, den Jugendlichen die Situation und Probleme der Moderne sowie die problematische Idee des Developmentalismus deutlich zu machen. Wenn sie zudem Kenntnisse in Kunsthandwerk und Technik erlangen, eröffnet ihnen das Möglichkeiten, alternative Wege zu erproben. Sie werden im eigenen Dorf auf positive und produktive Weise aktiv. Die Jugendlichen entwickeln ein neues Realitätsbewusstsein, und durch die Einkommensquelle sowie allgemeine Sicherheit vollzieht sich in ihrem Leben ein Wandel. Es ist nicht mehr nötig, in die Stadt zu gehen, um einen Job zu finden und Erfolg zu haben. So wird das Dorf wieder zum Zuhause.

Im Rahmen Ihres Projekts in Yushu – ehemals Tibet, nun Teil der chinesischen Provinz Qinghai – haben Sie sich mit Wissenschaftler_innen zusammengesetzt, um Wege zu finden, das Hochplateau nach einer Naturkatastrophe aufzuforsten (siehe S. 74). Wie ist es Ihnen gelungen, dass sich die buddhistischen Mönche in ihrer abgeschotteten Lebenswelt für die wissenschaftlichen Erkenntnisse öffneten?

Die Mönche mit der modernen, wissenschaftlichen Denkweise vertraut zu machen, ist keineswegs einfach gewesen. Zunächst musste ich einen Weg finden, wie sich die Wissenschaft in den Kontext des Buddhismus übersetzen lässt. Der Buddhismus ist eine Art Philosophie, die auf dem Verständnis der menschlichen Natur im Verhältnis zur Natur selbst beruht. Das Grundverständnis liegt darin, dass alles verbunden ist und dass die Umstände eine Sache verursachen

und beeinflussen. So ist es in gewisser Weise eine Art des Verständnisses, das – ebenso wie die Wissenschaften – auf Rationalität und Logik basiert. Durch dieses Grundprinzip konnte ich den Mönchen auch die wissenschaftliche Denkweise verständlich machen.

Einige Wissenschaftler_innen interessieren sich für den buddhistischen Zugang zur Natur, und buddhistische Mönche wiederum beschäftigen sich mit der Wissenschaft, die sich am materiellen Aspekt orientiert und die Dinge beweisen möchte. Wissenschaftler_innen suchen den Beweis im Physischen oder Konkreten, wie sonst sollten sie an etwas glauben? Realität besteht jedoch nicht nur aus dem materiellen Aspekt, und es gibt manches, das man nicht mit den fünf Sinnen wahrnehmen kann, wie etwa unsere Seele und unseren Geist. Der Buddhismus vermittelt diesen Aspekt seit 2.600 Jahren. Lebenserfahrung verschmilzt hier mit analytischen, rationalen und logischen Ansätzen. Heutzutage nennt man das die Wissenschaft des Geistes.

Der Buddhismus behandelt neben der Rationalität und Logik auch die Ethik als grundsätzliches Prinzip, die im Zeitalter der Wissenschaft oft außer Acht gelassen wird. Ebenso wie die spirituelle Funktion des sogenannten Herzens. Wissenschaftler_innen sehen es vor allem als Zentrum des körperlichen Lebens, das den Blutfluss managt und reguliert.

Ihr familiärer religiöser Hintergrund ist außergewöhnlich. Inwiefern hat er Sie und Ihre Kunst geprägt?

Mein verstorbener Vater, Yusuf Amir Feisal, hat mich in den Islam eingeführt – obwohl er ein muslimischer religiöser Führer war, war er ziemlich tolerant und weltoffen. Sonst wäre die interreligiöse Ehe meiner Eltern niemals möglich gewesen. Mein Vater studierte englische Literatur an der *Columbia University* und in Oxford und besuchte ein islamisches Internat sowie die Pädagogische Universität in Indonesien.

Meine Mutter hingegen war in einem synkretistischen Glaubenssystem verhaftet. Dabei handelt es sich um eine Art Assimilation aus Animismus, Hinduismus, Buddhismus und Islam. Besonders viel brachte mir mein Großvater, Raden Saboer, bei, der auch ein traditioneller Kampfkunstmeister war. Der performative Aspekt ist ein wichtiger Teil dieser Kultur, wie man an der Durchführung verschiedener Rituale und Zeremonien sieht. Während die Familie meiner Mutter Tanz-, Räucher- und Blumenopfergaben darbrachten, stellten diese Rituale für die

Mein künstlerischer Ansatz besteht vor allem darin, Probleme auf den Tisch zu legen, eine Diskussion und Nachdenken zu entfachen, durch die Debatte zu stören und am sozialen Prozess teilzunehmen.



Familie meines Vaters Vielgöttereier dar. Auf meine Art zu denken und mein Realitätsverständnis hatten sie jedoch einen großen Einfluss.

In Ihrer Heimat Indonesien haben muslimische Fundamentalisten zum Mord an Ihnen aufgerufen, da sie Ihre Kunst als provokant und islamfeindlich erachten ...

Im Jahr 1994 hat mich eine Gruppe islamischer Hardliner beschuldigt, blasphemische Kunst zu machen. *Lingga-Yoni* ist eine Arbeit, die auf der alten hinduistischen und buddhistischen Philosophie (Tantrayana oder Vajrayana) zur „Balance weiblicher und männlicher Energie“ basiert. Ich interpretierte diese innerhalb des Kontextes der zeitgenössischen indonesischen Kultur beziehungsweise dessen, was ich für diese halte. Das Problem jedoch ist, dass die Islamisten in der Philosophie nicht bewandert waren, daher dachten sie beim Anblick der Phallus- und Vaginasymbole sofort an eine schmutzige Angelegenheit. Auch hinsichtlich der Verwendung von Schrift und Sprache kam es zu gravierenden Missverständnissen und der fälschlichen Annahme der Provokation des Islam. Auch die Installation *Etalase*, in der ich einige Gegenstände, darunter auch der Koran und eine Packung Kondome, in einem Schaukasten präsentierte, war für religiöse Hardliner Gotteslästerung.

Natürlich ist meine Arbeit provokativ und richtet sich gegen Unterdrückung und Fundamentalismus. Auch ist sie eine Kritik am Kapitalismus und der entsprechenden Lebensweise, die ich symbolisch zum Ausdruck bringen wollte. Der Schaukasten war ein Symbol für die Kommodifizierung aller Aspekte unseres Lebens, einschließlich Religion und Sex. Daraufhin musste ich das Land verlassen und brachte mich in Australien mit verschiedenen Jobs durch.

Was bedeutet Religion heute für Sie?

So viele Menschen glauben an etwas und fühlen sich einer Religion zugehörig. Wenn wir uns um das Schicksal und die Zukunft der Menschheit und ihre Beziehung zu Kultur und Natur kümmern, müssen wir diese gesellschaftliche Tatsache ernst nehmen. Religion kann ein gutes Gesicht zeigen und ein schlechtes ebenso, wenn sie zugunsten von Macht und Geld instrumentalisiert wird. Sie hat aber definitiv Einfluss auf die Gesellschaft. Gerade die Tatsache, dass sowohl Hardliner-Islamist_innen als auch der Westen den Islam instrumentalisie-

ren, sollte ein Grund für uns sein, uns für ihn zu öffnen und achtsam zu sein. Erst wenn wir fähig sind, kreativ das gute Potenzial der Glaubenssysteme zu nutzen, wobei ich denke, dass sie grundsätzlich alle gut gedacht sind, wird es uns definitiv helfen, die positiven Aspekte in unserem Leben zu sehen und zu leben und uns als eine große Familie zusammenzufinden, die sich respektiert und füreinander sorgt.

Wie sieht es mit dem Thema Kommunikation zwischen den unterschiedlichen Welten aus?

Interkultureller Dialog ist sehr wichtig, jedwede Gruppe sollte mit anderen kommunizieren. Kommunikation ist eine Möglichkeit, Unterschiede zu verstehen und zu respektieren. Wenn wir einem anhaltenden Missverständnis, das zu Spannungen und Konflikten führt, entgegenwirken wollen, ist besonders heutzutage in der globalisierten Welt der Dialog ein Muss. Sonst können Macht- und Profitsuchende, die sich in der Regel nicht um den negativen Einfluss ihrer egoistischen und ambitionierten Träume scheren, die Unterschiede bewusst manipulieren.

Im Hinblick auf das Zusammenleben der Menschen, was ist heute zu tun?

Nicht zuletzt angesichts der Aggressivität und Abschottung gegenüber Andersdenkenden, insbesondere politisch rechter Gesinnungen sehe eine höchst alarmierende Situation. Bedenken wir nur mal, dass in einer Sekunde ein nuklearer Krieg ausbrechen könnte. Wir haben es in der Hand, totale Zerstörung zuzulassen oder nicht. Um der folgenden Generation eine aussichtsreiche Zukunft zu ermöglichen, müssen wir Hand in Hand zusammenarbeiten, die Grenzen vergessen.

Zu guter Letzt: Wie wünschen Sie sich die Welt in 20 Jahren?

Ich wünsche uns eine neue friedliche, sorgende und freundliche Welt, nicht nur unseren Mitmenschen zuliebe, sondern jedem Wesen im Universum. Kein Krieg und keine Bomben mehr. Keine Flüchtenden mehr. Waffenproduktion und -handel werden eingestellt, oder zumindest drastisch reduziert. Vor allem das Produzieren von Atomwaffen muss enden.

Dann verbessern sich die Umweltbedingungen. Der konsumorientierte Lebensstil weicht einem einfacheren und naturverbundenen Leben. Der Reichtum, den ungefähr ein Prozent der Gesellschaft, getrieben von Gier, angehäuft hat, wird

umverteilt. Das bedeutet, dass die Armut schwindet und jeder ein Minimum an sozialer Sicherheit sowie eine Gesundheitsversorgung erhalten könnte.

Wie lässt sich das erreichen?

Wir müssen unsere Denkweise ändern und die Art, wie wir mit der Natur und anderen Lebewesen umgehen: Wir sollten ein neues Bewusstsein bezüglich der Vernetzung, Ethik und Verantwortung entwickeln. Den ichbezogenen Lebensstil reduzieren und uns mehr um andere kümmern. Kurzum: einen Wandel vollziehen vom egoistischen und gierigen Lebensstil zugunsten einer mitfühlenden und sorgenden Lebensweise.

Die Fragen stellte Inge Pett, übersetzt von Mira Sacher.

Seit 30 Jahren engagiert sich die indonesische Künstlerin Arahmaiani gegen religiösen Fundamentalismus, die Unterdrückung der Frau sowie die Zerstörung der Natur. Sie ist die erste Indonesierin, die ihr Land auf der *Biennale von Venedig* vertreten hat.

Im ehemals tibetanischen Yushu unterstützt sie seit 2010 ein Kloster dabei, die Region aufzuforsten und alternative Energien zu nutzen. Das Credo der Künstlerin, die sich in der Tradition von Joseph Beuys' ‚sozialer Plastik‘ sieht, lautet dabei ‚kollektive Kreativität‘.

AUFFORSTEN EINES HOCHPLATEAUS IN TIBET

EINE KÜNSTLERIN ALS MOTOR FÜR LOKALE ALLIANZEN

2010 reiste die indonesische Künstlerin Arahmaiani (siehe S. 70) nach Tibet, in den zu China gehörenden Bezirk Yushu. Die Gegend war von einem Erdbeben verwüstet worden, genauso wie Arahmaianis Heimatstadt Yogyakarta im Jahr 2006. Seitdem sucht die Künstlerin Katastrophengebiete auf, um dort in künstlerischen Projekten mit den Betroffenen ‚kollektive Kreativität‘ freizusetzen und das Gemeinschaftsgefühl zu stärken.

Tibet gilt als ‚Asiens Wasserturm‘. Eine Umweltkatastrophe ist also fatal für Millionen von Menschen. Umso furchtbarer waren der Müll, verschmutztes Wasser und die zubetonierten Flächen, die Arahmaiani in Yushu vorfand. Arahmaiani gewann das Vertrauen der hoch angesehenen 500 Mönche im Dorf Lab, bei denen sie unterkam. Sie machte sie auf die Missstände aufmerksam, appellierte an ihr Verantwortungs- und Bewusstsein der Natur gegenüber und eröffnete ihnen eine wissenschaftliche sowie nachhaltige Sicht auf ihre Lebensumstände.

Die Bewohner_innen der Gegend befanden sich noch in einer Art Schockstarre. Auch standen keine Mittel für den Wiederaufbau zur Verfügung. Arahmaiani nutzte ihre Erfahrung in dialogischen Prozessen und internationalen Projekten, um eine neue Allianz ins Leben zu rufen: Gemeinsam mit den Mönchen und der Bevölkerung begann sie, das Land aufzuräumen und aufzuforsten und die nomadische Kultur und Lebensweise wiederzubeleben. Sie lud Wissenschaftler_innen ein, die Konzepte für Wind- und Solarenergie entwickelten. Seitdem wurden auch zahlreiche Ernährungs- und Landwirtschaftsprojekte umgesetzt. Heute wachsen auf dem Dach der Welt Biogemüse und über eine Million Bäume.

„Wo Politiker manchmal versagen, kann Kunst etwas ausrichten“, so Arahmaiani. Inzwischen unterstützt auch die chinesische Regierung das Projekt. (IP)



SILKE HELFRICH


„COMMONS

SIND SO ALT

WIE DIE MENSCHHEIT

UND SO MODERN

WIE DAS INTERNET.“



Überall ist von ‚Sharing‘ die Rede. Menschen teilen Autos, Wohnungen, Kleidung, Haushaltsgeräte oder Musik. Doch hat das noch nicht unbedingt etwas mit einer solidarischen Haltung zu tun, bemerkt die Autorin und ‚Commons‘-Aktivistin Silke Helfrich. Die Commons-Bewegung nimmt auch die andere Seite in den Blick: Wie kommt in die Welt, was dann geteilt werden soll? Und wie können wir geteilte Verantwortung übernehmen für das gemeinsame Herstellen, Pflegen und Bewahren von Dingen und der Natur? Die Beschäftigung mit Fragen wie diesen bildet eine zentrale Grundlage für das menschliche Miteinander und damit auch für Formen der Zusammenarbeit.

Was und mit wem haben Sie zuletzt etwas geteilt?

Zuletzt habe ich einen Beitrag auf meinem Blog geteilt. Und zwar mit allen, die ihn nutzen möchten. Darin geht es um ein dickes Commons-Wörterbuch, das in Frankreich erschienen ist.

Und wenn Sie eher an etwas Materielles denken?

Ah, Sie meinen nicht teilen wie in ‚mitteilen‘, sondern aufteilen! Es ist eine Krux mit den Wörtern, wir nutzen dieselben Begriffe für ganz unterschiedliche Prozesse. Das verwirrt. Wir sagen zum Beispiel ‚Wissen teilen‘ und ‚Essen teilen‘, auf neudeutsch ‚Sharing‘. Dabei wird Wissen mehr, Nahrung aber weniger, wenn wir sie teilen, wir müssen tatsächlich etwas abgeben – und dennoch nutzen wir das gleiche Wort. Ist das nicht sonderbar? Es ist, als könnten wir das Addieren nicht vom Subtrahieren unterscheiden.

Sharing als Trend begegnet uns überall, etwa in Carsharing oder bei Anbietern wie Airbnb oder dem Kleiderkreisel. Ist das schon eine Form von Commons und Commoning?

Das kommt auf die konkrete Praxis an. Es ist jedenfalls wenig hilfreich, alles einfach ‚Sharing‘ zu nennen. Denn es ist ein Unterschied, ob Sie Kunde eines kommerziell betriebenen Carsharings werden, oder ob Sie sich wirklich mit Nachbar_innen das eigene Auto teilen. Auch *Airbnb* ist ein gutes Beispiel. Dies als Sharing zu bezeichnen ist grober Unfug. Bei *Airbnb* wird nichts geteilt, da wird vermietet, so wie auf dem Wohnungsmarkt.

Tatsächlich solidarisch zu teilen heißt, nicht unbedingt etwas zurückzuerwarten. Schon gar nicht etwas Gleichwertiges. Teilen ist nicht wechselseitig, da geben Sie einfach, Sie teilen auf, Sie teilen mit. Sie können etwas zurückbekommen, müssen aber nicht. Das ist etwas ganz anderes.

Und was würden Sie niemals teilen?

Bei mir ist an der Bettkante mit dem Teilen Schluss. Das kann man auch anders leben, aber für mich ist die Paarbeziehung wohl doch die richtige Lebensform.

Ihrer Definition nach sind Commons nicht nur gemeinschaftlich zu nutzende Güter wie Grund und Boden, also nichts rein Gegenständliches. Commons bezeichnen eher spezifische soziale Verhältnisse, die von Menschen hergestellt werden. Was kann laut dieser Definition nicht zu Commons gemacht werden? Nichts.

Wirklich nichts?

Ich kann Ihnen aus allen Lebensbereichen und Produktionsfeldern Beispiele nennen, in denen der Commons-Gedanke eine große Rolle spielt. Das fängt beim Hausprojekt an und hört bei der Medikamentenproduktion auf. Es geht bei Commons letztlich um eine Frage der Haltung. Wie wollen wir zusammenleben? Wie soll etwas hergestellt werden? Als Ware, zu der nur Zugang hat, wer sie auch bezahlen kann? Oder als Gemeingut, das nicht diskriminierenden und selbstbestimmten Zugangs- und Nutzungsregeln unterworfen ist?

Könnten Sie das noch etwas konkreter erläutern?

Waren sind etwa Gemüse, das wir im Laden kaufen können. Commons, hier könnte man auch sagen ‚Gemeingut‘, wäre Gemüse, das aus der Solidarischen Landwirtschaft stammt. Die Produktion von ‚SoLaWi‘-Gemüse finanzieren Menschen über ihre Beiträge und erhalten im Gegenzug einen Ernteanteil, einen ‚Share‘. Je nachdem, wie die Ernte ausfällt, ist dieser Anteil geringer oder üppiger. Da wird also keine ‚konkrete Gurke‘ für eine bestimmte Menge Geld gekauft, sondern es wird aufgeteilt, was solidarisch vorfinanziert und dann produziert worden ist. Eine Ware ist ein Mikroskop, das von einem kommerziellen Hersteller entwickelt, produziert und verkauft wird. Die Plattform *OpenSPIM* hingegen ist ein Commons, in dem nicht nur die Entwicklung und Verbesserung von Mikroskopen, sondern auch die Verbreitung und Pflege dieser Technologie durch eine aktive und selbstorganisierte Community betrieben wird. Eine Ware ist die Enzyklopädie im Offline- oder Online-Buchladen, die ich mir als konkretes Exemplar bestellen kann und bezahlen muss. Ein Commons indes ist *Wikipedia*. Darin teilen Menschen ihr Wissen und andere ihr Geld in Form von Spenden. Aber beides geschieht unabhängig voneinander. Ich könnte diese Liste fortsetzen für Häuser, allerlei Fortbewegungsmittel und Maschinen. Es gibt offenbar nichts, das man nicht als Gemeingut in die Welt bringen kann und am Ende ist das auch viel günstiger.

Was können wir von der Idee der Commons in Bezug auf eine neue Kultur der Zusammenarbeit lernen?

Zunächst einmal, dass Commons eine Konstante der Menschheitsgeschichte sind. Und interkulturell noch dazu. Commons finden sich überall auf der Welt in je eigenen Formen. Und doch gibt es gemeinsame Grundlagen. Etwa die Gewissheit, dass wir aufeinander bezogen und

voneinander abhängig sind. Dafür gibt es in den Sprachen Schwarzafrikas das schöne Wort ‚Ubuntu‘, das etwa ‚ich bin durch dich‘ bedeutet. Zwar haben wir in der sogenannten westlichen Welt dieses Wort nicht. Doch auch wir wachsen durch die anderen und nicht isoliert von ihnen. Daraus sollten wir das Beste für alle machen. Eine Kultur der Zusammenarbeit ist also nicht nur allgegenwärtig, sie ist ‚uns gemäß‘. Deshalb ist sie uralte und doch immer wieder neu einzuüben. Immer wieder neu sind die Bedingungen für eine Kultur der Zusammenarbeit. Denken wir an die verfügbaren physischen und psychischen Energien. Kooperation geht im Zeitalter des Brennholzes anders als in Zeiten elektrischer Energie und wieder anders im Solarzeitalter. Oder denken wir an Infrastrukturen und die Institutionen um uns herum. Heute dominieren zwei gesellschaftliche Institutionen, ein Denkkonstrukt und ein politisches Gebilde: Markt und Nationalstaat. Und beides bröckelt, was nicht ungefährlich ist. Deswegen müssen wir stabile Alternativen entwickeln und intensiv über Commons nachdenken; schließlich sind sie so alt wie die Menschheit und so modern wie das Internet. Wir müssen Commons aus unserem heutigen Kontext heraus denken, ins Leben bringen, stark machen und miteinander verbinden. Sehr spezifisch also und nicht wie ein Patentrezept, das unterschiedslos über die Welt gekippt wird. Da gibt es immer wieder etwas zu lernen.

Und wie lernt man das Zusammenarbeiten?

So, wie man alles lernt: Grundmuster verstehen – hier ist Theorie wichtig. Inspiration zulassen – hier sind gute Beispiele wichtig. Und ausprobieren, einfach tun. Hier sind ein bisschen Haltung und nur ein klein bisschen Mut gefragt – um das Alte loszulassen. Sehr wichtig ist auch konkrete Praktiken und Regeln zu dokumentieren, darüber zu reden. Erfahrungen aus gelungenen Kooperation und ihre Grundmuster müssen weitergegeben werden, damit andere davon lernen können. Diese kulturelle Großzügigkeit sollte ohnehin Standard sein.

Klingt anstrengend.

Nur am Anfang. Das ist wie beim Erlernen eines Musikinstruments. Am Anfang kostet jede Note Kraft und Konzentration. Nach ein paar Jahren der Aufmerksamkeit und Übung spielt man munter drauflos.

Was ist das strategische Ziel einer Kultur des Teilens und Miteinanders?

Ein Paradigmenwechsel, im tiefsten Sinne des Wortes. Eine Änderung unserer meist unreflektierten Grundannahmen und Handlungslogiken.

Das klingt abstrakt. Haben Sie ein konkretes Beispiel?

Gehen wir noch mal zurück zum Anfang, zu *Airbnb*. Wir hatten festgestellt: Dort wird vermietet und nicht geteilt. Und das Vermieten folgt einer Logik, in der das Nehmen an das Geben gekoppelt ist. Aufteilen und richtiges Teilen hingegen folgen einer Logik, in der Geben und Nehmen entkoppelt sind. Das eine ist also wechselseitiges Handeln, wie auf dem Markt, das andere ist nicht wechselseitig, wie beim gemeinsamen Picknick. Beim Picknick dürfen Sie auch mitessen, wenn sie nur etwas Kleines beigesteuert haben oder das nächste Mal etwas mitbringen. Einen Beitrag zu leisten ist also wichtig, denn Teilen ohne Beitragen ist wie Einkaufen ohne Geld. Es funktioniert einfach nicht. Aber Geben und Beitragen werden nicht durch Verträge erzwungen, sondern auf eine freiwillige Basis gestellt. Das ist ein elementarer Unterschied.

Oder nehmen wir den Unterschied zwischen der Zeiteinsparungslogik und der Zeitverausgabungslogik. Das kennen wir alle. In der kapitalistischen Warenproduktion ist es doch so: Je mehr Zeit ich beim Produzieren eines Stuhls einspare, umso effizienter bin ich. Das stimmt zwar nur bis zu dem Punkt, an dem die ‚effiziente Seite‘ so komplex wird, dass Logistik, Zulieferkomplexität und Verwaltung die Effizienzgewinne auffressen. Aber bis dahin gilt: je weniger Zeit ich in den Stuhl investiere, umso besser. Zeit sei Geld, heißt es. Im Sinne der Commons ist es eher so, wie mit allem Lebendigen, das wachsen und gedeihen soll: Je mehr Zeit ich ihm widme, umso besser und stabiler das Ergebnis. Sie können sich das vorstellen wie in der Pflege. Da funktioniert die Zeiteinsparungslogik nicht. Sie macht das Pflegesystem unmenschlich. Menschen brauchen Aufmerksamkeit, Zuwendung und Zeit. Nicht einfach einen Waschlappen im Gesicht und gekämmte Haare für die dann zehn Minuten abgerechnet werden können.

Welche Tätigkeiten stärken das Miteinander?

Es geht nicht einfach nur darum, ‚das Miteinander zu stärken‘. Jede relevante Partei Deutschlands schreibt sich heute ‚Wir-Lösungen‘ oder Schlagworte wie ‚gemeinsam‘ und ‚Zusammenarbeit‘ ins

Wahlprogramm und die Plakate. Dabei können Menschen auch miteinander neoliberale Politik herbeischrei(b)en. Oder sie singen miteinander nationalistische Lieder. Die wichtige Frage ist vielmehr: Wofür sollten wir das Miteinander stärken?

Ihre Antwort darauf?

Für drei Ziele zugleich, die Betonung liegt auf ‚zugleich‘: Fairness, Freiheit, Nachhaltigkeit.

Und wie geht das konkret?

Mein Weg ist folgender: Ich versuche, die Praktiken und Orte zu identifizieren, wo das gut gelingt. Die sind sehr bunt und unterschiedlich. Ich bemühe mich daher zu verstehen, was diese Praktiken miteinander verbindet, um die darunterliegende Logik kommunizierbar zu machen. Und ich versuche, in meinen Alltag einzubauen, was möglich ist und was mir mehr Unabhängigkeit von der ‚kapitalozentrischen‘ Logik verspricht.

Da kann jede_r sofort etwas finden. Weg von *Microsoft*, hin zu *GNU/Linux*. Die meisten können sich gar nicht vorstellen, wie benutzerfreundlich *Linux*-Anwendungen heute sind. Weg vom Einkaufen der wichtigsten Lebensmittel, rein in die nächste Solidarische Landwirtschaft oder noch besser: eine mitgründen. Weg vom Nachkauf, hin zum nächsten Repair-Café. Einfach irgendwo anfangen. Und die Erfahrungen mit anderen teilen.

Was assoziieren Sie mit neuen Allianzen?

Wichtig wäre eine Allianz zwischen denen, die für freie, digitale Infrastrukturen und Software- oder Hardware-Instrumente streiten – das nennt man oft ‚digitale Commons‘, und denen, die Commons im analogen Leben stark machen. Aber auch die Allianz zwischen Praktiker_innen und Wissenschaftler_innen, die die Grundlagen des dominierenden Paradigmas hinterfragen, die analytisch und sprachlich das Neue fassen können ist wichtig.

Können Sie uns drei Dinge nennen, die aktuell noch die Zusammenarbeit für mehr Gemeinwohl behindern?

Erstens die dominierenden Denkmuster, die sich meist in ‚entweder oder‘ erschöpfen, also dual ticken. Aber beim Kooperieren geht es nicht um ‚ganz oder gar nicht‘. Da geht es um Intensitäten. Dieses Entweder-oder-Denken fußt darauf, dass wir Dinge als getrennt begreifen, die im Grunde verbunden sind. Produktion und Reproduktion zum Beispiel: Das eine ordnen wir der Wirtschaft zu,

1

In Barquisimeto, einer Millionenstadt im Westen Venezuelas, experimentiert der *Kooperativenverbund Cecosesola* seit mehr als vier Jahrzehnten mit Selbstverwaltung und Basisdemokratie. Die Kooperativistas betreiben große Gemüsemärkte, produzieren Lebensmittel und bieten Gesundheitsversorgung und andere Dienstleistungen an. Sie arbeiten ohne Chefs, entscheiden im Konsens, bewältigen die Aufgaben im Rotationsverfahren und stellen immer wieder alles infrage.

Es ist enorm wichtig, an der Festlegung von Regeln selbst beteiligt zu sein und sich dabei im Bewusstsein zu halten, dass Regeln nicht starr sein dürfen, sondern atmen müssen.

das andere dem Privaten. Mit der Realität hat das aber wenig zu tun! Zweitens das kompetitive Bildungssystem. Drittens die auf Konkurrenz ausgelegte Wirtschaftslogik, die fast das gesamte Alltagshandeln durchdrungen hat und uns immer wieder vergessen lässt auch mal zu fragen: ‚Fühlt sich das eigentlich noch gut an? Lebendig? Wie ein gutes Leben?‘

Welche Kooperation hat Sie zuletzt vom Hocker gehauen?

Wahnsinnig beeindruckt hat mich eine Erfahrung in Venezuela beim freien *Kooperativenverbund Cecosesola*.¹ Ich rede von 20.000 Mitgliedern, 1.300 davon sind tagaus, tagein aktiv eingebunden. In einer Situation galoppierender Inflation, bedrückender Korruption – unvorstellbare 2700 Prozent im Jahr 2017 – und brandgefährlicher politischer Polarisierung wird dort greifbar, wie ein faires und selbstbestimmtes Miteinander tatsächlich etwas stiftet, wofür Menschen überall in der Welt auf die Straße gehen, um es vom Staat zu fordern: Sicherheit. Dieses Gefühl, dass „mir nichts passieren kann“, wie es mehrere *Cecosesoler@s* mir gegenüber ausgedrückt haben, das hat mich umgehauen. Damit meine ich nicht Gewaltkriminalität, die in Venezuela auch ein riesiges Problem ist, sondern Zugehörigkeit. Das Gefühl, ökonomisch und emotional getragen zu sein, inmitten einer Situation in der wir mit unserer Mentalität enorme Zukunftsängste hätten. Dieser Gedanke, dass es um gefühlte Sicherheit geht, ist mir ein wichtiges Signal für gelingendes Commoning geworden. Bei *Cecosesola* konnte ich spüren, was die Schweizer Theologin Ina Praetorius als ‚Durch-ein-ander‘ beschreibt.

Was stiftet Vertrauen in der Zusammenarbeit mit anderen?

Für mich persönlich sind das Präsenz, Offenheit und Verlässlichkeit. Aber strukturell sind das bewusst gesetzte Regeln. Wir nennen das ‚Peer-Governance‘. Es ist enorm wichtig, an der Festlegung von Regeln selbst beteiligt zu sein und sich dabei im Bewusstsein zu halten, dass Regeln nicht starr sein dürfen, sondern atmen müssen. Außerdem hilft es, die Fehler zu ehren und eine Kultur, ich würde fast sagen Ritualisierung von Wertschätzung in den Alltag des Miteinanders einzubauen. Das sagt sich natürlich so einfach dahin ...

Was fasziniert Sie eigentlich am meisten am Thema Commons?

Wenn ich die Zeitung aufschlage oder die Nachrichten höre, denke ich, die Welt

geht unter. Wenn ich in die Welt der Commons blicke, bekomme ich Kraft, Hoffnung und Energie. Das hält mich wach für Neues. Da machen sich Menschen auf, oft junge Leute, ganz viel wieder selbst zu machen. Aber nicht *do it yourself*, sondern *do it together*. Und zwar in allen Lebensbereichen: Landwirtschaft umstrukturieren, Wohnen neu denken, Lastenräder herstellen oder Online-Karten, Software, Hardware, Traktoren, Open Source. Das wichtige daran ist, dass oft ein anderer Habitus dahinter steckt, in dem nach Lebensformen gesucht wird, in denen Freiheit nicht auf Kosten der Nachhaltigkeit, Nachhaltigkeit nicht auf Kosten der Fairness geht. Da ist so unendlich viel zu tun. Aber man kann sehen, was möglich ist.

Die Fragen stellte Sophia Plaas.

Silke Helfrich ist freie Publizistin, Forscherin, Autorin, Bloggerin, Rednerin und Aktivistin. Unter dem Stichwort ‚Commons‘ beschäftigt sie sich seit einigen Jahren mit Alternativen zu den gängigen Modellen der Marktwirtschaft. Gemeinsam mit einem wachsenden Kreis von überzeugten Expert_innen macht sie sich stark für die Idee gemeinschaftlicher Verantwortung für Gemeingüter aller Art. 2010 organisierte sie die erste *International Commons Conference* in Berlin. Sie ist Mitbegründerin des *Commons-Institut e.V.* und der *Commons Strategies Group*. Für die Heinrich-Böll-Stiftung leitete sie Büros in Mittelamerika und Mexiko. Zum Thema erschienen von ihr unter anderem die Bücher *Wem gehört die Welt? Zur Wiederentdeckung der Gemeingüter* (2009), *Commons. Für eine neue Politik jenseits von Markt und Staat* (2012), und *Commons. Muster gemeinsamen Handelns* (2015)

INCREDIBLE EDIBLE NETWORK, TODMORDEN, GB

GEMÜSE

FÜR ALLE

Es muss etwas geschehen im Hinblick auf die zukünftigen Lebensgrundlagen angesichts von Klimawandel und Bevölkerungswachstum. Wir brauchen neue Wege und Allianzen vor Ort, davon sind Mary Clear, Estelle Brown und Pam Warhurst aus der kleinen Stadt Todmorden in England überzeugt. Wenn man auch keinen unmittelbaren Einfluss auf die großen Entwicklungen hat, kann man doch im eigenen Lebensumfeld täglich etwas tun. Schnell wurde ihnen klar, dass wirklich wirksame Ideen nur gemeinschaftlich umzusetzen sind. Also gründeten die Frauen 2007 die Initiative *Incredible Edible – Todmorden (IET)*.

Die Idee: Überall in und um die Stadt – in Schulgärten, auf der Randbegrünung von Parkplätzen, in den Pflanzkübeln der Einkaufsstraße – sollten die Leute Nahrungsmittel anbauen. Nicht für den eigenen Bedarf, sondern für alle: Jede_r darf im Vorbeigehen ernten und die lokalen Gemüse und Früchte verwenden – als kleinen Snack oder für Restaurants, Schulen, Altenheime und Krankenhäuser.

Dabei geht es jedoch längst nicht nur ums Gemüseanbauen: Die drei Grundpfeiler des Modells sind Gemeinschaft sowie das Weitergeben von Wissen und Nachhaltigkeit. Vor allem sollen die Menschen wieder sehen und erleben können, was eigentlich lokal wachsen kann, wie produziert wird – und selbst Teil der Gemeinschaft werden. Finanziert wird das Projekt unter anderem über Kurse für Jugendliche und Erwachsene sowie Motivationsausflüge für Firmen aus der Stadt.

In jedem Fall hat das gemeinsame Gärtnern die Beziehungen in der Gemeinde deutlich verbessert: Die Leute übernehmen Verantwortung, engagieren sich, arbeiten zusammen, haben Spaß und sehen, dass Teilen eine sinnliche und lustvolle Sache sein kann. Über 300 eingeschriebene Mitglieder beteiligen sich regelmäßig aktiv und glauben an die Wirkung der kleinen Tat. Mit Erfolg: Das Modell Todmorden hat weltweit schon zahlreiche Nachahmer gefunden. (DB)



WOCHENKLAUSUR

„GESELLSCHAFTLICHE PROBLEME
SIND NUR KOLLEKTIV LÖSBAR.“

Für die Wiener Künstlergruppe *WochenKlausur* sind gesellschaftliche Probleme grundsätzlich nur in der Gemeinschaft lösbar. Da im politischen Prozess manche Lösungen zu lang auf sich warten lassen, führt die Initiative seit 1993 auf Einladung von Kunstinstitutionen soziale Interventionen durch. Ihre Methode steckt bereits in ihrem Namen: ‚In Klausur gehen‘ bedeutet etwa, sich von persönlichen Verbundenheiten und Verpflichtungen zurückzuziehen. Im Konzept der *WochenKlausur* geht es konkret darum, in wenigen Wochen intensiver Arbeit einen machbaren Vorschlag zur Lösung gesellschaftlicher Fragen zu entwickeln. Durch das immer wieder neue Zusammensetzen des Teams wird vermieden, dass sich lähmende Routine einschleicht.

Was war Ihre bisher beeindruckendste Zusammenarbeit?

Jede Zusammenarbeit ist auf ihre eigene Weise beeindruckend. Unterschiedliche Kooperationen entstanden schon allein durch die verschiedenen selbst gewählten Aufgabenstellungen oder andersartigen politischen und gesellschaftlichen Gepflogenheiten an den Projektorten. So bedurfte es jeweils einer anderen Herangehensweise, um einen Termin bei dem Züricher Stadtratspräsidenten zu bekommen oder mit einer Politikerin in einer vergleichbaren Position in Japan. Was im ersten Fall mit einem Telefonat erledigt war, brauchte im anderen Fall viele Wochen Verhandlungsarbeit.

Gibt es durch Ihre langjährige Tätigkeit für Sie so etwas wie Werkzeuge der Zusammenarbeit, auf die Sie immer wieder zurückgreifen?

Die Recherche ist einer der wesentlichsten Pfeiler, auf dem ein Projekt aufbaut. Eine besonders wichtige Rolle spielen zudem Interviews und Verhandlungen mit den Zielgruppen, potenziellen Projektpartner_innen, mit Vertreter_innen aus Medien oder Politik – als interne oder öffentliche Gespräche. Über die Jahre hinweg ist eine ähnliche Struktur bei der Projektarbeit erkennbar: Oft gibt es diesen Moment der Verzweigung, weil nichts zu gelingen scheint. Dann ist die Kreativität doppelt gefordert, um Lösungsansätze zu finden.

Mit der Zeit kehrt natürlich auch Routine ein, schon erprobte und wirksame Strategien werden eher eingesetzt. Durch die immer wieder neue Zusammensetzung des Teams bleibt die Gruppe jedoch offen für neue Strategien und Ideen zur Verwirklichung unserer Ziele.

Welche Erfahrung war nach dem ersten Projekt 1993 ausschlaggebend für eine Fortführung der Arbeit unter dem Label *WochenKlausur*?

Nach der öffentlichen Präsentation des ersten Projekts kamen sofort Einladungen von zwei internationalen Kunstinstitutionen.

Was hat sich an Ihrer Herangehensweise in den 14 Jahren verändert?

Ursprünglich realisierten etwa sieben Künstler_innen in durchschnittlich acht Wochen ein Projekt von der ersten Idee bis zur Verwirklichung, inzwischen ist es so, dass die ersten Recherchen schon vor der Projektklausur, die nun zwischen drei und fünf Wochen dauert, durchgeführt werden.

Sie sprechen davon, dass manchmal unorthodoxe Methoden zur Umsetzung von Projekten notwendig sind. Was bedeutet das konkret?

Am besten zeigt sich das anhand von zwei Beispielen:

Im Jahr 1997 entwickelte die *WochenKlausur* in der Gemeinde Ottensheim ein Bürgerbeteiligungsmodell für kommunalpolitische Entscheidungen. Nachdem Wünsche der Bevölkerung zu Neuerungen in dem Städtchen erhoben wurden, entschloss sich die Gruppe – unter anderem –, der örtlichen Jugend zu helfen, die seit Langem von ihr gewünschte Genehmigung für die Aufstellung einer Skaterbahn zu erwirken. Bislang konnten sich die politischen Parteien nicht auf einen Standort einigen. Um eine Entscheidung herbeizuführen, stellte die *WochenKlausur* eine mit den Jugendlichen gemeinsam gebaute Skaterrampe im historischen Ortskern auf. Drei Tage später verkündete der nun beunruhigte Bürgermeister den beschlossenen Standort: auf dem Donaugelände.

Strategisches Vorgehen war auch gefragt, als es beim ersten Projekt der *WochenKlausur* darum ging, die Arztkosten für die von der *WochenKlausur* in Wien ins Leben gerufene mobile Klinik für Wohnungslose zu decken. Das Projekt war fast fertig, ohne die nötige Finanzierungszusage der zuständigen Stadträtin bekommen zu haben. In letzter Minute konnte die Gruppe einen Korrespondenten des Magazins *DER SPIEGEL* überreden, gegenüber der Wiener Stadträtin vorzugeben, über das Projekt zu schreiben. Aus Furcht, der *SPIEGEL* könnte negativ über die Stadtpolitik berichten, sagte die Stadträtin endlich die Finanzierung zu.

Nach welchen Kriterien stellen Sie ein Team für ein neues Projekt zusammen?

Mindestens ein langjähriges Mitglied der *WochenKlausur*-Kerngruppe muss bei einem Projekt dabei sein und zumindest ein_e Künstler_in aus dem jeweiligen Projekt-Standort. Alle neuen Projektmitarbeiter_innen werden über die Arbeitsmethoden aufgeklärt und müssen damit einverstanden sein.

Ihre Arbeitsweise ist oft partizipatorisch. Was muss passieren, damit sich alle Beteiligten des Projekts (auch die Nichtkünstler_innen) als ein Team verstehen?

In der Zusammenarbeit mit Menschen außerhalb des *WochenKlausur*-Teams ist es wichtig, die Zielgruppen und potenziellen Projektpartner_innen möglichst

In jeder erdenklichen Weise und an jedem Ort und zu jeder Zeit und aus unterschiedlichsten Gründen fanden und finden gesellschaftliche Veränderungen statt.

frühzeitig einzubinden, weil sie die Kontinuität der Projekte garantieren müssen.

Klausur bedeutet etwa ‚sich zurückziehen‘ und ‚sich von äußeren Einflüssen abschotten‘. Widerspricht diese Abschottung von der Idee sozialer Intervention und gesellschaftlicher Veränderung?

Während der Dauer eines Projekts müssen sich die mitwirkenden Künstler_innen der *WochenKlausur* von ihren anderen beruflichen Tätigkeiten zurückziehen (kein Mitglied kann von den Projekten leben, alle sind beruflich auch außerhalb der *WochenKlausur* tätig). Die gesamte persönliche Zeit und Energie muss der Verwirklichung des jeweiligen *WochenKlausur*-Projekts zur Verfügung gestellt werden.

Wie gehen Sie mit Konflikten um?

Auftauchende Probleme werden im Rahmen der täglichen Sitzungen in der Gruppe besprochen, verhandelt, und wenn nötig wird abgestimmt.

Welches aktuelle gesellschaftliche Problem sehen Sie, dass nur in der Zusammenarbeit zu lösen wäre?

Gesellschaftliche Probleme sind nur kollektiv lösbar.

Wie weit sollte man sich zum Wohle der Zusammenarbeit von seinen eigenen Prinzipien entfernen? Welche Rolle spielt der Kompromiss in Ihren Projekten?

Die Arbeit der Gruppe orientiert sich an den zu Beginn des Projekts selbst gesteckten Zielen. Mögliche Anpassungen oder Kompromisse werden innerhalb der Gruppe und mit den Auftraggeber_innen verhandelt.

Würden Sie eine gescheiterte Kooperation möglicherweise auch als eine gelungene Kooperation bezeichnen?

Nein, das widerspricht sich.

Sie sprechen davon, dass es Dinge gibt, die man nicht Politiker_innen oder Sozialarbeiter_innen überlassen darf. Welchen Vorteil hat es, wenn man sie Künstler_innen überträgt?

Von „nicht dürfen“ kann auf keinen Fall die Rede sein. Aber manche Probleme lassen sich von Menschen, die nicht Teil eines bestimmten Systems und deshalb nicht den jeweiligen bürokratischen Regeln verpflichtet sind oder Amtswegen folgen müssen, schneller und vor allem mit unkonventionellen Mitteln lösen.

„Die Ankunft eines Fremden kann die Menschen veranlassen, über Werte nachzudenken, die sie bislang für selbstverständlich hielten.“ Inwiefern deckt sich diese Aussage Georg Simmels mit Ihren Erfahrungen?

Simmel bezieht sich ja eigentlich auf den Fremden, „der heute kommt und morgen bleibt“, *WochenKlausur* hingegen ist, ganz bewusst, der „der heute kommt und morgen geht“. Aber auch das veranlasst selbstverständlich – und zwar beide Seiten – zum Hinterfragen tradierter Werte.

Wie und wo findet gesellschaftliche Veränderung statt?

In jeder erdenklichen Weise und an jedem Ort und zu jeder Zeit und aus unterschiedlichsten Gründen fanden und finden gesellschaftliche Veränderungen statt.

Die Fragen stellte Mira Sacher.

Seit 1993 entwickelt die Gruppe *WochenKlausur* kleine, aber konkrete Vorschläge zum Reduzieren gesellschaftspolitischer Defizite und setzt diese auch um. Künstlerische Gestaltung wird dabei nicht mehr als formaler Akt, sondern als Eingriff in unsere Gesellschaft gesehen. 41 internationale Projekte konnten bislang realisiert werden. Dazu gehört auch ein Intervention in Kivalina im Nordosten Alaskas (S. 84). In seinem Wiener Büro konzipiert das Kernteam neue Interventionen und betreut das Archiv vergangener Projekte. Je nach Vorhaben wird die Gruppe dann um unterschiedlichste Künstler_innen erweitert.

KIVALINA

ALLIANZ

FÜR DAS LEBEN

UNTER VERÄNDERTEN

KLIMATISCHEN

BEDINGUNGEN

Kivalina, heute zehn Quadratkilometer groß, wird bis 2025 vom Meer überflutet sein. Die circa 470 Bewohner_innen der kleinen Insel im Nordwesten Alaskas leben ohne fließendes Wasser, ohne Abfallentsorgung und sind, bedingt durch den Klimawandel, von zunehmender Erosion bedroht. Die Gewissheit, dass das gesamte Dorf langfristig umgesiedelt werden muss, hat bei der Bevölkerung zu einem Gefühl vorzeitiger Heimatlosigkeit geführt. Eingeladen vom *Alaska Design Forum* hat die Initiative *WochenKlausur* (siehe S. 81) 2012 Architekt_innen, Künstler_innen und Student_innen gebeten, mit ihrem Wissen die Menschen vor Ort bei der Lösung gegenwärtiger Schwierigkeiten zu unterstützen.

Bereits seit 1993 arbeitet *WochenKlausur*, ein Team aus Wiener Künstler_innen, daran, die Qualität des sozialen Zusammenlebens mithilfe von Kunst zu verbessern. In Kooperation mit wechselnden Partner_innen realisieren sie kleine konkrete Vorschläge, um gesellschaftliche Probleme kurzfristig zu beheben. So entstanden auf Kivalina gemeinsam mit den eingeladenen Expert_innen, sogenannten ‚Change Agents‘, innerhalb weniger Wochen unter anderem ein temporäres ‚Community Center‘, ein Konzept für ein Sanitärsystem und ein ‚Community Garden‘. Die Internetplattform *relocate-ak.org* ermöglicht darüber hinaus die Kommunikation zwischen Fachleuten und Bewohner_innen auch nach Beendigung des Projekts und macht interdisziplinäres Engagement in Bezug auf klimabedingte Flucht sichtbar. (MS)



ANDREA BAIER, CHRISTA MÜLLER,
KARIN WERNER (ANSTIFTUNG)

„WIR VERTRAUEN
AUF DIE KRAFT DER

UNTERSCHIEDLICHEN IMPULSE. “

Statt der Privatisierung unseres Wissens und der Ausbeutung von Ressourcen tatenlos zuzusehen, proben immer mehr Menschen den stillen Aufstand in Ateliers, Werkstätten, ‚Fab Labs‘ und Stadtgärten. Offenheit, Transparenz und Austausch sind das Credo von Aktivist_innen, die ihr Wissen, ihre Fähigkeiten und Produkte der Gemeinschaft verschrieben haben. Die Stiftungsgemeinschaft *anstiftung*, hier vertreten durch die Soziologinnen Andrea Baier, Christa Müller und Karin Werner, widmet sich der Förderung, Erforschung und Vernetzung von Räumen des Selbermachens. Damit liefert das Team maßgebliche Expertise zur ‚Commons‘-Praxis, zu Do-it-yourself und Do-it-together-Kulturen sowie zu urbaner Subsistenz und nachhaltiger Regionalisierung.

Was ist die Motivation für Ihre Zusammenarbeit?

Wir haben alle drei in den 1980er-Jahren an der Universität Bielefeld Soziologie studiert – und kommen dennoch aus unterschiedlichen Denkschulen. Das bereichert unsere Zusammenarbeit enorm und eröffnet immer wieder neue Perspektiven für die empirische und theoretische Forschungsarbeit.

Sie sprechen in Ihrem Buch *Die Welt reparieren*¹ von einem neuen offenen Kooperativismus. Können Sie dieses Konzept näher erläutern?

Das ist ein Begriff, den die ‚Commons‘-Forscherin Silke Helfrich (siehe S. 76) in die deutschsprachige Debatte eingeführt hat. Sie erläutert dazu in unserem Buch, was passiert, wenn Software nicht wie eine Ware behandelt, sondern offen gehalten, geteilt und von allen weiterentwickelt wird. Helfrich ist sich sicher, dass auf diese Weise größtmöglicher Nutzen für alle entstehen kann. Neuer offener Kooperativismus ist ein visionärer Zugang und meint eine grundsätzlich andere Art des Wirtschaftens, als die uns bekannte des Verschließens und des maximalen Profiterzielens.

Nennen Sie uns bitte drei Grundregeln oder -werte für diese neue Form des Kooperierens.

Vergleichbar mit der Herstellung beziehungsweise Weiterentwicklung von Software werden derzeit auch in einigen Hardwarebereichen offen kooperative Formen erprobt. So entwickeln Stadtaktivist_innen in nicht kommerziell betriebenen ‚Fabrication Laboratories‘ (Fab Labs) – wie *Fabulous St. Pauli* in Hamburg – in unterschiedlichen Laborsituationen und mithilfe computergesteuerter Technik Produktionsmittel, Gebrauchsgüter, Ersatzteile oder Infrastrukturen. Diese erleichtern es, mitten in der Stadt nachhaltiger, gemeinschaftlicher und weniger konsumorientiert, also produktiver zu leben. Dabei einen die Menschen, die solche Fab Labs betreiben, eher Werte als Regeln: Offenheit für alle und alles, die Vision einer postindustriellen, postkapitalistischen Form des Produzierens und des Umgangs mit Dingen und lebendigen Verhältnissen. Dennoch sind Regeln wichtig, vor allem angesichts der schier unendlichen Möglichkeiten, die die computergestützte Produktion bietet. Die internationale Community jener Fab Labs hat sich deshalb eine eigene Charta gegeben, die zum Beispiel vorgibt, nur das zu produzieren, was niemandem schadet (also keine Waffen). Außerdem sol-

len die erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten dokumentiert und mit anderen geteilt werden.

Was ist der bessere Motor für Zusammenarbeit: Empathie oder Eigennutz?

Weder noch. Der Motor beziehungsweise die Motivation für die Zusammenarbeit im Rahmen des neuen Selbermachens ist das Vertrauen in die Wirklichkeit als geteilte. Daraus resultiert ganz praktisch der Impuls, Andere als Bereicherung der eigenen Perspektive zu betrachten und zu konsultieren. Die Anderen sind dann gewissermaßen das Wissensarchiv beziehungsweise das Reservoir an Erfahrungen und Kompetenzen, an das ich mich gern immer wieder anschließe. Der Effekt dieses Miteinanders ist, in einen produktiven Austausch einzutreten und gemeinsam die Erfahrung von Überschreitung machen zu können: Dabei entsteht Neues. Dieser Prozess funktioniert jedoch nicht von selbst: Es bedarf einer authentischen Haltung der Offenheit und der Befähigung, sich selbst durch andere bereichern und zugleich infrage stellen zu lassen. Das ist fordernder als es auf den ersten Blick scheint. Wir sprechen in unserem Buch deshalb auch von der „Kunst des Zusammenmachens“.

Sind diese vielen kleinen DIY-Werkstätten und -Initiativen eine echte Alternative zum Kapitalismus, oder sind sie eher als Anstoß für ein Umdenken in der Wirtschaft zu sehen?

Wir sprechen von einer postkapitalistischen Praxis, die sich nicht als alternativ im herkömmlichen Sinne versteht, sondern die konsequent, ja radikal am Bestehenden ansetzt und dieses im eigenen Sinne deutet beziehungsweise bearbeitet. Statt auszusteigen, nimmt man das Existierende auf und gestaltet es so um, dass es der Welt noch irgendwie zugutekommen kann. Die Haltung ist eine bewahrende und reparierende. Alten und scheinbar ‚verbrauchten‘ Dingen und Orten wird eine neue Bestimmung abgewonnen, indem man sie in neuer und konstruktiver Weise auf die Welt bezieht. Oder man tut sich mit Anderen zusammen, um Probleme gemeinsam zu lösen. Ein Umdenken und Umformen ist hier tatsächlich zu beobachten, es geht aber weniger darum, anderen Anstöße zu geben, als eigeninitiativ und produktiv problematische Zusammenhänge zum Besseren zu wenden: unmittelbar, geschickt und direkt. Aus der Branche kann ein Garten werden, aus Abfall ein nutzbares Gut, aus dem defekten Radio ein funktionsfähiges Gerät, aus der reparaturbedürf-

¹ Andrea Baier, Tom Hansing, Christa Müller, Karin Werner (Hg.): *Die Welt reparieren. Open Source und Selbermachen als postkapitalistische Praxis*, transcript 2016.

tigen Stadtplanung ein demokratischer Prozess zwischen Professionellen und Beteiligten.

Welchen gesellschaftlichen Hintergrund haben die Menschen, die sich für alternative Formen des Produzierens, Teilens und Beitragens begeistern?

Die Projekte werden meistens von jüngeren Akteur_innen mit Mittelschichts- und Bildungshintergrund gegründet, aber auch Menschen aus anderen sozialen Milieus können hier gut andocken. Zum Beispiel greifen überraschend viele ältere Menschen die neuen Gelegenheitsstrukturen in den Reparatur-Cafés auf. Sie wissen noch um den Wert der Dinge jenseits des Preises, sie ohne Reparaturversuch einfach wegzwerfen, erscheint ihnen abwegig oder sogar verwerflich. In die urbanen Gärten kommen viele Migrant_innen, die sich mit Gemüseanbau auskennen und hier dankbare Abnehmer_innen ihres Wissens vorfinden. Bei den Jüngeren dagegen hat die Hinwendung zum kollektiven Fabrizieren und Reparieren oft mit einer gewissen Konsumerermüdung zu tun. Von Kindesbeinen an konsumerprobt und an materiellen Überfluss gewöhnt, entwickeln sie eine gewisse Immunität gegen den konsumtiven Modus und eine Neigung zum Umwandeln, Umwidmen, Umgestalten, Reparieren, weil das die interessanteren Dingbezüge und produktive Sozialbeziehungen verspricht.

Wie wichtig ist ein gemeinsamer Background (gesellschaftliche Schicht, gleiche Sprache oder Ähnliches) für das Zusammenarbeiten?

Das kommt darauf an, welche Ziele mit dem Zusammenarbeiten verbunden sind. Je nach Ausrichtung kann man mal von Diversität, mal aber auch von Homogenität profitieren.

Wie kann man die Begeisterung und Notwendigkeit dieser Form des kritischen Denkens und des alternativen Wirtschaftens auf die breite Masse übertragen?

Die Antwort auf diese Frage kennen wir nicht. Uns stellt sich diese Frage aber auch nicht. Die Idee einer breiten Masse finden wir problematisch, weil sie die einzelnen Akteur_innen mit ihren Eigenheiten und Spezifika außer Acht lässt. Auch geht es nicht um alternatives Wirtschaften als kompaktes Paradigma, sondern darum, konsequent am Bestehenden anzusetzen und dieses konstruktiv zu bereichern. Wenn man genauer hinschaut, gibt es mannigfaltige konstruk-

tive Ansätze und Impulse, die alle darauf abzielen, Situationen zum Besseren zu wenden. Wir vertrauen auf die Kraft der unterschiedlichen Impulse und sind beeindruckt von der Formenvielfalt, die gegenwärtig zu beobachten ist. Diese versuchen wir in der Stiftungs- und Forschungsarbeit zu stärken und in einem soziologischen Sinne zu verstehen.

Welche Rolle spielt der Open-Source-Gedanke bei diesen neuen Bewegungen?

Open Source spielt eine wichtige Rolle für das Selbstverständnis und das Lebensgefühl der Beteiligten. Man glaubt daran, und es ist auch eine tägliche Erfahrung, dass Open Source die Möglichkeiten aller zusammen vervielfältigt. Die Schaffung und Kultivierung der virtuellen Allmende ist zugleich Spiegel und Medium für eine Kultur des Miteinanders. Digitale und räumliche Versammlungen gehen auseinander hervor und inspirieren sich wechselseitig. Der unverblühte Zugang zu den Problemen, die die Akteur_innen vorfinden, zu denen sie sich verhalten, wäre ohne den Hintergrund einer entgrenzten Wissensallmende, zu der jede und jeder und alle zusammen Zugang haben und zu der auch alle beitragen, nicht denkbar. Sie ist die Voraussetzung dafür, Gleichgesinnte zu finden, die sich entweder mit ähnlichen Problemen befassen oder bereit sind, bei der Lösung der Probleme von anderen behilflich zu sein; wie sie umgekehrt auch damit rechnen können, selbst Kooperation zu erfahren.

Wer ist letztlich für eine Transformation verantwortlich: Politik und Staat, Unternehmen oder Konsument_innen?

Moderne Gesellschaften sind von komplexen Wechselwirkungsprozessen gekennzeichnet. Natürlich ist man geneigt, der Politik die Aufgabe zuzuschreiben, steuernd einzuwirken und sozial-ökologische Standards zu setzen. Aber die Steuerungsfähigkeit von Regierungen ist begrenzt, zumal der Einfluss von Interessensvertreter_innen groß ist, und häufig werden mit dem Totschlagargument der Arbeitsplatzerhaltung auf Kosten des Gemeinwohls einseitig interessensbasierte Entscheidungen getroffen. Wohin ein blind wirtschaftsfreundlicher Kurs führen kann, zeigt uns aktuell die selbstverschuldete Krise der Automobilindustrie.

Welches war der ungewöhnlichste Zusammenschluss, der Ihnen bei Ihrer Recherche begegnet ist?

Wir waren zum Beispiel beeindruckt

von dem gemeinnützigen Unternehmen *Open State* aus Berlin, das 2015 in einem alten Schloss bei Paris unter dem Titel *Proof of Concept 21 (POC21)* ein siebenwöchiges Innovationscamp veranstaltete (siehe S. 140). Alles an diesem Ort, an dem mehr als einhundert Maker_innen, Designer_innen, Ingenieur_innen und Programmierer_innen aus aller Welt unter selbst organisierten Bedingungen und in selbst gebauten Infrastrukturen (Zelte, Trockentoiletten, Solarduschen, ökosensible Badehäuser, eine eigens installierte Großküche mit Biolebensmitteln aus benachbarten Landwirtschaftsbetrieben sowie Handwerks- und Hightech-Werkstätten) zusammenlebten. Sie arbeiteten täglich rund um die Uhr an zwölf Projekten, um in den Bereichen Nahrung, Energie, Wohnen, Kommunikation und Mobilität sozial und ökologisch nachhaltige Lösungen zu entwickeln, die frei zugänglich für alle sind. Unter dem Motto ‚Building the tools we need for the world we want‘ entstanden zum Beispiel ein Solargenerator samt Speichereinheit, Baukästen für Urban Farming, eine Küche, die keinen Kühlschrank benötigt, weil sie traditionelle Aufbewahrungsmethoden und Hydrokultur in modernem Design verbindet, ein pedalbetriebener Traktor mit Elektrounterstützung und 3-D-druckbare Wasserfilter, die sich auf Flaschen schrauben lassen und zu Stückpreisen von unter einem Euro produziert und so auch im globalen Süden eingesetzt werden können.

Welche Räume (virtuell und real) braucht es für zukünftiges Zusammenarbeiten?

Für eine ‚Community based Production‘ braucht es Räume, die offen und formbar und die eingebettet in soziale Zusammenhänge sind, aus denen sie idealerweise entstehen sollten. Ob sie eher Werkstatt-, Atelier-, Garten- oder Fab-Lab-Charakter haben, hängt von den jeweiligen Ambitionen der Nutzer_innen ab. Die Räume müssen sich für nicht kommerzielle Nutzungen eignen, das heißt, sie müssen auch erschwinglich sein. Die richtige Mischung der Kompetenzen von denjenigen, die sie bespielen, gehört zweifellos auch dazu. Es könnte hilfreich sein, wenn Gründung und Unterhalt von den Kommunen mitgetragen werden. Wie unsere Erfahrungen mit circa 260 offenen Werkstätten, mehr als 600 urbanen Gemeinschaftsgärten und etwa 600 Reparatur-Initiativen zeigen, gibt es für solche Räume und Zusammenhänge einen wachsenden Bedarf. Die Zukunft des Machens wird im 21. Jahrhundert ohne Zweifel eigeninitiativ sein, dafür braucht es Infrastrukturen.

Aus der Branche kann ein Garten werden, aus Abfall ein nutzbares Gut, aus dem defekten Radio ein funktionsfähiges Gerät, aus der reparaturbedürftigen Stadtplanung ein demokratischer Prozess zwischen Professionellen und Beteiligten.

DIY-Werkstätten und Food-Coops sind lokale Initiativen. Welche Rolle spielt das Zusammenarbeiten auf globaler Ebene (über regionale, staatliche, kontinentale Grenzen hinaus)?

Viele Projekte sind international und via Internet vernetzt. Lokale Zusammenkünfte, die nicht immer zugleich auch die globalen Verhältnisse adressieren und die Wechselwirkungen anerkennen, sind heute selten geworden.

Welche Assoziationen haben Sie zum Begriff Allianzen, welche zum Begriff Kollaboration?

Beide Begriffe bergen in sich die wichtigsten Ingredienzien für ‚Commons‘- und Community-basierte Formen der Produktion: Man schließt Allianzen, um miteinander zu kollaborieren. Bündnisse schaffen gerade die jüngeren Akteur_innen über ihre Vernetzungsaktivitäten in und außerhalb des Netzes, und sie tun dies auf eine durchaus strategische, zielgerichtete Weise, um die konkreten Möglichkeiten und Materialien für kollaboratives Tun zu vergrößern.

Neue Allianzen werden normalerweise im Hinblick auf strategische Ziele geschlossen. Welche Ziele halten Sie für besonders wesentlich für zukünftige Entwicklungen und welche neuen Allianzen braucht es dafür?

Typisch für die Akteur_innen, mit denen die *anstiftung* kooperiert, ist, dass sie sich zunächst sehr konkrete Ziele setzen. Sie empören sich zum Beispiel über das Ausmaß der Verschwendung von Nahrungsmitteln und werden deshalb zu Lebensmittelrettern. Selbstverständlich wissen sie, dass das eigentliche Problem die nicht nachhaltige, profitgetriebene Produktion in der industriellen Landwirtschaft ist. Deshalb werden sie vielseitig aktiv, beteiligen sich an der Gründung von lokalen Ernährungsräten, betreiben Aufklärung, kooperieren mit landwirtschaftlichen Produzent_innen aus der näheren Umgebung und so weiter. Sie gehen vielfältige Allianzen auf unterschiedlichsten Ebenen ein. Kollaboratives DIY und DIT kann nur von unten erfolgen, als Engagement, das an unterschiedlichen Stellen in der Gesellschaft entsteht, ansteckend wirkt, Gleichgesinnte findet, sich mit ihnen verbindet. Weil Verwaltung und Politik in der Stadt viel unmittelbarer mit den ökologischen und sozialen Problemen nicht nachhaltiger Wirtschafts- und Sozialpolitik konfrontiert sind als Nationalstaaten, erweisen sie sich zunehmend auch als Verbündete der zivilgesellschaftlichen Akteur_innen. Andererseits

ist ihre Verstrickung in andauernde Privatisierungstendenzen in der neoliberalen Stadt nicht zu übersehen.

Die Fragen stellte Mira Sacher.

Seit 1982 trägt die gemeinnützige Forschungsgesellschaft *anstiftung* zur Lösung von Gegenwartsfragen bei. Die Stiftung fördert, vernetzt und erforscht Räume und Netzwerke des Selbermachens und des Wissenstausches, ebenso wie Initiativen zur sozialen Belebung von Nachbarschaften oder Interventionen im öffentlichen Raum.

Christa Müller ist promovierte Soziologin und Leiterin der *anstiftung*. Sie forschte zu Bauernbewegungen, Modernisierungsprozessen und urbaner Subsistenz. Aktuell beschäftigt sie sich mit Do-it-Yourself-Kulturen und Netzwerken postindustrieller Produktivität.

Andrea Baier ist Soziologin und wissenschaftliche Mitarbeiterin der *anstiftung* im Bereich Forschung und Evaluation. Ihr aktuelles Interesse gilt den feministisch-subsistenztheoretischen Perspektiven auf DIY-, ‚Commons‘- und Open-Source-Bewegungen.

Karin Werner ist promovierte Soziologin. Als Gründerin und Verlegerin des *transcript Verlags* interessiert sie sich für sozial- und kulturtheoretische Diskurse. Für die *anstiftung* ist sie als wissenschaftliche Beraterin tätig.

DESIGN THINKING

ALLIANZEN UNTERSCHIEDLICHSTER PLAYER_INNEN

„Mit Design Thinking erfinden wir gerade neu, wie wir in Zukunft zusammen lernen und arbeiten werden in einer immer stärker sich vernetzenden Welt – weg von einem trennenden, auf Einzelkonkurrenz setzenden Modus hin zu einem verbindenden, kollaborativen Denken und Handeln.“¹

Mit der Methode des Design Thinking erfand sich das Design neu: Statt auf Produktgestaltung und Konzentration auf Form und Funktion wird der Fokus nun auf den Menschen gelegt. Die Gestalter_innen übernehmen verstärkt Aufgaben der Beratung, Prozessbegleitung und Moderation bei kollektiven Verfahren mit unterschiedlichsten Beteiligten. Der Ansatz beschreibt Methoden für die Lösung strategischer Fragen in Wirtschaft und Gesellschaft und die partizipatorische Entwicklung von Zukunftsszenarien, die Innovation erfahrbar machen sollen.

Die Kreativitätstechnik basiert auf dem Konzept, dass Lösungen für Probleme am besten entwickelt werden können, wenn Menschen unterschiedlicher Hintergründe, Disziplinen, Hierarchien und Altersstufen zusammenarbeiten. Ein möglichst offenes, aber gut gestaltetes Umfeld soll Kreativität fördern. Mobile Trennwände und Arbeitsmaterialien helfen, Ideen schnell und für alle sichtbar zu machen. Wichtig dabei: eine offene Fehler- und Experimentierkultur und Kommunikation.

Befragungen von Zielgruppen innerhalb und außerhalb des Arbeitsumfelds ermöglichen es, sich schrittweise aus verschiedenen Perspektiven dem Problem und möglichen Lösungen anzunähern. Durch das frühe Entwickeln von Prototypen können Visionen direkt in der Realität erprobt und an die Bedürfnisse der Nutzer_innen angepasst werden. Dabei gilt immer: Gestaltet wird von Menschen für Menschen. Der Schlüssel für Innovation ist kreative Kooperation. (LvG)



1

Ulrich Weinberg, Leiter der *HPI School of Design Thinking*, zitiert nach: https://hpi.de/fileadmin/user_upload/hpi/dokumente/pressemitteilungen/2015/20151012_Zitate_DesignThinking_final.pdf. Zuletzt aufgerufen am 28.01.2018.

RITZ RITZER

„IM VERLAUF

ENTSTEHT EIN

ANREGENDES, GEGENSEITIG

INSPIRIERENDES SPIEL.

DAS IST FÜR MICH DER IDEALFALL

IM DIALOGISCHEN

ENTWERFEN –

OHNE VERLIERER_INNEN. “

Überzeugt davon, dass Gemeinschaftsprojekte das ganze Viertel stärken, engagiert sich der Architekt Ritz Ritzer besonders im genossenschaftlichen Bauen. Der Dialog mit allen Beteiligten ist dabei wesentlicher Bestandteil im kreativen Prozess, um einen Konsens aller eingebrachten Ideen zu finden. Zusammen mit seinen Partner_innen von *bogevischs buero* setzt er mit seinem beruflichen Selbstverständnis, das sich in den Dienst der Gemeinschaft stellt, Impulse für ein neues Verständnis von privatem und öffentlichem Raum. Dabei ist er überzeugt, dass der Zugriff auf Grund und Boden zum Menschenrecht werden sollte.

Sie sprachen einmal davon, dass Architektur für Sie wie ein Schachspiel ohne Verlierer sei. Auf was kommt es dabei am meisten an?

Die Entwicklung eines Entwurfs und daraus eines Projekts kommt dem Schachspiel sehr nahe: Es gibt in diesem Prozess verschiedene Spieler_innen, die unterschiedliche Fähigkeiten haben und sich in ihrer Art und Weise unterschiedlich verhalten, in ihrer Geschwindigkeit, in der Kommunikation, in ihren Bewegungen. Dabei wird das Spiel aus mehreren Richtungen getrieben, aus verschiedenen Interessen, jeweils mit einer Strategie dahinter, die immer so intelligent sein muss, dass sie auf – auch unerwartete – Bewegungen des Gegenübers reagieren kann. Im Verlauf entsteht ein anregendes, gegenseitig inspirierendes Spiel. Das ist für mich der Idealfall im dialogischen Entwerfen – ohne Verlierer_innen.

Für das Projekt *wagnisArt* (siehe S. 95) haben Sie den *Deutschen Städtebaupreis* bekommen und wesentliche Impulse für den Wandel des Wohnens gesetzt. Welche Rolle spielt das Projekt innerhalb Ihrer Arbeit?

wagnisArt ist derzeit unser ‚bestes Pferd im Stall‘: Da paarten sich Eigensinn und Experimentierfreude bei einem hochinteressanten Bauherrn zu einem auch von der öffentlichen Hand unterstützten außergewöhnlichen Wohnungsbau. Ein Glücksfall, der uns auf dem Feld des gemeinschaftlichen und partizipativen Entwerfens einiges lehrte, zum Beispiel, dass Partizipation mehr ist als Mitsprache: Sie kann zentrales Entwurfstool sein. In jedem Fall regt uns der Erfolg des Projekts zu neuen Experimenten an.

Sie praktizieren mit dem Konzept des genossenschaftlichen Bauens, bei dem alle mitgestalten können, ein neues berufliches Selbstverständnis, das sich in den Dienst der Gemeinschaft stellt. Was ist dabei die besondere Herausforderung?

Sich als Gestaltungswilliger und ich denke auch -fähiger so weit zurückzunehmen, dass bei den Genoss_innen ausreichend Freiraum entsteht, um deren Kreativpotenzial zu fördern – und gleichzeitig das Reduzieren der vielen Individualideen zu einem Konsens.

Inwiefern stehen sich Konzepte des anonymen Bauens, das aus dem Prozess heraus Praktiken entwickelt und die Intention, Form zu geben, im Wege?

Gar nicht, das ist, könnte man sagen: Evolution und Formgebung. Zierformen,

Ein Büro ohne Gemeinschaftssinn und Identifikation der Einzelnen mit der gemeinsamen Sache wollen wir nicht! Das kann kaum funktionieren, verbringen wir dort doch mehr aktive Zeit, als im trauten Heim.

Überhöhungen und Schmuck sind im anonymen Bauen so wichtig wie die Butter auf dem Brot.

Ist in Ihrer Arbeit schon mal ein Projekt gescheitert, weil es zu viele unterschiedliche Meinungen gab?

Gescheitert nicht, aber es gab Projekte, die uns an die Grenzen unserer Belastbarkeit geführt haben, wie zum Beispiel unser erstes partizipatives Vorhaben, das drei unserer Projektleiter ‚verschlissen‘ hat. Man hat dazugelernt.

Wie kann die Gesellschaft, unabhängig von finanziellen Vorteilen und sinnvoller räumlicher Nutzung, von Gemeinschaftsprojekten profitieren?

Gemeinschaftsprojekte verfolgen andere Ziele und sprechen andere zukünftige Bewohner_innen an, als beispielsweise rein gewinnorientierte Modelle. Bei Gemeinschaftsprojekten wie etwa genossenschaftlichen Bauten werden Funktionen mitgedacht, mitfinanziert und mitgebaut, die dem gesamten Viertel einen Mehrwert geben können. Denken Sie zum Beispiel an die Gemeinschaftsräume, an die gastronomischen Angebote oder die Kleingewerbe im Erdgeschoss, die eine Stadt erst zu dieser macht.

Neue Wohnkonzepte sind gefragter denn je. Gleichzeitig verändert sich die Arbeitswelt unter dem Einfluss von Digitalisierung und Globalisierung enorm. Auch hier spielen die Aspekte Kooperation, Gemeinschaft, Team immer größere Rollen, und hier verbringen die Menschen den Großteil ihres Tages. Ist das ein Thema für Sie?

Die klare Trennung von Arbeit und Wohnen ist eine Erfindung im Schlepptau der Industrialisierung: einerseits, um den krankmachenden Verhältnissen etwa der Schwerindustrie mit deren Emissionen – wenigstens in der Erholungsphase – zu entkommen. Andererseits wurde die Trennung erst durch die Mobilisierung durch das Kraftfahrzeug möglich.

Heute und in Zukunft verschwindet diese Trennung immer mehr: Durch die Digitalisierung rücken Arbeit und Freizeit wieder näher zusammen. Das Leben spielt sich also wieder stärker im Kiez ab oder in der Gemeinschaft der Firma, in der man arbeitet, selbstständiger und ergebnisorientierter als zuvor. Lokale Gemeinschaften beim Wohnen und/oder in der Arbeitswelt werden also stärker nachgefragt. Gleichzeitig verliert die Familie aufgrund der höheren Mobilität der Individuen an Haftung und neue Modelle so-

zialer Gemeinschaften werden wichtig für unser Seelenleben.

Für uns ist dieses Gemeinschaftliche im tagtäglichen Tun, als Teambildung, Kooperationsbereitschaft und -fähigkeit auch aufgrund der immer komplexer werdenden Planungsprozesse eine Grundvoraussetzung, um die Aufgaben bewältigen zu können, die an uns gestellt werden. Ein Büro, eine Firma ohne Gemeinschaftsinn und Identifikation der Einzelnen mit der gemeinsamen Sache wollen wir nicht! Das kann kaum funktionieren, verbringen wir dort doch mehr aktive Zeit, als im trauten Heim.

Wenn ja, gibt es dazu schon konkret Ideen oder Projekte?

Wir arbeiten sehr teamorientiert und oft in Kooperationen mit anderen Planer_innen. Austausch und Ergänzung, gegenseitige Kritik und die Kraft des Dialogs führen uns hier immer einen Schritt weiter, als wir selbst gedacht hätten. „Der Künstler muss über das von ihm Geschaffene selbst überrascht sein“, sagt Adorno. Positiv überrascht sind wir immer wieder und sehen den Dialog als großes Plus im kreativen Prozess.

Konkret ergründen wir zusammen mit einem Partnerbüro aus Berlin Möglichkeiten des Wohnens und Arbeitens in einem Beteiligungsmodell, ohne Individualeigentum zu organisieren. Das läuft gerade an.

Denken wir an öffentliche Räume, wie müssten sie gestaltet sein, damit in ihnen Teilhabe ebenso wie Gemeinschaft gelebt und Demokratie auch erfahren werden kann?

Das ist eine sehr umfängliche Frage, über die man Tage, ja Jahre diskutieren könnte. Ich denke – um einen Aspekt zu beleuchten –, der öffentliche Raum muss von der öffentlichen Hand zur Verfügung gestellt und auch als allgemeine Last bewirtschaftet werden. Die Tendenz, privatwirtschaftlich betriebene (Außen-)Räume – wie Shoppingmalls oder kommerzielle Parks – als öffentliche zu betiteln, widerspricht dem Urgedanken der freien Stadt. Bereits die Allgegenwart kommerzieller Ausstattungselemente unterbindet die Freiheit der Nutzung.

Welche Allianzen sind nötig, um Entscheider_innen in Verwaltung und Politik von diesen Qualitäten zu überzeugen und diese auch gegenüber dem Verwertungsdruck als langfristige Maßnahmen zu verteidigen?

Ich denke, die Entscheider_innen sind sich des Werts des öffentlichen öffentlichen (ja, zweimal!) Raums durchaus be-

Der Zugriff auf Grund und Boden sollte ein Menschenrecht sein.

wusst. Die Frage ist immer die der Finanzierung dieser öffentlichen Räume, Plätze und Parks vor allem in den großen Städten. Das Umland, das oft von der Abwanderung des Gewerbes aus den Städten dorthin steuerlich profitiert, müsste hier einen stärkeren Ausgleich leisten und sich mehr an den Lasten der Stadt beteiligen.

Inwiefern könnte die Wirtschaft gerade angesichts der radikalen Wandlungsprozesse eine Partnerin sein, um innovative öffentlichkeitsrelevante Bauprojekte voranzubringen?

Ich denke hier an den Friedensnobelpreisträger Muhammad Yunus, der mit der Vergabe von Mikrokrediten (siehe S. 106) und dem Modell der sogenannten Sozialunternehmen eine Idee in die Welt setzte, die die Mechanismen des Kapitalismus nicht infrage stellt, sondern vervollständigt. Der Zweck der Sozialunternehmen ist nicht die Gewinnmaximierung, sondern die Lösung von sozialen Unwuchten oder Problemen. Fällt im Sozialunternehmen ein Gewinn an, muss dieser in die Organisation reinvestiert werden. Wohnungsbaunternehmen könnten ähnlich dieser Konstruktion agieren und mit – beispielsweise – einer Querfinanzierung von sozialverträglichen Wohnprojekten etwa der Gentrifizierung entgegenwirken.

Sie haben sich auch wesentlich mit dem Bauen im ländlichen Raum auseinandergesetzt. Was sind hier die besonderen Herausforderungen?

Ich kann mir gut vorstellen, dass das Thema Landflucht ein Ende findet, da der Wohnraum in den Städten zunehmend knapper wird. Dann wird der ländliche Raum, wenn er ausreichend mit Infrastruktur versorgt ist, auch jenseits der Freizeit wieder attraktiv. Insbesondere bei den digitalen Medien gibt es gewaltigen Nachholbedarf.

Oder sollten wir von Chancen sprechen, die sich erst noch eröffnen werden?

Ja, ich sehe das als Chance!

Im Hinblick auf die Zukunft: Was wären Ziele, für die es sich lohnen würde, neue Allianzen einzugehen?

Die Vergemeinschaftung von Grund und Boden: Wir dürfen den nicht mehr als Ware wie eine Tafel Schokolade sehen, die nahezu unendlich reproduzierbar ist. Der Zugriff auf Grund und Boden sollte ein Menschenrecht sein.

Mit wem würden Sie gern mal eine Allianz eingehen?

Vielleicht mit der Kirche? Könnte nicht die Kirche mit ihren äußerst großzügigen Liegenschaften zu den Themen Gentrifizierung und Wohnraum für alle großartige Beiträge leisten?

Welche wichtige Frage zum Thema neue Allianzen fehlt hier?

Wann wird der Gemeinschaftsgedanke einer Gemeinschaft aufgrund ihres Eigeninteresses zum Kontrapunkt in der Gesamtgesellschaft? Gibt es da eine kritische Größe?

Die Fragen stellte Elisabeth Hartung.

Gemeinsam mit Rainer Hofmann gründete der Architekt Ritz Ritzer 1996 *bogevischs buero*. Kennzeichnend für die kooperative Haltung des Münchner Architekturbüros sind intensive Dialoge mit den zukünftigen Nutzer_innen und Bauherr_innen sowie ein prozessuales Vorgehen. Neben städtebaulichen Planungen entstehen Gewerbe- und Wohnbauten mit starkem ortsspezifischen Bezug, individuellen Entwurfskonzepten und hoher Detailqualität. Ihre genossenschaftlichen Wohnprojekte wurden bereits mehrfach ausgezeichnet.

PARTIZIPATION ALS ENTWURFSTOOL

Es kann schon zur Zerreißprobe werden, die Wünsche und Ideen aller berücksichtigen zu wollen. Doch die Anstrengung lohnt sich, davon sind Bauherr_innen und Architekt_innen des Münchner *Wohnprojekts wagnisART* überzeugt (siehe Interview mit Ritz Ritzer S. 91). Partizipation war eines der zentralen Entwurfstools bei dem ungewöhnlichen Bauvorhaben: In zahlreichen Workshops wurde der gesamte Planungsprozess von den zukünftigen Bewohner_innen begleitet und entscheidende Elemente wie Wohnungsgrundrisse, Kubatur der Gebäude oder Fassadengestaltung gemeinsam entwickelt und entworfen.

Die Idee einer starken Gemeinschaft ist ein wesentliches Element von *wagnisART*, das jedoch nicht auf die eigentlichen Bewohner_innen beschränkt bleibt, sondern auch in die Nachbarschaft hineinwirken soll: Mit öffentlichen und gemeinschaftlichen Angeboten wie Café und Veranstaltungsraum, Ateliers, Werkstätten und Büros sowie den halböffentlichen Räumen zwischen den einzelnen Gebäuden bildet das Projekt einen wichtigen Stadtbaustein und trägt wesentlich zur Urbanität und Vernetzung im Wohnquartier bei. Gleichzeitig konnte hier die Kraft von Allianzen zur Realisierung eines gemeinsamen Ziels beispielhaft erfahren werden. Realisiert wurde das genossenschaftliche Projekt gemeinsam von der *ARGE, bogevischs buero architekten & stadtplaner GmbH* und *SHAG Schindler / Hable Architekten GbR* unter der Bauleitung von *Schindler / Hable / Köhler Architekten GbR* sowie den Landschaftsarchitekten *bauchplan* und *Auböck + Kárász*. (DB)



OLIVER RESSLER

„DEMOKRATIE IST

NICHTS ABGESCHLOSSENES,

SONDERN EIN PROZESS,

IN DEM WIR UNS EINER BESTIMMTEN

VORSTELLUNG VON

„DEMOKRATIE“

ANZUNÄHERN VERSUCHEN.“

Immer wieder liefert die Kunst alternative Modelle für Gegenwart und Zukunft, indem sie neue Formen und Sprachen erfindet, Verbindungen schafft und bewusst Grenzen überwindet. Sie kann somit ein Vorbild sein für neue Wege. In den Arbeiten des Künstlers und Filmemachers Oliver Ressler werden Kapitalismus, Klimawandel, Politik und Gesellschaft zum Material fiktiver Realitäten und Denkräume.

In Ihrem Projekt *What is Democracy?* haben Sie Aktivist_innen in 18 Städten weltweit die Frage nach dem Wesen der Demokratie gestellt – was ist Ihre Antwort darauf?

Die intensive Beschäftigung mit dem Projekt, an dem ich 2007 bis 2009 gearbeitet habe, hat meine Möglichkeit, eine kurze und bündige Antwort auf diese Frage zu geben, wie es in Interviews gewünscht ist, nicht gerade erleichtert. Ich würde es so skizzieren: ‚Demokratie‘ ist nichts Abgeschlossenes, sondern ein Prozess, in dem wir uns einer bestimmten Vorstellung von ‚Demokratie‘ anzunähern versuchen.

Direktdemokratische Entscheidungsfindungsprozesse sind von eminenter Bedeutung, jedoch müssen dafür erst die Rahmenbedingungen und Voraussetzungen geschaffen werden, damit überhaupt demokratische Entscheidungen hervorgebracht werden können: Bildung, soziale Absicherung, unabhängige Medien und Zeit sind zentrale Elemente. Die 40 oder 50 Wochenstunden Arbeit, die uns abverlangt werden, stehen einer informierten demokratischen Mitbestimmung entgegen. Ebenso das politische Projekt des neoliberalen Kapitalismus, Demokratie zu limitieren, indem die Ökonomie aus dem Zuständigkeitsbereich der Politik ausgeklammert wird. Unter solchen Voraussetzungen sind keine demokratischen Entscheidungen möglich. Auch sind für mich Institutionen der repräsentativen Demokratie wie Parlamente oder Rathäuser nur dann als Ausdruck des Willens von Wähler_innen vorstellbar, wenn die unzähligen Einflussnahmen durch Unternehmen und Profiteur_innen der bestehenden Ungleichverhältnisse verschwinden. Im Moment ist unsere Gesellschaft wohl weniger eine Demokratie als eine Art lobbyistischer Kapitalparlamentarismus.

Was ist die Quintessenz der Antworten Ihrer Installation?

Die Videoinstallation mit einer Länge von insgesamt zweieinhalb Stunden verbindet verschiedene Stimmen und eröffnet einen diskursiven Raum. Ich hatte nie die Absicht, mit *What is Democracy?* eine auf ein paar Sätze reduzierbare Botschaft zu formulieren. Es scheint unter den Aktivist_innen auf jeden Fall die Vorstellung zu dominieren, dass repräsentative Demokratie, wie wir sie heute haben, ein System des Machterhalts der Eliten ist, das auch ohne mitbestimmende Bürger_innen auskommt. Die repräsentative Demokratie ist daher auch nur bedingt als demokratisch zu bezeichnen. Und

das war auch bereits vor der Finanz- und Wirtschaftskrise von 2008 der Fall. Ein als demokratisch zu bezeichnendes System müsste mehr Komponenten einer direkten oder partizipativen Demokratie haben, in der alle Einflussmöglichkeiten der Ökonomie zurückgedrängt werden. Die Frage nach Demokratie ist ursächlich mit der Frage nach Kapitalismus verknüpft.

Aber die Videoinstallation ist nicht nur die Summe der in ihr auftretenden Stimmen. Bereits die Konzeption des Projekts verweist auf eine klare Positionierung: Das Projekt wurde in 18 Städten aufgenommen. Die Staaten werden zwar in einigen der Interviewausschnitte genannt, kommen aber sonst nicht direkt in der Installation vor. Die Interviews sind nach Themen geschnitten, die sich aus den Antworten auf die Frage, was Demokratie sei, herauskristallisiert haben. Das gesamte Projekt stellt einen globalen Diskurs her, der gegen eine nationale Identifikation gerichtet ist. Das Projekt denkt Demokratie jenseits von Nationalstaaten, versucht Demokratie transnational oder lokal zu verorten. Die Nationalstaaten werden einzig in der Projektion sichtbar, in der mit den Fahnen Symbole der nationalen Identifikation verbrannt werden, während im Hintergrund lädiert klingende, an die Nationalhymnen erinnernde Musikketzen zu den Interviewausschnitten montiert sind.

Was hat Sie am meisten überrascht?

Ich fand die durchgehende radikale Kritik an der bestehenden repräsentativen Demokratie faszinierend, unabhängig davon, in welchem Teil der Erde ich der Frage nach Demokratie nachgegangen bin. Wenn man mit einer relativ offenen Frage operiert, bilden sich bestimmte Schwerpunkte heraus. Dass indigene Formen demokratischer Selbstverwaltung, ein auf Gleichheit beruhendes gemeinschaftliches Modell einen wichtigen Teil der Installation bilden würden, damit habe ich zu Beginn der Arbeit nicht gerechnet.

Durch was wird Demokratie Ihrer Ansicht nach am ehesten repräsentiert?

Demokratie lässt sich wohl am besten an jenen Orten finden, wo Gruppen von Menschen ein gemeinsames Ziel verfolgen, direktdemokratisch ohne Hierarchien Entscheidungen treffen und ihre Aktivitäten umsetzen. Wir finden demokratische Prinzipien in Stadtteilversammlungen, in Unternehmen unter Arbeiter_innenkontrolle in Lateinamerika und neuerdings auch in Europa, in Platz-

besetzungsbewegungen, in sozialen Bewegungen, in autonomen, besetzten Regionen wie der ZAD (*Zone à défendre*) in Frankreich. Diesen führerlosen Formen der Organisierung nachzuspüren, diese Formen des Widerstands zu kartografieren, die sich gegen den reißenden Strom des neoliberalen Kapitalismus etablieren konnten, ist ein zentraler Moment meiner künstlerischen Praxis.

Welche Räume braucht Demokratie?

Demokratie ist ohne eine Demokratisierung der Ökonomie nicht zu realisieren. Demokratische Partizipation erfordert nicht nur die Kontrolle staatlicher, sondern auch die Kontrolle ökonomischer Macht. Wo die soziale und ökonomische Ungleichheit der Menschen ein bestimmtes Ausmaß überschreiten, wird auch die rechtliche und politische Gleichheit zerstört, so sie je existiert hat. Daher müssen für einen Raum, in dem Demokratie stattfinden soll, Kapital und Produktionsmittel radikal umverteilt werden.

Schon Jacques Derrida hat eine Demokratie nicht national, sondern transnational gedacht. Ich würde dem folgen und dafür eintreten, Räume für demokratische Praxis zu erkämpfen, die das ideologische Gefängnis der Nationalstaaten hinter sich lassen.

Welchen Beitrag kann die Kunst dazu leisten?

Solche demokratischen Räume werden wohl nur gegen den Willen jener durchzusetzen sein, die heute Kapital, Produktionsmittel und politische Macht kontrollieren. Daher werden diese Räume auch nicht aus bestehenden Institutionen heraus entstehen, sondern von außerhalb. Vor allem durch soziale Bewegungen. Innerhalb von sozialen Bewegungen gibt es eine Menge Aufgaben zu erledigen, und die Kunst hat da wohl einiges an Know-how und Fertigkeiten anzubieten. In Zeiten, in denen die Repräsentation durch Politiker_innen nicht mehr funktioniert (sollte es überhaupt je der Fall gewesen sein), stellt sich die Frage, ob auch andere Formen der Repräsentation, die in der Kunst zentral sind, weiterhin diese Bedeutung und Berechtigung haben werden, die sie heute haben. Auf eine filmische Praxis übertragen könnte man mutmaßen, dass vielleicht die wichtigste Form der (Re-)Präsentation jene Formen von (zukünftiger) Realität sein könnten, die noch *nicht* existieren und für die es sich zu kämpfen lohnt.

Viele Ihrer künstlerischen Projekte, in denen politische und gesellschaftliche

Themen wie Klimawandel, Demokratie und Ökonomie verhandelt werden, leben von der Zusammenarbeit mit anderen. Gibt es unter zeitgenössischen Künstler_innen ein größer werdendes Verlangen nach Kooperation?

Das Feld der Kunst ist ja ungeheuer groß. Darauf bewegen sich Individuen, die in völlig unterschiedlichen Bereichen arbeiten und oft nichts miteinander zu tun haben, ja oft nicht einmal voneinander wissen. Im Bereich der bildenden Kunst und des Films, der politisch orientiert ist, hat es immer schon ein bestimmtes Maß an Kooperation gegeben, das sich in den letzten Jahren verstärkt haben mag, allein schon deshalb, da es ja heute eine ungleich größere Anzahl von Künstler_innen gibt, die sich an politischen Themen und Fragestellungen abarbeiten. Und Filmproduktionen waren immer schon arbeitsteilig organisiert, da ist Kooperation ohnehin die Regel.

Mit wem würden Sie gern einmal zusammenarbeiten?

In der Regel entwickeln sich Kooperationen bei mir aus bestehenden Diskussionen mit Menschen, mit denen ich persönliche Kontakte pflege. Dabei macht es keinen großen Unterschied, ob es sich um Künstler_innen, Autor_innen, Wissenschaftler_innen, Filmemacher_innen oder Aktivist_innen handelt. Und all diese Kategorisierungen sind ohnehin in Auflösung begriffen, und viele der Kooperationspartner_innen, mit denen ich in den letzten Jahren gearbeitet habe, vereinen mehrere dieser Identitäten. Ob und mit wem es dann zur Kooperation kommt, hängt mit gemeinsamen inhaltlichen Interessen zusammen, bestimmten Fähigkeiten, die sich ergänzen und für die Realisierung eines bestimmten Projekts notwendig sind, die Kenntnis von bestimmten Kontexten, aber auch sehr pragmatisch von institutionellen Einladungen, dem Vorhandensein von Projektbudgets oder der persönlichen Möglichkeit von Individuen, sich monatelang – oder manchmal über Jahre hinweg – einer Kooperation zu widmen.

In Videoinstallationen wie *Alternative Economics, Alternative Societies* setzen Sie sich mit Alternativen zum Kapitalismus auseinander. Warum brauchen wir überhaupt Alternativen?

Das alles dominierende kapitalistische System hat eine gewaltige ökonomische, ökologische, politische und soziale Krise hervorgebracht. Der Karren steckt so tief im Morast fest, dass er nicht mehr flottgemacht werden kann, und falls doch,

nur um den Preis einer weiteren Runde von ‚Akkumulation durch Enteignung‘ und das völlige Zugrunden der natürlichen Lebensgrundlagen auf unserem Planeten, die für die kommenden Generationen wahrscheinlich Millionen Tote durch Hunger und Kriege bedeuten würden. Daher muss unsere ganze kollektive Kraft in das Herstellen von Alternativen und in ihre gesellschaftliche Durchsetzung gesteckt werden. Während heute im politischen Mainstream immer noch der aus den 80er-Jahren stammende Thatcher-Ausspruch „There is no alternative“ zu dominieren scheint, ist es glasklar, dass es an Alternativen zum Kapitalismus nicht mangelt. Die Frage ist vielmehr, ob, wann und um welchen Preis diese sich realpolitisch umsetzen lassen.

Diejenigen, die im Moment an der Macht sind und alles Kapital besitzen, haben natürlich in so einer Transformation eine Menge zu verlieren und werden alles daran setzen, das bestehende System der Ungleichverteilung von Macht und Kapital zu verteidigen – und sie tun es bereits jetzt mit vollem Einsatz. Die sogenannte Bankenrettung anlässlich der Finanzkrise 2008 ist ein Beispiel dafür: Ohne die allen Prinzipien der ‚freien Marktwirtschaft‘ widersprechende Plünderung der Staatskassen zur Rettung der Banken wäre die soziale Ordnung wohl implodiert. Es war also die Rettung eines Systems durch die von diesem System profitierenden Eliten.

Welche Allianzen sind nötig, damit das gesellschaftsrelevante Potenzial von Kunst auch außerhalb der Kunst endlich anerkannt wird?

Ob irgendein Potenzial der Kunst anerkannt wird oder nicht, ist für mich nur peripher von Bedeutung. Es geht nicht darum, dass Künstler_innen über Anerkennungprozesse symbolisches Kapital gewinnen und dadurch zur Weiterführung des Kunstsystems in der bestehenden Form beitragen, sondern mit welchen Mitteln sie sich in gegenwärtige und zukünftige Transformationsbestrebungen einbringen können, um den notwendigen Systemwandel voranzutreiben.

Warum ist die Kunst gerade heute dafür prädestiniert, bei der Gestaltung der Welt aktive Rollen zu spielen?

Grundsätzlich sollte der Stimme von Künstler_innen beim Herstellen einer demokratischen Gesellschaft keine größere Bedeutung zugewiesen werden als anderen Menschen. Es geht ja ne-

ben vielen anderen Aspekten auch um die Überwindung von gesellschaftlichen Ungleichheiten und nicht um die Herausbildung neuer Ungleichgewichte, die die Gestaltungsmacht vermehrt Künstler_innen zuweist. Aber es ist schon auch klar, dass es unter denen, die künstlerisch tätig sind, einen viel höheren Anteil von Menschen gibt, die über das Bestehende hinausdenken können. Das ist ja auch nicht so verwunderlich, schließlich wird es in vielen Bereichen geradezu als Grundvoraussetzung künstlerischen Arbeitens gesehen, über das Bestehende hinausgehend neue Formen, Sprachen und Modelle zu imaginieren und in der Folge umzusetzen. Der Ethnologe David Graeber hat das vor einigen Jahren beschrieben. Und er meinte auch, dass revolutionäre Koalitionen dazu tendieren, auf Allianzen zu bauen zwischen denen, die weniger entfremdete Formen von Arbeit praktizieren, wie Künstler_innen, Musiker_innen, Autor_innen, und den am stärksten Unterdrückten in der Gesellschaft. Revolutionen würden dann zustande kommen, wenn diese beiden Kategorien sich am breitesten überschneiden.

Was würde Allianzen zwischen Kunst und Wirtschaft sinnvoll machen?

Jede Form von Allianz ist sinnvoll, wenn sie die Entwicklung neuer Formen des demokratischen Zusammenlebens anvisiert. Eines Lebens, das die Umwelt nicht weiter zerstört und die Gegensätze zwischen reich und arm nicht weiter vertieft.

Gibt es eine Allianz, egal in welchem Bereich, die Sie besonders beeindruckt hat?

Da müsste man wohl erst definieren, was unter ‚Allianz‘ zu verstehen ist. Wenn es bereits eine Allianz ist, wenn Unternehmen Produktionsbudgets zur Verfügung stellen, wird es sicher eine ganze Reihe positiver Beispiele geben. Sobald Künstler_innen in eine sehr direkte Kooperation mit Unternehmen eintreten, besteht allerdings die Gefahr, dass sie zum Dienstleister für das Unternehmen werden. Mich interessieren solche Allianzen, bei denen die kritische Distanz der Künstler_innen zur Wirtschaft gegeben ist.

Was wünschen Sie der Welt in 20 Jahren? Und was müsste heute getan werden, damit das erreicht werden kann?

Ich wünsche der Welt, dass sie in 20 Jahren keine fossile Energie mehr verwendet, dass transnationale Konzerne in kleine Einheiten aufgespalten und sozialisiert

Wo die soziale und ökonomische Ungleichheit der Menschen ein bestimmtes Ausmaß überschreitet, wird auch die rechtliche und politische Gleichheit zerstört, so sie je existiert hat.

sind, die herrschende Klasse der Politiker_innen gemeinsam mit ihren Militärs und Führungskräften der Industrie in die Wüste geschickt wurden und stattdessen überall auf dem Planeten von unten aufgebaute demokratische Experimente entstehen, die nebeneinander existieren und keines einen Alleinvertretungsanspruch hat. Der bestehende Reichtum wurde global umverteilt, was die sichtbarsten Auswirkungen im globalen Süden hat. Das größte Investitionsvolumen in der Geschichte der Menschheit – das sich aus der Enteignung der Konzerne, Superreichen und frei werdende Gelder durch die Auflösung des Militärs speist – stellt das Verkehrswesen, die Energiegewinnung, das Heizen, Wohnen und die Ernährung weltweit auf ein CO2-neutrales Niveau um. Niemand ist mehr besonders reich, aber Armut gibt es dafür auch keine mehr. Der Planet wurde von einem Hochgeschwindigkeits-Eisenbahnnetz überzogen, das sich in den kommenden Jahren noch weiter verdichten wird. Der Flugverkehr wurde weitgehend aufgegeben. Die aus dem Verkehr gezogenen Flugzeuge lagern nun auch in der Wüste, gar nicht weit vom außer Dienst gestellten Personal des fossilen Kapitalismus. Den verachtenswerten Bestrebungen der Flugindustrie vor 20 Jahren, eine weitere Expansion des Flugverkehrs durch die Beimischung pflanzlicher Treibstoffe zu erwirken, haben soziale Bewegungen an den Anbauorten im globalen Süden, die die Felder der Agromultis in Aktionen des zivilen Ungehorsams über Jahre hinweg gezielt zerstörten, einen Riegel vorgeschoben. Denn die landwirtschaftlich nutzbaren Flächen im globalen Süden werden nunmehr fast ausschließlich für die Ernährung der dort lebenden Bevölkerung benötigt. Motorisierten Individualverkehr in Städten kennt man nur noch aus Filmen. Straßen in Städten, Parkplätze und Shoppingmalls am Stadtrand wurden zurückgebaut und die freigewordenen Flächen mit Bäumen und Büschen bepflanzt, um die trotz der Abkehr von fossilen Energieträgern weiter angestiegenen Temperaturen für die in den Städten lebenden Menschen erträglicher werden zu lassen. Was, wie und unter welchen Bedingungen produziert wird, wird in Versammlungen, in denen Vertreter_innen von Konsument_innen und Produzent_innen regelmäßig zusammentreffen, demokratisch entschieden. Obwohl es weiterhin Privateigentum und auch kleine Privatunternehmen gibt, verhindern ausgeklügelte Regeln die Anhäufung von zu viel Macht auf einzelne. In den meisten Regionen

hat es sich durchgesetzt, dass es ‚Balanced Job Complexes‘ gibt; auch Leute mit hoher Qualifizierung und die Besitzer_innen der kleinen Privatunternehmen arbeiten für einen gewissen Zeitraum in Arbeitsbereichen mit geringer gesellschaftlicher Reputation, zum Beispiel bei der Müllabfuhr oder im Pflegebereich. Das hat sich als sehr erfolgreiches Modell für den Zusammenhalt der Gesellschaft erwiesen. Nationalstaaten und Grenzen gibt es lustigerweise noch immer, trotz massiver Bestrebungen, diese ganz abzubauen. Da der Reichtum allerdings auf eine Weise gleichmäßig verteilt ist, wie das in der Geschichte des ‚Kapitalozäns‘ noch nie der Fall war, und alle ohnehin dorthin reisen dürfen, wohin sie möchten, wurden die Grenzen zu Empfangsorten umgebaut, an denen Reisende über die regionalen, kulturellen und kulinarischen Besonderheiten des Landes informiert werden.

Die Fragen stellte Elisabeth Hartung.

Der in Wien lebende Künstler und Filmemacher Oliver Ressler stößt mit seinen Installationen, Filmen und Projekten im öffentlichen Raum Debatten zu globalen Fragen an, wie Klimawandel, Rassismus, Migration, Gentechnik, Wirtschaftspolitik oder Demokratie. In seiner Videoinstallation *What is Democracy?*, die 2017 während der *documenta 14* in Kassel zu sehen war, stellte er Aktivist_innen die Frage: „Was ist Demokratie?“ Dass es darauf keine eindeutige Antwort gibt, zeigen die zahlreichen Perspektiven und Standpunkte, die Ressler über die Interviews gesammelt hat. 2016 erhielt er den Kunstpreis *Prix Thun für Kunst und Ethik*.

OLIVER RESSLER UND DARIO AZZELLINI

SELBSTBESTIMMTES KOLLEKTIVES HANDELN ALS DEMOKRATISCHE PRAXIS

„Kunst und Demokratie bestärken sich gegenseitig, ohne einander Magd und Herrin zu sein.“¹ Dieser Satz klingt hoffnungsvoll. Die Arbeiten des Künstlers Oliver Ressler (siehe S. 96) zeigen jedoch, dass eine kritische Auseinandersetzung dazu notwendig ist. In Videos und Installationen beleuchtet er den gegenwärtigen Zustand unserer parlamentarischen, repräsentativen Demokratien und macht damit auch unweigerlich den Einfluss des Kapitalismus auf diese Systeme sichtbar. Dabei setzt er auf die Kunst als genuin demokratische Praxis.

Wie eng Demokratie und Kapitalismus verbunden sind, zeigt sich unter anderem in Resslers gemeinsam mit Dario Azzellini entwickelter dreiteiliger Installation *Occupy, Resist, Produce* von 2014 bis 2015. Die Künstler begleiten darin Arbeiter_innen, die in Folge der Wirtschaftskrise nach 2008 Fabriken in Mailand, Rom und Thessaloniki besetzen, um gegen die Schließung oder Auslagerung der Produktionsstätten vorzugehen. Ressler und Azzellini dokumentieren, wie durch kluge Organisationsstrukturen der Widerstand über den reinen Protest hinausgehen kann. In einem Prozess, der mehr soziopolitisch als rein ökonomisch zu betrachten ist, ermächtigen sich Arbeiter_innen selbst zu Protagonist_innen und nehmen die Produktion selbst in die Hand. Sie etablieren flache Strukturen, fällen Entscheidungen direkt demokratisch und kooperieren mit sozialen Bewegungen vor Ort. In einem der Filme treten Arbeiter_innen des ehemaligen Autoteileproduzenten *Maflow* in Mailand als kollektiv handelnde Akteur_innen auf. Nach dem vom Besitzer absichtlich herbeigeführten Bankrott eröffnen diese die Fabrik wieder in Eigenregie und schaffen 20 Arbeitsplätze. Unter dem neuen Namen *RiMaflow* entwickeln sie das Konzept einer ‚offenen Fabrik‘, recyceln elektronische Geräte, betreiben eine Cafeteria und organisieren Kulturveranstaltungen mit den Menschen vor Ort. Darüber hinaus arbeiten sie eng mit der lokalen Bioagrarproduktion zusammen und gründen eine Gruppe für solidarischen Einkauf. (MS)

¹ Heckmann, Stefanie und Hermann Pfütze: Das Verhältnis von Kunst und Demokratie. Bericht zum Vierten internationalen Kongress der Deutschen Gesellschaft für Ästhetik e.V., 03. bis 06. Juli 2002 in der Akademie der Künste, Berlin



DIRK CIESLAK (VIERTE WELT)

„RAUM SCHAFFEN,

DER AUS SICH HERAUS

EINE SOLIDARISCHE UND

EMANZIPATIVE SOZIALITÄT ERZEUGT.“

Wer das Wort ‚Projekt‘ ausspricht, kommt ins Fegefeuer, so Dirk Cieslak, Mitbegründer der *Vierten Welt*. Auch sonst entzieht sich der Ort am *Kottbusser Tor* in Berlin gern festen Begrifflichkeiten. In einer ehemaligen Arztpraxis wurde 2011 Raum für interdisziplinäre Experimente geschaffen. Dabei entstehen Produktionen, die sich zwischen Theater, Ausstellungen, Festivals und Diskussionen verorten. Gemeinsam mit dem Publikum suchen die Akteur_innen nach Wegen des Widerstands gegen eine ökonomische Verwertung von Kunst und Kultur.

Am 3. März 2017 posteten Sie auf Ihrem Blog, dass Sie das Wort ‚Kollaboration‘ aus Ihrem Namen streichen. Warum?

Wir haben zuerst das Wort ‚Kollaborationen‘ im Namen der *Vierten Welt* gewählt, um ein möglichst einladendes Zeichen zu setzen. Kommt und lasst uns noch einmal von vorn anfangen! Künstler_innen organisiert euch selbst. Das war eine Reaktion auf die Erkenntnis, dass Freies Theater entgegen den idealen Intentionen in seiner Gründungsphase heute den Gesetzen eines Marktes unterworfen ist. Inzwischen wird das Wort ‚Kollaboration‘ inflationär verwendet und bezeichnet einen weiteren Produktionsmodus des performativen Kapitalismus in der neoliberalen Ära, mit der sich die künstlerische Subjektivität an die Arbeit und den Markt fesselt. Wir haben die *Vierte Welt* gegründet, um den Produktions- und Verwertungsmodus des Neoliberalismus etwas entgegenzusetzen, indem wir Kontertechniken erfinden. Kollaboration scheint nicht länger eine solche Gegendtechnik zu sein.

Welchen Begriff haben Sie stattdessen für Ihre Praxis gefunden?

Unsere Praxis verbirgt sich jetzt hinter dem schönen Wort ‚mit‘.

Wie kann Zusammenarbeit eine Methode des Widerstands sein?

Unter den Konditionen der neoliberalen Ära und der Absenz eines utopischen Horizonts stellt sich die Frage des Widerstands, der sich der Emanzipation verpflichtet, neu. Trotz aller Drastik des Zustands, in der sich die Welt und ihre Bewohner_innen befinden und um den wir nur zu gut wissen. Wir haben unseren Glauben an Widerstand verloren und lassen uns verführen. Wie können wir (wieder) an einen Widerstand glauben? Das ist eine Aufgabe, die existenziell ist und die man nur mit einem großen Ja zum Leben bewältigen kann, einem Ja, das nicht nur das eigene Selbst meint. Alternativ bleibt ansonsten nur die Hingabe an den Nihilismus in all seinen Spielarten und bestenfalls die Erleichterung in Prepper-Fantasien.

Wir brauchen, so glauben wir, andere Praktiken und Techniken im Denken wie im Tun, um zu einem Widerstand zu finden, an den wir glauben können. Die *Vierte Welt* versteht sich als ein Ort, der sich dieser Aufgabe widmet. Wir versuchen, einen transparenten Produktionsraum beziehungsweise Produktionszusammenhang zu kreieren, der kein Machtzentrum hat und der die Einschließungen in ein Branding und das Selbst-

unternehmertum aufbricht. Ein Ort, an dem sich das realisieren kann, was einmal als ‚Verschwinden des Autors‘ verstanden wurde. An dem alle Beteiligten eingeladen sind, sich als souveräne und autonome Subjekte in einen gemeinsamen Produktionsprozess zusammenzufinden, um so einen Raum zu schaffen, der aus sich heraus eine solidarische und emanzipative Sozialität erzeugt, die auf etwas Künftiges verweist.

Welche Rolle spielt der Dissens für Sie?

Wir sind nicht in den Dissens verliebt. Er ist unser tägliches Brot und treibt die Formulierung von Fragen voran. Wenn es gut läuft, gelingt es uns, im Versuch diese zu beantworten, Wahrheiten hervorzubringen.

Was war die spannendste Form des Miteinanders, die bei Ihnen in der *Vierten Welt* bisher stattgefunden hat?

Eine für mich sehr beglückende Form der Zusammenarbeit hatten wir 2016 mit dem Philosophen Boyan Manchev und seiner Performance-Reihe *Im Toten Winkel #4*. Manchev hat für uns den Text *Pandoras Töchter* geschrieben, ihn mit uns über ein Jahr intensiv diskutiert und immer wieder überarbeitet. Dieser ontologische Text ist mit uns entstanden und hat gleichzeitig eine große Wirkung auf unsere Arbeit gehabt, die nicht auf die drei kleinen Produktionen, die wir damit produziert haben, begrenzt war. Diese Form der Zusammenarbeit auf Augenhöhe zwischen einem Philosophen und einem Schauspielensemble hat für mich etwas Utopisches, weil sie die Grenzen zwischen Akademie und Theater real durchlässig macht und die Sphären sich vermischen. Hier scheint der Möglichkeitsraum für eine emanzipatorische gesellschaftliche Praxis auf, jenseits der Herrschaftstechniken der ‚Good Governance‘, wie Vermittlung, Partizipation oder Effizienz.

Sie schreiben 2010 in Ihrer Gründungsschrift, dass man Netzwerke zerschlagen sollte. Was spricht gegen den Netzwerkgedanken?

Projektarbeit und Netzwerk gehören zusammen, diese Begriffe markieren die neoliberale Ökonomie spätestens seit Ende der 80er-Jahre. Das an sie gebundene Glücksversprechen, den Widerspruch von Leben und Arbeit aufzuheben und einen befreiten – deregulierten – Raum der Kunstproduktion zu schaffen, hat sich nicht eingelöst. Leben wird von Arbeit gefressen und immer weiter der Rationalität der Effizienz und der ökonomischen

Verwertung unterworfen. Wir müssen Wege finden, die Projektarbeit zu stoppen und die Netzwerke, die sie organisieren, unterlaufen.

Wie viel Gewicht hat der Eigennutz bei der Zusammenarbeit unterschiedlicher Akteur_innen?

Ich wüsste nicht, wie man das gewichten soll. Der größte Eigennutz ist vielleicht, dass wir einen Ort haben, an dem wir über Dinge künstlerisch nachdenken können, für die es woanders wenig bis keinen Raum gibt.

Was unterscheidet die *Vierte Welt* von anderen Berliner Spielstätten?

Wir verstehen uns nicht als Spielstätte, so wie sich einige im Freien Theater seit Ende der 80er-Jahre etabliert haben. Wir haben uns in Abgrenzung zum Konzept des Freien Theaters gegründet. Selbst wenn wir von Künstler_innen und Gruppen so adressiert werden und manchmal wie eine Spielstätte agieren. Wir müssen Anträge auf Projektförderung für unsere Vorhaben stellen, obwohl doch jemand, der bei uns das Wort ‚Projekt‘ ausspricht, ins Fegefeuer kommt. So beschäftigen wir uns nicht wirklich mit unserer Platzierung in der Konkurrenz im Berliner Theater-Markt und denken nicht darüber nach, was angesagt ist. Im Gegenteil, wir versuchen, gegen die Konkurrenz, die Zusammenarbeit mit den anderen Spielstätten, indem wir etwa im Rahmen einer Theaterproduktion von Künstler_innen, mit denen wir uns verbunden fühlen, begleitende diskursive Formate zeigen, während die Aufführungen dann beispielsweise im Theaterdiscounter stattfinden. Und dann sei noch zu ihrer Frage nach den Distinktionsmerkmalen der *Vierten Welt* ergänzt: Keine Berliner Spielstätte verfügt über vier Betonsäulen im Zentrum des Bühnenraums. Das müssen dort erst cleverere Bühnenbildner_innen erfinden.

Wie politisch ist Ihre Arbeit?

Wir entwickeln unser Programm aus einem seit Gründung der *Vierten Welt* andauernden Gespräch über Arbeitsformen und Formate, die auf Dauer und Kontinuität ausgerichtet sind und mit denen wir versuchen, öffentliches Denken zu organisieren, unter anderem indem wir die Diskurse der politischen Philosophie und des politischen Aktionismus mit dem Theater zusammenführen. Das gelingt uns bis zu einem gewissen Grad mit unseren Eigenproduktionen. Andererseits versuchen wir mit den Künstler_innen, die bei uns produzieren, in eine

Uns kommt es darauf an, die Kraft der Auseinandersetzung – intellektuell, menschlich, physisch und psychisch – wieder als eine widerständige Form zu begreifen, in einer Welt, die versucht, jede kollektive Erfahrung, die nicht schon eingebettet ist, zu verhindern.

Situation von dauerhaftem Austausch zu kommen, der die Grenzen des eigenen Projekts verlässt oder durchlässiger macht. Unser Ratschlag: sehr viel mehr dem Trieb zur Vermischung frönen und bei der Arbeit an Label und Marke mal alle Fünfe gerade sein lassen.

Was erwarten Sie von Ihrem Publikum?

Wir lassen uns vom Publikum überraschen und freuen uns über Aufmerksamkeit.

Welche Ansätze der künstlerischen Praxis des Miteinanders lassen sich auf das Zusammenleben in einer heterogenen Gesellschaft übertragen?

Alle! Beziehungsweise arbeiten wir daran, dass wir dies guten Gewissens wünschen können. Die Frage ist: Was ist ein Ansatz? Bei allem Widerstand der Realitäten, in die wir eingebettet sind. Was wir versuchen, kann nicht wirklich mit einer Methode und daraus abgeleiteten Konzepten beschrieben werden. Wir haben keine Methode jenseits dessen, dass wir uns in einer Produktion die ersten zwei Drittel der Probezeit mit einem Text oder Textmaterial um einen Tisch setzen und sprechen und uns anfüllen. Manchmal springt auch jemand auf, holt irgendein Utensil, steigt auf einen Tisch oder setzt einem Impuls folgend, seinen ganzen Körper ein, um einen Gedanken sichtbar zu machen. Im letzten Drittel der Probezeit begeben wir uns auf die Bühne und schauen, was da wie wieder aus uns herauskommt. Dieses Muster lässt sich auch auf gesellschaftliche Selbstorganisation übertragen. Das heißt, erst einmal wirklich miteinander denken. Denken als Form der Bewegung. Und mit dem gemeinsam Gefundenen erst dann in eine Praxis gehen, von der man vorher noch nicht weiß, wie sie sich substantiiert. Die Strategie, vor jedem Diskurs bereits das Ergebnis zu behaupten, ist gescheitert. Uns kommt es darauf an, die Kraft der Auseinandersetzung – intellektuell, menschlich, physisch und psychisch – wieder als eine widerständige Form zu begreifen, in einer Welt, die versucht, jede kollektive Erfahrung, die nicht schon eingebettet ist, zu verhindern.

Welche Räume braucht es für die Förderung eines gesellschaftlichen Miteinanders?

Ganz konkrete und geschützte aus Beton oder Quadratmetern und ganz ideelle, in denen institutionelle Hierarchien keine Bedeutung erlangen können.

Wie berührt man Menschen, die außerhalb des Kunst- oder Kulturkontexts stehen?

Mir sind keine besonderen Tricks für kunst- und kulturferne Menschen im Theater bekannt, die Berührung erzeugen, das hat doch immer mit dem Gegenstand und dem Kontext des Theaterabends zu tun. Ich habe Anfang der 90er-Jahre ein Stück zum Tod eines Freundes, der an AIDS erkrankt war, gemacht. Da haben 60 Prozent der Zuschauer_innen geheult, gerade die ‚kulturfernen‘. AIDS hat in den 80er-Jahren eine ganze Generation von schwulen Männern hinweggerafft, der Tod hatte in der Mitte unserer Gesellschaft Einzug gehalten. Heute ist die HIV-Infektion im Norden eine chronische Krankheit, an AIDS sterben nur noch die Armen im Süden. Das Berührtwerden hat also nichts mit Kulturferne oder -nähe zu tun. Und gegenwärtig lautet die Frage eher: Wovon lassen wir uns überhaupt noch berühren, sprich erschüttern? Da hat sich etwas verändert: Ich sehe vor allem mit Selbstsorge angefüllte Leute, die mich stumm anschreien: Ich lass mich doch nicht berühren! Lesen Sie die erste Seite von Jean Baudrillards Buch *America*, dann wissen Sie alles über moderne Berührungsangst.

Die Autorin Carolin Emcke beschreibt Theater als eine Möglichkeit, Empathie zu wecken. Was bedeutet Empathie für Sie?

Ich fühle mich in meiner Arbeit denen verpflichtet, die keine Stimme haben, die nicht gehört, die missachtet und drangsaliert werden. Das geht über Empathie hinaus. Ich würde das eher in einer Treue zur eigenen Herkunft begründen. Mein Großvater war staatenloser Tagelöhner auf einem ostelbischen Rittergut, mit acht Kindern. Mein Vater war der Jüngste, der später Maurer wurde. Es gab nur zwei Bücher, die *Bibel* und das *Kommunistische Manifest*. Das Brot wurde im Küchenschrank eingeschlossen.

Wie gehen Sie mit dem Konflikt um, dass künstlerische Zusammenarbeit heute oft schlicht eine Notwendigkeit aufgrund der Prekarisierung des künstlerischen Arbeitens ist?

Ich habe damit kein Problem. Theaterkunst ist immer kollektiv, beruht also auf der Zusammenarbeit von Menschen im allgemeinsten Sinn des Wortes. Wenn Sie Theater machen wollen, müssen Sie mindestens zwei sein. Mich interessiert nur Zusammenarbeit, in der ich etwas erfahre und, pathetisch gesagt, als ein

anderer wieder herauskomme. Das gelingt keinesfalls immer. Was ich beobachte, ist, dass Zusammenarbeit häufig aufmerksamerökonomische Strategie und Kalkül in Hinblick auf eine bessere Platzierung am Markt ist. Es geht darum, die damit verbundenen Events durch feine Labelreihungen sexy zu machen. Das Gefühl beim Publikum zu erzeugen, da ist was Neues. Das ist langweilig und allzu oft enttäuschend und dient vor allem der symbolischen Wertsteigerung.

In welchen Projekten außerhalb von Kunst und Theater sehen Sie aktuell das Potenzial, Veränderung zu bewirken und Wahrheit zu erzeugen?

So, Sie kommen jetzt ins Fegefeuer. Sie haben Projekt gesagt. Scherz beiseite! Die Frage danach, wo heute eine Potenzialität zur Veränderung sichtbar wird, ist eine sehr spannende Frage, die mich, seit wir mit Boyan Manchev gearbeitet haben, sehr beschäftigt. In der spanischen Partei *Podemos* glaube ich so eine Potenzialität zu entdecken. Aber auch in der Bewegung *Stuttgart 21*, die es geschafft hatte, die Landesregierung an den öffentlichen Verhandlungstisch zu zwingen. Ganz tolles Fernsehen, der Kastrationsschmerz stand Ministerpräsident Stefan Mappus und Verkehrsministerin Tanja Gönner während dieser vom Fernsehen übertragenen Verhandlungen ins Gesicht geschrieben. Hut ab vor der Hartnäckigkeit und Kompetenz der schwäbischen Aktivist_innen. Kann man sich so eine Leistung von unseren neuen Wut-Nazis vorstellen? *Podemos* basiert auf einer starken selbstorganisierenden Demokratie unterhalb der staatlichen Institutionen, die damit begonnen hat, angesichts der Immobilienkrise und der hoffnungslosen Verschuldung von Teilen der Bevölkerung, gegen die Banken die Eigentumsfrage zu stellen. Und das ist doch heute angesichts von totaler Finanzialisierung, einer Schuldenökonomie, neuer Monopole, wie *Google* oder *Facebook* und so weiter die entscheidende Frage. Wie müssen und können wir die Eigentumsfrage 2017 neu stellen? Die *Wir-sind-die-99-Prozent*-Bewegung hat dazu erste Versuche unternommen. Aber ich sehe solche Potenziale auch bei meiner Lieblings-NGO *Medico International*, die für eine globale Gesundheitsgrundversorgung für alle Menschen eintritt. Oder bei einer Organisation wie *Sea-Watch*. Und dies, weil es dort ein unglaubliches Wissen und eine Kompetenz gibt, die sich noch nicht in einer anderen Politik umsetzen kann.

Die Begegnung mit dem Fremden führt auch dazu, über Werte nachzudenken, die man bislang für selbstverständlich hielt. Welche Rolle spielt diese Erkenntnis für Sie?

Ich habe in meiner Kindheit und Jugend noch Alt-Nazis gerochen. Sie waren überall. Tauchten als knochenharte Rechenlehrer oder Polizisten auf. Und die Elterngeneration war durch den Krieg traumatisiert, sprich, zu einem guten Teil verrückt. Aufgebrachte Nazi-Bürger_innen haben meiner gegen den Vietnamkrieg demonstrierenden Generation lautstark zugerufen: „Euch hat man vergessen zu vergasen.“ Wenn man diese Erfahrung nicht vergisst, dann gibt es keine Werte, die selbstverständlich sind, und man ist sich sehr bewusst darüber, dass man großes Glück hatte, in seiner Lebensspanne keine faschistische Diktatur, keinen Krieg, kein Lager, kein Gefängnis und keinen Hunger erlebt zu haben.

Die Fragen stellte Mira Sacher.

Dirk Cieslak ist ‚Bewohner‘ der *Vierten Welt*. Die *Vierte Welt* befindet sich in einer entkernten Arztpraxis am *Kottbusser Tor* in Berlin. Der Raum mit seinen 130 Quadratmetern ohne Bühne und Foyer entzieht sich einer genauen Definition. Wichtig ist nicht, was er ist – Theater oder Ausstellungsraum –, sondern was darin passiert: ein Ort, an dem Dialoge zwischen allen Disziplinen möglich sind und gesellschaftskritisch gedacht wird. Theater_macher_innen, Künstler_innen, Theoretiker_innen und Bühnenbildner_innen entwickeln hier gemeinsam Projekte und experimentieren mit neuen Formaten, wie einer Hörspielausstellung oder einem Festival für imaginäre Werke. Zentral ist dabei der enge Austausch mit Expert_innen aus anderen Bereichen und mit dem Publikum.

MIKROKREDITE

ENGAGEMENT FÜR SELBSTSTÄNDIGKEIT UND GEGEN ARMUT

Ein Kredit von 27 Euro für eine Gruppe von Frauen, die damit als Produzentinnen von Bambusstühlen unabhängig agieren konnten, war der Anfang des Mikrokredits. Die Idee entwickelte Muhammad Yunus, damals Professor für Ökonomie an der Universität von Chittagong, in den 1970er-Jahren mit dem Ziel, den Teufelskreis der Armut in ländlichen Regionen in Bangladesch zu durchbrechen. Seine Recherchen in den Dörfern hatten ergeben, dass einem Großteil der Bevölkerung bereits mit kleinsten Kreditbeträgen geholfen wäre, um Rohstoffe zu kaufen und unabhängig von lokalen Kreditgebern zu werden, die oft Einfluss auf die Verkaufspreise nahmen.

Zunächst ohne weitere Unterstützung gründete Yunus mit der *Grameen Bank* selbst eine Institution, die nach seiner Vorstellung die Struktur des Kapitalismus nicht infrage stellt, sondern vervollständigt – indem sie die Einführung von Sozialunternehmen vorantreibt, deren Zweck nicht in der Gewinnmaximierung liegt, sondern in der Lösung von sozialen und Umweltproblemen.

Mit der Vergabe von Mikrokrediten konnten in Bangladesch bisher beispielsweise 400.000 Solaranlagen finanziert werden. Installiert und gewartet werden sie von Frauen der Dorfgemeinschaften, die die Bank zu Solartechnikerinnen ausbildet. Die Vergabe der Kredite speziell an Frauen, insbesondere Mütter, funktioniert nach den Erfahrungen der *Grameen Bank* am besten, da über sie die ganze Familie erreicht wird. Das langfristige Ziel des Projekts ist es, eine gerechtere Gesellschaft unter anderem durch erneuerbare Energie zu schaffen. Die Vision dabei: Energie für alle schafft wirtschaftliche Entwicklung, die bessere Bildung ermöglicht, die wiederum die Grundlage für politisch selbstständige Menschen und Teilhabe schafft. Solidarität und Empowerment sind dabei fundamental. Für sein Engagement wurde Yunus 2006 der Friedensnobelpreis verliehen. (LL)





MICHAEL HIRSCH

„DIE ALTERNATIVE LAUTET:

PRIMAT DER LOHNARBEIT – ODER PRIMAT
DER MENSCHLICHEN EIGENARBEIT,

DER FREIEN SOZIALEN KOOPERATION.“

Wir stehen an der Schwelle zu einem neuen, fortschrittlichen Gesellschaftsvertrag. Für den Philosophen und Politikwissenschaftler Michael Hirsch gilt es, angesichts anstehender gesellschaftlicher Herausforderungen drei Schlüsselkonzepte der Moderne neu zu bestimmen: Emanzipation, Gleichheit und demokratische Volkssouveränität sind im Licht der gegenwärtigen Postwachstumsgesellschaft im Hinblick auf die Bedeutung unbezahlter Tätigkeiten im familiären und sozialen Bereich zu reflektieren. Ganz oben auf der Agenda steht für ihn die Verbindung verschiedener Bewegungen: die Arbeiterbewegung, die Frauenbewegung, die Umweltbewegung und die Bewegung der Kulturarbeiter_innen und Intellektuellen. Die Kunst kann dabei eine entscheidende Rolle als ‚Form der Einübung‘ von neuen Verhaltensweisen spielen.

Warum brauchen wir eine andere Gesellschaft?

Es gibt ein Grundlagenproblem der gesellschaftlichen Ordnung. Und zwar sowohl von einzelnen Staaten als auch auf globalem Niveau. Der globale Kapitalismus hat ganz offensichtlich eine zerstörerische Dynamik; er treibt gefährliche Prozesse von sozialer Ungleichheit und sozialer Spaltung, Ausbeutung, Krieg, Umweltzerstörung und kultureller Zerstörung voran. Gesucht wird ein sozial, kulturell und ökologisch nachhaltiges Entwicklungsmodell. Das bisherige hat den Namen ‚Wachstum und Beschäftigung‘ und ist, wie inzwischen deutlich wird, gescheitert. Das gesellschaftliche Grundlagenproblem können wir nur durch einen neuen Gesellschaftsvertrag lösen: eine explizit neue Vereinbarung über die Formen der ökonomischen und sozialen Arbeitsteilung zwischen den Klassen, Geschlechtern, Generationen und Völkern. Das ist meines Erachtens die politische und intellektuelle Arbeit der Zukunft: die Suche nach und die Werbung für ein solches neues fortschrittliches Gesellschaftsprojekt.

Wenn wir von Gestaltung der Zukunft sprechen, welche Allianzen sollten wir Ihrer Meinung nach schließen?

Es stellen sich vor allem zwei Fragen: zum einen nach einem neuen progressiven Gesellschaftsprojekt; zum anderen nach den Bündnissen, die nötig sind, um es plausibel zu machen und es vielleicht durchsetzen zu können. Das neue Projekt, das zuweilen unter der noch sehr undeutlichen Flagge der Postwachstumsgesellschaft segelt, muss zum einen attraktiv sein, also als prinzipiell wünschbar erscheinen. Zum anderen als prinzipiell durchsetzbar. Dies wird aber nur dann der Fall sein, wenn verschiedene gesellschaftliche Gruppen und verschiedene soziale Bewegungen einen gemeinsamen Nenner finden. Das fehlt heute. Die Agenda einer zukünftigen Postwachstumsgesellschaft hätte vor allem vier soziale Bewegungen miteinander zu verbinden: Arbeiterbewegung, Frauenbewegung, Umweltbewegung, und die (noch nicht organisierte) Bewegung der Kulturarbeiter_innen und Intellektuellen der unterschiedlichsten Bereiche – was Marx als ‚General Intellect‘ bezeichnet. Es geht darum, gemeinsame Interessen und Einigungspunkte aufzuspüren für eine gemeinsame fortschrittliche Plattform. Das größte Hindernis dürfte im Augenblick noch die Wachstumsorientierung sowohl der Arbeiter- als auch der Frauenbewegung sein: Beide sind

ganz auf das falsche Ziel ‚mehr Wachstum‘ und ‚mehr Beschäftigung‘ geeicht, also darauf, die Lebensform des männlichen Lohnarbeiters zu verallgemeinern – was bei knappen und umkämpfter werdenden Reservoirs an qualifizierten und ausreichend bezahlten Arbeitsplätzen unschwer als soziales Bürgerkriegsprogramm und angesichts der begrenzten Emissionsaufnahmefähigkeit der Erde als ökologisches Vernichtungsprogramm erkennbar ist.

Wenn Sie die Wahl zwischen Kooperation und Allianz haben, welchen Begriff wählen Sie?

Ich wähle den Begriff der Kooperation. Er hat eine stärkere emanzipatorische Konnotation. Er signalisiert in meinen Augen etwas mehr die freiwillige Zusammenarbeit von Gleichen als eine bloße Zweckgemeinschaft. Er deutet etwas mehr auf die altherwürdige emanzipatorische Idee der freien Assoziation der Produzenten bei Marx hin; also die Überwindung von Verhältnissen von Hierarchie und Zwang bei der menschlichen Zusammenarbeit. Er impliziert auch so etwas wie eine neue Politik der Freundschaft: von Zusammenschlüssen jenseits bloßer Interessenkalküle und jenseits des engen Prinzips von Familien und ihren Beschränkungen der Solidarität auf Gruppen von gemeinsamer Abstammung.

An welcher entscheidenden Schwelle stehen wir?

Die Einigung über einen neuen Gesellschaftsvertrag auf nationalem wie auf Weltniveau steht an: Können wir ein neues, ebenso gerechtes wie nachhaltiges, sozial-ökologisches Verteilungsregime entwickeln? Möchten wir uns dafür einsetzen in unserem Leben und in unserer Arbeit? Möchten wir daran mitwirken, Modelle des Zusammenlebens und -arbeitens jenseits der auf Wachstum geeichten, männlich dominierten Lohnarbeitsgesellschaft zu entwickeln und auszuprobieren? Haben wir eine entsprechende Idee von einem guten Leben? Vor dieser ebenso intellektuellen wie politischen, theoretischen wie praktischen, kollektiven wie persönlichen Aufgabe zögern heute immer noch die meisten. Obwohl sie ahnen, dass dies heute unsere Aufgabe ist.

Wie steht es um das Gemeinwesen?

Es gibt unendlich viel guten Willen und Idealismus, bei Menschen aller Altersgruppen und aller sozialen Klassen. Viele haben den Wunsch nach einer anderen Art zu leben und einer anderen

Form der Gesellschaft. Viele sehnen sich danach, ihr Leben in den Dienst einer sinnvollen Aufgabe zu stellen. Doch um die praktisch-biografischen Verwirklichungschancen dieser Sehnsucht ist es schlecht bestellt. Denn es gibt eine Krise der Berufe. Die meisten sind gezwungen, um zu überleben wider besseres Wissen letztlich die falsche Lebensform und die falschen Arbeitsinhalte zu wählen. Die Krise des Gemeinwesens ist eine Krise der Professionen. Das gilt für sämtliche Berufe, vor allem aber für diejenigen, die direkt mit dem Gemeinsamen zu tun haben: staatliche Behörden und Parteiapparate, Gewerkschaften und Medienanstalten, Architektur und Stadtplanung, Gesundheits- und Sozialsystem, Schulen und Hochschulen. Die Arbeitsbedingungen haben sich verschlechtert, die Freiheiten in der Arbeit werden oftmals in einem Zangengriff aus bürokratischer Überformung, permanenter Überarbeitung, ökonomischer Ausblutung und ökonomischer Selbstzurichtung zerrieben. Auch hier ginge es um einen neuen Gesellschaftsvertrag, der individuelle wie kollektive Bedingungen der Arbeit für das Gemeinwesen neu regelt.

Welche drei Konzepte des 20. Jahrhunderts sollten wir mitnehmen, wenn wir von neuen Allianzen für die Gestaltung der Zukunft sprechen?

Es sind nach wie vor die drei modernen Schlüsselkonzepte der Emanzipation, der Gleichheit und der demokratischen Volkssouveränität. Es gilt, sie im Licht gegenwärtiger Herausforderungen in ihrem Gehalt neu zu bestimmen.

Inwiefern sollten wir uns noch einmal den Kommunismus näher anschauen, nicht als Staatsform, sondern als Prinzip?

Die beiden emanzipatorischen Kerngedanken des Kommunismus sind das Prinzip der radikalen Gleichheit zum einen, der Selbstentfaltung aller zum anderen: eine egalitäre symbolische Ordnung, die alle Hierarchien auf einer prinzipiellen Ebene kritisiert – und die zentrale Idee des Kommunismus als einer sozialen Form, in welcher die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung der Möglichkeit der Entwicklung eines jeden anderen ist. Was wären sinnvolle Produkte für die Zukunft?

Zunächst wäre es sinnvoll, weniger Produkte zu erzeugen. Der alte Gesellschaftsvertrag von Wachstum und Beschäftigung propagierte, durch eine unendliche Steigerung der Arbeit und produzierten Güter die Probleme von ökonomischer Knappheit und sozialer Gerechtigkeit lösen zu

können. Diese Ära ist vorbei. Der neue Gesellschaftsvertrag verlangt nach weniger Produktion und weniger Produkten, aber einer besseren Logik der sozialen Verteilung von Arbeit, Einkommen und wirtschaftlichen Gütern. Die ökonomische Vormacht von politisch wie ökologisch fragwürdigen Produkten, wie Waffen, Automobile, Chemie, Pestizide und Pharmaprodukte, Gentechnik, Überwachungstechnologie, wird zugunsten von ökologisch und sozial nachhaltigen Produkten überwunden. Dabei geht es insbesondere um von den Menschen gemeinsam benutzbare öffentliche Infrastrukturen von Verkehr, Energie, Wohnen, Gesundheit und Bildung. Anders gesagt, es geht um einen radikalen sozial-ökologischen Umbau der Städte. In Zukunft wird im gelingenden Fall der Umfang der zu produzierenden und zu benutzenden Produkte erheblich geringer sein – mit dem Effekt, dass sie nicht mehr so sehr individuell konsumiert und gebraucht werden, sondern zunehmend gemeinsam. Dadurch werden die Tätigkeiten der Eigenarbeit und des Selbermachens, von Wartung und Reparatur zunehmend wichtig. Die ihnen entsprechenden Fähigkeiten sind dann eigentlich das wichtigste menschliche Produkt.

Gemeinschaft, Teilhabe und Partizipation sind große Sehnsüchte der Gegenwart, das wird auch in der Arbeitswelt großer Konzerne gezielt eingesetzt. Kann von hier aus gesellschaftlicher Wandel angestoßen werden? Oder wird er damit eher verhindert?

Ich denke schon, dass damit ein gesellschaftlicher Wandel angestoßen werden kann. Dieser Wandel wird aber nur dann fortschrittlich sein, wenn das Ziel klar ist: die Teilhabe aller Bürger_innen, und nicht nur bestimmter Gruppen von höher qualifizierten, an ökonomischer Wertschöpfung und gesellschaftlicher Gestaltung. Dass wirklich alle einen Beitrag zur Gesellschaft leisten können. Zudem müssen wir verhindern, dass die menschliche Sehnsucht nach Gemeinschaft von Unternehmen zu Profitzwecken instrumentalisiert und damit pervertiert wird.

Lohnarbeit pervertiert den sozialen Impetus. Erklären Sie uns das?

Die Verengung von Tätigkeitsmotiven auf Lohn und Profit zerstört tendenziell die anderen Motivationen: diejenigen, wo Tätigkeiten um ihrer selbst und um ihres individuellen, sozialen, kulturellen Sinns willen ausgeübt werden. Die ökonomische, aber auch die kulturelle Übermacht der Lohnarbeit ist das

Die ökonomische, aber auch die kulturelle Übermacht der Lohnarbeit ist das Problem.

Problem. Sie führt dazu, dass alle möglichen sozial, politisch, kulturell und ökologisch schädlichen Produktionszweige und Produktionsweisen aufrechterhalten werden. ‚Hauptsache Arbeitsplätze‘. Die Gesellschaft muss sich letztlich entscheiden: Soll unser Ziel weiter sein, dass jede_r möglichst viel ‚beschäftigt‘ ist in Lohnarbeit – oder soll unser Ziel die größtmögliche Befreiung des menschlichen Lebens sowie der menschlichen Tätigkeiten und Fähigkeiten vom Diktat der Lohnarbeit sein? Die Alternative lautet: Primat der Lohnarbeit und ihrer Arbeitsmotive – oder Primat der menschlichen Eigenarbeit, der freien sozialen Kooperation, und das heißt der intrinsischen Arbeitsmotivationen?

Altenpflege und Kinderbetreuung sind große Herausforderungen in einer Zeit der Selbstverwirklichung und Selbstoptimierung. Da wirkt Ihre These, dass dies keine Berufe seien und jede_r diese Aufgaben übernehmen solle, reichlich provokant. Wie bringen wir alle Ansprüche unter einen Hut?

Falls die Alternative lautet, ‚zeitlicher und kultureller, symbolischer Primat der Lohnarbeit‘ oder ‚zeitlicher und kultureller, symbolischer Primat der Nichtlohnarbeit‘, dann gelten streng genommen nur die im engeren Sinne ökonomisch wertschöpfenden Tätigkeiten als Lohnarbeit. Die anderen sollten dann nicht mehr berufsförmig, sondern ehrenamtlich von allen verrichtet werden. Entsprechend wird man dann zum Beispiel die heute staatlich geschaffenen riesigen sozialen Infrastrukturen der Kinder- und Altenbetreuung für einen Fortschritt oder für einen Rückschritt halten. Ganz konkret sieht es ja so aus: Wer heute als Alten- oder Kinderpfleger_in in Vollzeit tätig ist, verdient nicht nur schlecht. Er oder sie ruiniert auch auf lange Sicht seine Gesundheit. Fast nie erreichen die entsprechenden Beschäftigten das gesetzliche Rentenalter. Sie sind weit vorher verschlissen und gehen in Frührente. Die verschiedenen Ansprüche, die an alle gestellt werden, also insbesondere in Beruf und Familie, werden nur dadurch wieder miteinander vereinbar, dass die gesellschaftlichen Normalarbeitszeiten für alle radikal reduziert werden.

Welche Rolle könnte Ihrer Ansicht nach die Kunst bei der Gestaltung der Gesellschaft der Zukunft spielen?

Die Kunst kann eine solche Rolle vor allem in Form eines allgemeinen Vermögens der Gestaltung des eigenen Lebens spielen. Lässt man den längst

ökonomisch wie bürokratisch überformten Kulturbetrieb und die langweilig gewordenen Professionen weg, dann sieht man, dass es um dieses Vermögen der Gestaltung und Selbstermächtigung des Menschen geht: um die Fähigkeit zur autonomen Führung des eigenen Lebens jenseits von ökonomischen und staatlichen Rechtfertigungsprozeduren. Es geht hier wie schon immer im emanzipatorischen Denken der Moderne seit Marx und Adorno um die konkrete Utopie einer anderen, befreiten Lebensweise: jenseits der instrumentellen Vernunft der typisch männlichen Existenz als Lohnarbeiter, der hoffnungslos den beiden Mächten Kapital und Staat unterworfen ist. Kunst ist eine Form der Einübung anderer Praktiken und Verhaltensweisen unter der Prämisse der Aufstellung anderer Hierarchien und anderer Belohnungssysteme als denjenigen bürgerlicher Lohnarbeit.

Worin sehen Sie die Kompetenz der Kunst im Hinblick auf soziale Fragen?

Diese konkrete Utopie einer anderen, befreiten Lebensweise ist bereits die spezifische Kompetenz der Künste im weiteren Sinne. Sie erfindet Prozeduren und Handlungsmodelle sowie konkrete Praktiken in dieser Hinsicht. Und sie behauptet, dass sie über den engeren Bereich der Kunst hinaus allgemeine Bedeutung haben. Eine spezifisch soziale Kompetenz der Kunst würde ich darüber hinaus nicht in bestimmten politischen Positionen oder Meinungen verorten, sondern in der mimetischen, weitgehend absichtslosen Wahrnehmung sozialer Wirklichkeit. Das kann in bestimmten Fällen einen höheren Grad von Anschaulichkeit liefern – es schwimmt aber, wie man an den zeitgenössischen Formen von dokumentarischer Bildender Kunst und Theater sowie Artistischer Research sehen kann, mit den etablierten Modellen von Reportage und Forschung. In all diesen Fällen geht es gleichsam um eine naive, nicht urteilende Anschauung, oder auch Partizipation an sozialer Realität.

Taugt Kunst dazu, die Realität zu verändern?

Zumindest verändert sie den Blick auf die Realität und auf das Selbst. Die eigentliche Potenz der Veränderung sehe ich aber im performativen Gestus der Selbstermächtigung. Obwohl man kein Amt hat, keine Stelle, keinen Auftrag, und auch erst einmal nicht dafür bezahlt wird, wird man tätig in der Gesellschaft und gibt sich selbst eine Aufgabe. Man wartet nicht auf den Auftrag. Zum anderen

ist die eigentlich transformative Qualität das, was Marx als ‚Ökonomie der Zeit‘ bezeichnet hat, in die sich schließlich, wie er sagt, alle Ökonomie auflöst. Es geht hier um die Fähigkeit zur freien und großzügigen Gestaltung der Zeit und des Alltags jenseits des Zeit- und Nutzenkalküls der bürgerlichen Ökonomie, die eine Ökonomie der Einsparung und der Ableistung von Zeit ist.

Was braucht es, damit sich alle wieder verantwortlich für die Gestaltung der Zukunft fühlen und in der Lage sehen, auch selbst tätig werden zu können?

Es braucht dafür eine andere Verteilung von materiellen, sozialen und symbolischen Ressourcen: eine andere, gerechtere Verteilung sozialer Kapitalsorten. Dazu gehören soziale Sicherheit und breitere allgemeine Bildungskompetenzen. Und es braucht eine ganz andere Ökonomie der Zeit: eine andere symbolische Ordnung, mit anderen Wertschätzungshierarchien für menschliche Tätigkeiten. Dies ist nur im Rahmen einer veränderten Tarifordnung im Öffentlichen Dienst und in der Privatwirtschaft möglich: im Rahmen einer radikalen Verkürzung der Normalarbeitszeiten. In diesem Zusammenhang wird der Mythos der Viel- und Überbeschäftigung der herrschenden Eliten in Wirtschaft, Politik und Kultur fundamental angegriffen.

Welche neuen Allianzen sehen Sie, die durch das bedingungslose Grundeinkommen gefördert werden?

Die emanzipatorische Grundformel ist die der Vielfalt. Entsprechend ist das urbanistische Leitbild einer lebendigen Stadt dasjenige der ‚verdichteten Unterschiedlichkeit‘. Dazu gehört die engeräumlich-soziale Koexistenz ganz unterschiedlicher sozialer Gruppen: Arbeiter_innen, Frauen, Migrant_innen, Junge, Alte, Intellektuelle, Kreative und so weiter. Ein Grundeinkommen würdigt auf übergeordneter symbolischer Ebene die nicht-monetären Beiträge verschiedener Bürger_innen und ermöglicht so potenziell einen solidarischen Zusammenschluss. In meinen Augen kommt es hier vor allem auf Allianzen von Kreativen und Frauen an – also auf ein Bündnis der verschiedenen Teile einer zumeist relativ prekären Stadtbevölkerung. Sie sind diejenigen, deren kultureller Beitrag mehr gewürdigt werden muss – und deren Existenz im Rahmen der Gentrifizierung bedroht ist.

Was braucht es Ihrer Meinung nach, um das bedingungslose Grundeinkommen konsensfähiger zu machen?

Meines Erachtens braucht es dafür insgesamt ein größeres Bewusstsein der gegenseitigen menschlichen Abhängigkeiten: unserer großen sozialen Bedürftigkeit und Verletzbarkeit. Dazu gehört es, uns klarzumachen, welche immense Bedeutung die unbezahlten sozialen Tätigkeiten im familiären und sozialen Bereich haben. Wie groß ihre zeitliche, aber auch symbolische Bedeutung ist. Ferner ginge es darum zu verstehen, dass wir in unseren real existierenden Sozialstaaten ja längst ein Grundeinkommen haben, nur eben kein bedingungsloses. Nur dann können wir uns konstruktiv mit Innovationen des Sozialstaats beschäftigen.

Der Wirtschaftsphilosoph Wolf Dieter Enkelmann (siehe S. 284) spricht davon, dass der Komfort das Dogma der Gegenwart sei, das im Zeitalter künstlicher Intelligenz weitergedacht zur Auflösung des Menschen führt. Mehr Komfort zu ermöglichen ist nicht nur scheinbares Ziel aller technischen Erneuerungen und der Verheißungen der Politik, sondern auch Lebensprinzip der Gegenwart. Was sagen Sie dazu?

Ich teile Enkelmanns These nicht. Aus meiner Sicht ist nicht der Komfort das Dogma der Gegenwart, sondern eher die Individualisierung und der soziale Wettbewerb. So sehe ich nicht den ‚Komfort‘ als das Grundproblem, sondern die Allgegenwart sozialer Kämpfe. Der Sozialdarwinismus ist die Leitreligion des aktuellen Regimes. Die dagegen gerichtete progressive Forderung war schon immer dieselbe, ob bei Marx oder bei Marcuse: die Befriedung des Kampfes ums Dasein. Das sehe ich durch die aktuelle konservative Philosophie als ‚Komfortzone‘ verunglimpft.

Was könnte durch Allianzen zwischen Kunst und Wirtschaft jenseits üblicher Modelle wie Sponsoring oder Firmensammlungen bewegt werden, dort wo öffentliche Strukturen versagen? Ist das in Ihren Augen überhaupt denkbar?

Solche Allianzen könnten darin bestehen, jenseits klassischer ‚Kunst-Projekte‘ das zu machen, was in diesen immer nur unvollkommen angedeutet wird: soziale Formen und Bündnisse zu erfinden, in denen Akteur_innen aus unterschiedlichen sozialen Bereichen und mit unterschiedlichen Bildungshintergründen zusammenkommen können. Es geht um die Erfindung konkreter Freiräume, in denen Modelle freien sozialen Austauschs

Die emanzipatorische Grundformel ist die der Vielfalt.

erprobt werden. Dazu braucht es Zeit, Raum und Geld.

Doch es braucht staatliche und kommunale Hilfe, um dauerhaft solche Strukturen zu installieren. Ich plädiere deswegen für die Einführung einer allgemeinen sozialen Dienstpflicht für alle Männer und Frauen aller Klassen und aller Nationalitäten. Das kann man sich im nationalen ebenso wie im europäischen Rahmen vorstellen. Künstler_innen und andere Intellektuelle könnten sich hier als Regisseur_innen von sozialen Kooperationsräumen betätigen, anstatt dies nur temporär im Rahmen von ‚Kunst‘-Projekten zu tun. Hier könnten sozial notwendige Arbeiten geleistet werden, deren lohnarbeitsförmige Bearbeitung die Gesellschaft, insbesondere für den Bereich der Altenpflege und ihrer ‚Care-Krise‘, immer mehr an den Rand des personellen und finanziellen Zusammenbruchs bringen wird. Hier könnten aber auch kulturell interessante Dinge getan werden wie die Erprobung praktischer Modelle der Integration von Flüchtlingen, die dann nicht mehr nur Objekte staatlicher oder ehrenamtlicher Betreuung, sondern Subjekte zivilgesellschaftlichen Handelns werden können.

Welche Räume brauchen wir, damit sich neue Allianzen bilden können?

Für mich ginge es eher um die Öffnung von schon bestehenden Räumen. Im Sinne der Idee einer allgemeinen sozialen und kulturellen Dienstpflicht könnten die bestehenden öffentlichen Behörden und Organisationen geöffnet werden für bürgerschaftliches Engagement. Das langfristige Ziel wäre ihr demokratischer Umbau. Andere Stellen- und Bewerberprofile könnten ausprobiert werden, wenn zunehmend Künstler_innen, Theoretiker_innen und so weiter in öffentlichen Institutionen beschäftigt würden, um dort andere Arbeits- und Gestaltungsmodelle anzuregen.

Welche Allianzen sind Ihrer Auffassung nach beispielhaft?

Interessante Allianzen und Modelle haben immer wieder existiert. Zum Beispiel wurde ab 1966 in Großbritannien von der *Artist Placement Group* um John Latham (siehe S. 114) erfolgreich ein Modell ausprobiert, in dem Künstler_innen in Behörden des Öffentlichen Dienstes oder auch Unternehmen ‚entsandt‘ wurden.

Welche Frage fehlt Ihnen hier?

Die eigentliche Frage lautet: Wie wollen wir eigentlich leben?

Die Fragen stellte Elisabeth Hartung.

Michael Hirsch, Philosoph und Politikwissenschaftler, lehrt als Privatdozent Politische Theorie und Ideengeschichte sowie Kunstphilosophie und Ästhetik. Als freier Autor befasst er sich mit gesellschaftlichen Fragestellungen in Bezug auf Politik, Kunst und Ökonomie. Die Bücher *Warum wir eine andere Gesellschaft brauchen!* (2013) und *Die Überwindung der Arbeitsgesellschaft: Eine politische Philosophie der Arbeit* (2016) zeigen seine Auseinandersetzung mit unserer heutigen Arbeitswelt und dem Einfluss der Ökonomie auf die Gesellschaft.

ARTIST PLACEMENT GROUP

FÜR EINE ALLIANZ ZWISCHEN KÜNSTLERISCHEM UND ADMINISTRATIVEM HANDELN

In den 1960er-Jahren zielte ein Zusammenschluss von Künstler_innen, die *Artist Placement Group (APG)*, auf neue Allianzen zwischen künstlerischen, sozialen, unternehmerischen und administrativen Kontexten. 1966 vom britischen Konzeptkünstler John Latham und seiner damaligen Frau Barbara Steveni gegründet, initiierte und organisierte die Gruppe sogenannte *Placements*, um Künstler_innen in Regierungs-, Handels- und Industrieorganisationen zu integrieren. Die Idee bestand darin, dass Künstler_innen alternative Sicht- und Denkweisen in die alltägliche Arbeit bringen könnten, wenn ihr Handeln nicht auf Atelier oder Ausstellung beschränkt bliebe. Für ihre Tätigkeiten innerhalb der Abteilungen sollten sie ein den anderen Mitarbeiter_innen entsprechendes Gehalt bekommen.

In diesem Kontext befasste sich John Latham im Verlauf einer dreimonatigen Studie im *Scottish Office*, der für Schottland zuständigen Regierungsabteilung des Vereinigten Königreichs, mit der Entsorgung großer Abraumhalden, sogenannten ‚Bings‘ in der Umgebung von Edinburgh. Die bis zu 95 Meter hohen Berge aus verbrannten und oxidierten Abfällen waren die Überreste der ehemaligen Paraffinproduktion. Lathams Beschäftigung mit den Planungsprozessen und die Einbindung darin stießen ein radikales Umdenken über die Zukunft der riesigen industriellen Abraumspitzen an: Er schlug vor, sie für Touristen zu öffnen und erklärte sie infolgedessen zu Kunstwerken.

Anstatt Ergebnisse zu materialisieren, experimentierte die Gruppe mit offenen und sozialen Prozessen. Die *Artist Placement Group* bewies damit, dass die Allianz zwischen Eigensinn und Autonomie der Kunst mit gesellschaftlichem, administrativem und politischem Handeln neue Perspektiven eröffnet – für beide Seiten. (LvG)





INSTITUTE OF DESIGN RESEARCH VIENNA

„ZUKUNFT
MUSS ERPROBT WERDEN
UND ZUKUNFTSSZENARIEN
GEHÖREN BREIT DISKUTIERT.“



Das *Institute of Design Research Vienna (IDRV)* möchte den Wandel hin zu einer sozial und ökologisch vertretbaren Konsum- und Produktionskultur begleiten, und zwar mit den Mitteln des Designs. Die vom Institut kuratierten Designinterventionen wie Ausstellungen, Performances und Diskussionsveranstaltungen helfen, Zukunftsstrategien zu erproben und sichtbar zu machen. Wichtig ist dem Institut daher ein ‚Design for Change‘, bei dem in Form von partizipativer Recherche und Co-Design Teilhabe und Allianzen mit der Wirtschaft, der Politik und den Bürger_innen entstehen und so ein gemeinschaftlich gestaltetes Umdenken möglich wird.

Können Sie ein Beispiel für eine kuratierte Designintervention nennen, und welche zukunftsfähige Designstrategie lässt sich daraus ableiten?

Ein Beispiel ist unsere Designintervention bei der *Vienna Biennale 2017* in Kooperation mit dem holländischen Kollektiv *Post-Couture*: Entwürfe internationaler Modedesigner_innen werden als digitale Schnittdatei angeboten, um die Stücke lokal im Maker-Shop zu fertigen. Wir haben einen Lasercutter – ein Tool der Maker-Kultur – in einen Shopping-Kontext transferiert und erlebbar gemacht, wie lokale ‚Hightechproduktion‘ nach konkretem Bedarf als Alternative zur schnelllebigen Mode-Industrie genutzt werden kann. Die zukunftsfähige Designstrategie, wenn man so will, ist hier ein Open-Source-Angebot für individualisierbare, lokal produzierte Designobjekte und ein Transfer der benötigten Werkzeuge, des Kontexts: vom Fab Lab in den Mainstream.

Was braucht es, um ein ‚Design for Change‘ zu ermöglichen?

Dazu braucht es informierte Designschaffende, die neben technischen Faktoren, zum Beispiel dem Wissen, wie wir endlich unser Produktionssystem in eine Kreislaufwirtschaft umwandeln können, auch gesellschaftsverändernde soziale Dynamiken und Prozesse anwenden können. Wir haben daher im Institut nicht nur Forschung, sondern auch Lehre etabliert. Diese findet vor allem über ‚Massive Open Online Courses (MOOCs)‘ statt. Die weltweite digitale Vernetzung ermöglicht es, unser Wissen mit Hunderten Designinteressierten zu teilen. Wichtig ist uns allgemein, auch außerhalb der Grenzen der Designwissenschaft, verständlich zu sein. Das *IDRV* betreibt außeruniversitäre Forschung und ist dem Gemeinnutzen verpflichtet.

Was verstehen Sie unter Designforschung?

Das *IDRV* wendet alle Methoden der Designforschung an: Forschen durch Interventionen, Forschung für die Designpraxis sowie designgeschichtliche Forschung. Forschungsgegenstände sind nachhaltiges Design und Design für den Wandel. Unsere Forschung ist politisch und kritisch, wir möchten einen positiven Wandel in Gang setzen.

Welche Kooperation war für das *IDRV* und sein Verständnis besonders wichtig und inspirierend?

Das Projekt *StadtFabrik* ist ein Design-Forschungsprojekt zu den Potenzialen

der Kreativwirtschaft in Wien. Kooperationspartner_innen sind die Stadt Wien (die Wirtschaftsagentur Wien mit ihrem Kreativzentrum *Departure*) und das *MAK – Österreichisches Museum für angewandte Kunst / Gegenwartskunst*. Es geht um neue Strategien im Design. Das Museum können wir als eine weit sichtbare Plattform für die aktuellen Erkenntnisse nutzen und durch Ausstellungen und Diskussionsveranstaltungen das neue Wissen verbreiten. Für die Wirtschaftsförderung entstehen wichtige Impulse für White Papers und zukünftige Förderprogramme.

Worin bestand dabei das Neue und was hat es bewegt?

Wir konnten ein Ausstellungssetting im Museum herstellen, das für Wissenschaft, Innovationspolitik, Gesellschaft, Wirtschaft und Kreativschaffende gleichermaßen einen neuen Ort schafft, um voreingenommen die Zukunft von Gemeingütern und ‚Commoning‘ zu verhandeln. Wir verwenden das Ausstellungsszenario, um beispielsweise durch geführte Rundgänge Daten in einer Kombination aus ‚Thinking Aloud‘ und teilnehmender Beobachtung zu sammeln, die wir später in eine Designtheorie der ‚Creative Commons‘ übersetzen werden, anstatt das Wissen vorher zu generieren und dann in der Ausstellung zu zeigen. Dabei erforschen wir Designpatterns von ‚Creative Commons‘. Wir bleiben aber nicht nur im Museum, sondern gehen mit Designinterventionen, die wir Demonstratoren nennen, in die Stadt, um Theorien in der Praxis zu erproben und die Menschen mit möglichen Zukunftsszenarien in ihrem Alltag zu überraschen. Das ist dann für die museale Praxis eine Herausforderung. Zukunft muss erprobt werden und Zukunftsszenarien gehören breit diskutiert.

Was verstehen Sie denn unter ‚Commoning‘ und ‚Creative Commons‘?

Neben den bekannten materiellen Gemeingütern, wie Grund und Boden, Rohstoffen oder Wasser, gibt es immaterielle ‚Wissens-Commons‘ die als ‚nicht rival‘ gelten und durch steigende Teilhabe wachsen. Bekannte Beispiele sind das freie Onlinelexikon *Wikipedia* oder Open-Source-Betriebssysteme wie *Linux*, die von einer Gemeinschaft von Tausenden betrieben und genutzt werden. In allen Fällen sind soziale Strukturen zur Nutzung dieser Gemeingüter notwendig, meist in Form einer aktiven Gruppe von Menschen, die nach gemeinsam erstellten Regeln den Fortbe-

stand des jeweiligen ‚Commons‘ sichert. Dieses gemeinschaftliche Wirken nennt sich ‚Commoning‘. Uns interessieren in erster Linie Projekte, die entweder mittels der Resource Wissen zum Schutz von natürlichen Gemeingütern beitragen oder in denen Wissen geteilt wird, um gemeinsam kostengünstig zu produzieren. Im Museum konnten wir eine Diskussion auslösen über die Frage, wem das Museum gehört und wer wie Zugriff auf das gesammelte Wissen hat. Ursprünglich war ein Museum ja als Mustersammlung und Inspiration für angewandte Kunst etabliert worden. Nebenbei konnten wir aber auch die kreativwirtschaftliche Förderinstitution dazu bringen, das Thema ‚Commons‘ in ihre Förderstrategieüberlegungen zu integrieren. Warum sollte ein Designprojekt, das öffentliches Geld bekommt, nicht ein ‚Creative Commons‘ sein?

Im Rahmen der *Vienna Biennale 2017* hat das *IDRV* ein *New Design Manifest* verfasst. Wofür braucht es Design-Manifeste?

Manifeste haben einen appellativen Charakter und sind prägnante Setzungen von Ideen und Haltungen. Da wir fest daran glauben, dass es ein ‚Neues Design‘ braucht, haben wir die aus der Biennale-Ausstellung *StadtFabrik: Neue Arbeit*. *Neues Design* generierten Eckpunkte im Manifest zusammengefasst. Es wurde in der Designzeitschrift *form* veröffentlicht und trägt einen historischen Verweis auf das bekannte Design-Manifest *First Things First* in sich, das 1964 von Ken Garland veröffentlicht wurde und ebenfalls kritisch die Praxis von Designschaffenden thematisiert.

Das Manifest postuliert, dass neues Design durch selbst organisierte Zusammenarbeit Gleichgesinnter entstehe, Inklusion und Kollaboration ersetzen dabei den Wettbewerb. Wie entstehen Allianzen mit denjenigen, die vielleicht noch nicht gleichgesinnt sind, sondern erst noch überzeugt werden müssen?

Pilotprojekte sind ein probates Mittel zur Systemänderung. Nur durch Selbsterfahrung entsteht ein Sinneswandel. Erst wenn Menschen die positive Kraft der Kooperation selbst erlebt haben, können sie sich das auch in einem größeren Maßstab vorstellen.

Haben Sie dafür ein Beispiel?

Etwas der Demonstrator *Urban Oasis* von Markus Jeschaunig, ein Gewächshaus für ganzjährige Landwirtschaft in der Stadt, das die warme Abluft von Kühl-

anlagen und Verkehrsinfrastruktur nutzt. Für die Anwohner_innen im 1. Wiener Bezirk hat er nicht nur erfahrbar gemacht, wie auf einer übergeordneten Ebene Stoffkreisläufe in der Stadt geschlossen werden können, sondern ganz konkret, wie durch die kooperative Bewirtschaftung eines kleinen Nutzgartens Selbstversorgung und Gemeinschaftlichkeit in der Stadt möglich sind.

Sie sprechen sich für ein neues Designverständnis aus, das ein erweitertes Aufgabenfeld mit sich führt. Welche neuen Designaufgaben gibt es und mit welcher Form von Arbeit werden Designer_innen in Zukunft vermehrt ihren Lebensunterhalt bestreiten?

Ein Mittel zum Paradigmenwechsel, den auch schon Richard Buckminster Fuller für das Design vor mehr als einem halben Jahrhundert formuliert hat, ist das Denken in Systemen. Designschaffende müssen systemisch agieren. Design muss als Strategie begriffen werden, nicht als Styling. Die ‚Neue Arbeit‘, wie sie der Sozialphilosoph Frithjof Bergmann genannt hat, wird vor allem durch die dezentrale Hightech-Eigenproduktion neue Designstrategien erfordern. Klar fragt man sich, wovon die Designschaffenden leben sollen, wenn sie ihre Ideen, anstatt sie zu verkaufen, über ‚Creative Commons‘ verfügbar machen. Diese Frage ist aber zu kurz gegriffen. Wir müssen eben das gesamte Produktions- und Konsumsystem neu denken. Gemeinschaftlich genutzte Produktionsmittel und offenes Design werden die kreative Arbeit in Zukunft verändern.

Entstehen diese neuen Formen der Kollaboration und Selbstorganisation eher aus der Not heraus, oder implizieren sie eine Art Protesthaltung auf der Suche nach alternativen Systemen, innerhalb derer man eher bereit ist zu agieren?

Oft entstehen sie aus einem individuellen Bedarf oder Anliegen heraus, die vom Markt nicht erfüllt wird. Das ist noch keine Not. Man könnte auch sagen, dass das eine Art kollektive Hilfe zur Selbsthilfe ist. Open Design bietet zumeist auch eine kostengünstige und individualisierbare Alternative zu den auf dem Markt befindlichen Lösungen. Menschen sind bei diesen Projekten sehr motiviert, es gemeinsam zu schaffen. Sie teilen die Ressourcen, bilden eine Gemeinschaft und handeln selbst Regeln für die Nutzung der entstandenen Ergebnisse aus. Das ist eine positive Erfahrung in einer Welt, in der viele Menschen die Erwerbs-

tätigkeit, der sie nachgehen, als nicht besonders sinnstiftend erleben.

Welche Rolle spielen bei diesem neuen Arbeitsverständnis, das auf selbst organisierten Strukturen, offenen Innovationen und offenem Design basiert, die großen, momentan den Markt beherrschenden Unternehmen?

Marktbeherrschende Unternehmen dominieren Angebote. Offene Innovation und offenes Design schaffen Alternativen, die sich dem auf Wachstum und Gewinn basierenden Markt entziehen. Wenn Kreativschaffende strategisch auf ihr Copyright verzichten, dann unterläuft das das bestehende, auf Urheberrecht basierende, aggressive System. Das schafft die Basis für Veränderung und eine Kooperation auf Augenhöhe.

Wie müssten Allianzen mit diesen Unternehmen aussehen, um Wandel zu erzeugen?

Viele der Open-Design-Projekte greifen natürlich auch auf Errungenschaften des Marktes zurück. Das sind beispielsweise einzelne Bauteile und Komponenten oder auch Materialien, die im Kontext des derzeitigen Systems der Gewinnlogik entwickelt wurden. Gleichzeitig nutzen namhafte Unternehmen alternative Projekte als ‚Thinktanks‘ und übernehmen die offenen Innovationen. Künftig braucht es Orte und Projekte, bei denen sich die unterschiedlichen Akteur_innen kooperativ und wertschätzend begegnen können. Neben Bilanzen mit Zahlen braucht es auch eine Art Gemeinwohl-Bilanz in Unternehmen, etwa so wie es der Politikwissenschaftler und Aktivist Christian Felber vorschlägt. Dann verändern sich die Unternehmen von innen heraus und sind Teil des positiven Wandels.

Designer_innen sind bereit, ihre Prozesse zu öffnen und zu demokratisieren. Aber wie gelangen Teilhabe und Mitgestaltung in die Gesellschaft?

Von dem österreichisch-amerikanischen Designkritiker Victor Papanek stammt die Formulierung, dass wir alle Designer_innen sind. Heute haben wir den viel strapazierten Begriff des Co-Designs. Kreativität ist allen Menschen gegeben, egal ob sie eine Designausbildung mitbringen oder nicht. Design hilft, diese Kreativität sichtbar und wirksam zu machen. Eine enorme Kraft entfalten kollaborative Projekte, bei denen es um Lösungen geht, die wir wirklich zum Leben brauchen. Solche Projekte haben eine ungeheure Eindynamik und versammeln viele unterschiedliche Talente.

Pilotprojekte sind ein probates Mittel zur Systemänderung. Nur durch Selbsterfahrung entsteht ein Sinneswandel.

Kreativität spielt eine zentrale Rolle, wenn man etwas verändern möchte. Was aber, wenn die meisten sich nicht als kreativ empfinden beziehungsweise unser bestehendes System Kreativität nicht nur nicht fördert, sondern regelrecht unterbindet, zum Beispiel in der Schule?

Kinder sind sicher der Schlüssel für eine positive Zukunft. Wir haben ihnen unseren kuratorischen Text zur ‚Utopie des Neuen Designs‘ gewidmet und ihn auch so geschrieben, dass sie ihn gut verstehen können. In der Ausstellung sieht man ein Video, in dem unsere Kinder den Text vorlesen. Das Video ist sehr berührend und macht zugleich Mut. Ich bin sicher, diese Generation schafft die Wende besser. Vielleicht gehört Transformationsdesign, als das Design des Wandels in eine ökologisch und sozial zukunftsfähige Gesellschaft, in den Unterricht aller Schulstufen – das wäre ein Fach, das alle anderen Fächer integriert.

Wie könnten Kooperationen mit Kindern aussehen?

Im Rahmen eines Forschungsprojekts haben wir unter dem Titel *Wie leben?* (siehe S. 120) gemeinsam mit Schüler_innen im Alter von 13 bis 17 Jahren in einem Co-Design-Prozess Alternativen für ihren konkreten Alltag entwickelt. Neben der Forschung zum Ablauf von partizipativen Designprozessen ging es um die Erfahrung von Selbstwirksamkeit.

Nach dem ‚Do-it-Yourself‘ kommt jetzt das ‚Do-it-Together‘. Aber was ist mit denen, die Dinge weder allein noch zusammen machen wollen, sondern Leistungen kaufen möchten – weil sie sich nicht kreativ genug finden oder einfach keine Zeit haben?

Das ist eine Perspektive, die aus der heute dominierenden Form von Erwerbsarbeit und dem nur dadurch ermöglichten Konsum resultiert. Die ‚Neue Arbeit‘ besteht ja aus einem Teil Erwerbsarbeit, einem Teil Selbstproduktion und einem Teil, bei dem wir das tun, was wir wirklich wirklich tun wollen. Arbeit gehört anders verteilt. Durch die Automatisierung wird sowieso weniger Erwerbsarbeit übrig bleiben. In der ‚Neuen Arbeit‘ haben wir genug Zeit für die Dinge, die wir tun möchten. Und alle können einer sinnvollen und erfüllenden Arbeit nachgehen.

Was verstehen Sie unter einem emanzipierten Konsumverhalten? Mit welchen Mitteln erreicht man das?

Die Voraussetzung für ein emanzipiertes Konsumverhalten ist ein aufgeklär-

tes Konsumverhalten. Dies kann beispielsweise durch ein Feedback-System erreicht werden, das umweltzerstörerisches Verhalten sichtbar macht. Ökosteuern oder ein persönliches CO₂-Footprint-Konto könnten entsprechende Werkzeuge dafür sein. Wir müssen verstehen, welche Auswirkungen unser Konsum hat, nicht nur auf unser Leben, sondern auch auf das Leben anderer. Wir müssen aufhören, Umweltkosten und Lohnarbeitskosten zu exportieren, vor allem in die armen Regionen der Welt. Durch lokale Hightech-Eigenproduktion sind wir nicht nur mehr Konsumenten, sondern bestimmen das Ausmaß unserer Einbindung in den Produktionsprozess selbst. Daten, Bausätze oder das fertige Produkt sind neue Konsumszenarien für ein und denselben Bedarf. Diese Selbstermächtigung emanzipiert uns von der entfremdeten Produktionsarbeit, die zunehmend auch noch von Robotern geleistet werden wird. So ein Szenario würde ich dann als emanzipiertes Konsumverhalten definieren. Design kann eine zentrale Rolle in diesem Veränderungsprozess spielen, denn durch Design lassen sich Menschen für neue Ideen, Technologien und Lebensstile begeistern.

Was wünschen Sie sich für die Welt in 20 Jahren?

Wir wünschen uns eine solidarische Weltbevölkerung mit vielen unterschiedlichen, aber weltverträglichen Lebensstilen. Eine komplexe, vielfältige und somit resiliente Weltkultur.

Welche Allianzen müssten heute geschlossen werden, damit das erreicht werden kann?

Kooperation statt Konkurrenz wäre die Formel, auch im Weltmaßstab. Die Gemeinwohlinteressen müssen über die individuellen oder nationalen Interessen gestellt werden!

Die Fragen stellte Sarah Dorkenwald.

Das *Institute of Design Research Vienna (IDRV)* leistet als gemeinnütziger Verein einen unabhängigen akademischen Beitrag zur sich etablierenden Designwissenschaft. Das außeruniversitäre Institut erarbeitet seit seiner Gründung 2008 disziplinäre und interdisziplinäre Strategien zur Wissensproduktion und -vermittlung mit Schwerpunkten im Bereich des ‚Sustainable Design‘ sowie der Designgeschichtsforschung. Dazu entwickelt das IDRV eigene Forschungs- und Ausstellungsformate wie die *StadtFabrik*, das unter anderem die *Demonstratoren im Stadtraum* sowie die Ausstellung *Neue Arbeit. Neues Design* hervorgebracht hat. Das Team besteht aus Harald Gründl, Ulrike Haele, Martina Fineder und Viktoria Heinrich.

WIE LEBEN?

ÜBER ZUKÜNFTIGE LEBENSSTILE

Der globale Fußabdruck verrät, dass wir bereits heute die Kapazität von eineinhalb Erden verbrauchen. Damit ist unsere aktuelle Lebensweise eigentlich nicht mehr zukunftsfähig. Unser engagiertes Ziel sollte es daher sein, den CO₂-Fußabdruck bis zum Jahr 2050 um 80 Prozent zu senken. Möglich werden kann das durch die Kombination technischer Innovationen und das Ändern unseres Verhaltens. Doch wie können zukunftsfähige Lebensstile aussehen, wie die Akzeptanz dafür gesteigert werden?

Vor dem Hintergrund dieser Fragen führte das *Institute of Design Research Vienna (IDRV, siehe S. 116)* zusammen mit Schüler_innen des Gymnasiums *AHS Rahlgasse* und des *Evangelischen Gymnasium Donaustadt* ein gemeinsames Forschungsprojekt durch. Einem erweiterten Designbegriff verpflichtet, der auf Improvisation setzt und neue Möglichkeiten aufzeigt, wurden die Lebensgewohnheiten der Schüler_innen zur Grundlage eines vielschichtigen Vorgehens. Auf Basis ihres Alltagslebens entwickelten die Schüler_innen in einer ersten Phase ein Szenario, das stellvertretend für die Woche eines Wiener Jugendlichen und seiner Familie stehen kann. Diesem folgte ein komplexer partizipativer Designprozess, in dem die jungen Forscher_innen zusammen mit den Wissenschaftler_innen des *IDRV* visuelle Mappings arrangierten, diese auswerteten, um schließlich in enger Zusammenarbeit mit externen Designer_innen Produkte, Serviceangebote und Initiativen zu entwickeln, die bei der Verbesserung der Lebensweise hinsichtlich ihrer Zukunftsfähigkeit helfen sollen. Ziel war ein Bottom-up-Konzept, das beispielhaft für einen jeweiligen Kernaspekt zum Wandel in eine nachhaltige Zukunft gesehen werden kann. ‚Was ist‘ wurde in ‚Was kann sein‘ transformiert. Selbstdenken und Selbstermächtigung waren dabei die begleitende Grundlage für die Jugendlichen.

Für das *IDRV*, das 2008 als außeruniversitärer Forschungsverein gegründet wurde, ist das Projekt die konsequente Fortsetzung seiner Beschäftigung mit dem Themenbereich ‚Design for Sustainability‘ der vergangenen Jahre. Für die Schüler_innen stand am Ende die Erkenntnis, dass sie selbst Einfluss nehmen können auf ökologisch und sozial relevante Aspekte des Lebens. „Kleine Zahnräder“, so eine Teilnehmerin, „können ganze Lawinen zum Rollen bringen. Bereits die kleinen Dinge, auf die wir aufmerksam gemacht haben, können auf unserem Planeten etwas bewirken.“ (SD)



ALEXANDER KOCH

„BÜRGER_INNEN
SCHAFFEN GEMEINSAM
MIT KÜNSTLER_INNEN
NEUE GEMEINGÜTER.“

Ein solidarisches Gemeinwesen aus freien Individuen zu bilden ist für den Kurator und Galeristen Alexander Koch strategisches wie politisches Ziel und zugleich eine der größten Herausforderungen unserer Gegenwart. Der Kunst kann dabei eine wichtige Rolle zukommen, wenn es ihr gelingt, Brücken zwischen sozialer Realität und ästhetischer Praxis zu bauen. Das Programm *Neue Auftraggeber* (siehe S. 126) praktiziert das par excellence, indem es Anliegen der Zivilgesellschaft vor Ort ernst nimmt und Partnerschaften mit Künstler_innen herstellt, die im Dialog auf Augenhöhe den Anliegen Form und Stimme geben.

Wenn wir von neuen Allianzen sprechen, welche Aspekte sind da bei den Neuen Auftraggebern besonders wichtig?

Kooperationen zwischen Bürger_innen und zeitgenössischen Künstler_innen sind noch immer eine Seltenheit. Und noch seltener begegnen sich beide auf Augenhöhe. In unserem Programm sind Bürger_innen – als Auftraggeber_innen – die Initiator_innen von ambitionierten Kunstprojekten und spielen dabei eine aktive Hauptrolle vom Anfang bis zum Ende. Wenn Sie sich die einzelnen Projekte genauer anschauen, sehen Sie, dass verschiedene Akteur_innen aus der Zivilgesellschaft involviert sind: Menschen jeglicher Herkunft, Vereine, Bürgermeister_innen und Landrät_innen, unterstützende Unternehmen und Stiftungen, Journalist_innen und Forscher_innen, aber eben auch Künstler_innen aller Sparten, die Aufträge aus der Bevölkerung entgegennehmen und mit den Menschen zusammenarbeiten, oft über längere Zeiträume.

Allianzen werden immer für strategische Ziele geschlossen. Für welches Ziel sind neue Allianzen zwischen Künstler_innen und Bürger_innen besonders vielversprechend?

In einer demokratischen Gesellschaft ist es von großem Wert, wenn Künstler_innen und Bürger_innen nicht in verschiedenen oder sogar getrennten Welten agieren und grundverschiedene Sprachen zu sprechen glauben, sondern die Gelegenheit bekommen, gemeinsame Interessen und Ziele wahrzunehmen und zu realisieren. Lange Zeit war es wichtig, dass Künstler_innen in der Moderne für die Unabhängigkeit des Individuums kämpften und aufzeigten, was es heißt, sich von den Mächten zu emanzipieren, die uns sagen, wer wir zu sein und was wir zu tun und zu denken haben. Aber dieses Projekt hat heute an Bedeutung eingebüßt. Denn die größere Herausforderung ist nun, zu verstehen, wie (relativ) frei gewordene Individuen ein solidarisches Gemeinwesen bilden können. Wie sie gemeinsam an etwas arbeiten können, dass sie nicht vereinzelt, sondern verbindet. Ich halte das für ein entscheidendes strategisches und politisches Ziel der Zukunft. Und hier sehe ich die *Neuen Auftraggeber* eine Rolle übernehmen.

Die Neuen Auftraggeber sind der deutsche Ableger des Programms Nouveaux Commanditaires, das in Frankreich seit 1992 bereits über 350

Projekte realisiert hat. Welches Projekt hat Sie dabei besonders beeindruckt, da sich hier dauerhaft neue Allianzen gegründet haben?

Es sind europaweit mittlerweile über 500 Projekte. Neue Allianzen entstanden dabei in sehr vielen der Projekte, besonders beeindruckt haben mich unter anderem die Ereignisse in der brandenburgischen Kleinstadt Pritzwalk, deren Stadtkern von Leerstand befallen und von Perspektivverlust bedroht war (vgl. S. 126). Der Auftrag einiger Pritzwalker_innen war es, diese Bedrohung abzuwenden und neue Wege für das städtische Leben zu gehen. Der Mediator Gerrit Gohlke und das Künstlerduo Clegg & Guttmann luden dann die Einwohner_innen dazu ein, ein Selbstporträt ihrer Stadt zu entwerfen, die entweder verzweifelt leer oder hoffnungsvoll gefüllt sein könnte. 6.000 Haushalte wurden angeschrieben, Vorschläge für Kulturprojekte in der Innenstadt einzureichen, die dann umgesetzt würden. Über 60 Ideen gingen ein, und tatsächlich füllten sich leer stehende Ladenlokale mit Projekten und interessierten Menschen, die schließlich sogar aus eigenem Antrieb einen Kunstverein gründeten, der heute über 70 Mitglieder hat und regelmäßig Ausstellungen und Veranstaltungen in der Innenstadt organisiert. Es war sehr unwahrscheinlich, dass das passieren würde. Aber die große Sorgfalt, vor allem des Mediators, mobilisierte im Laufe der Zeit eine bis dahin nur latente Energie – und den Rest haben die Bürger_innen dann selbst gemeinsam auf die Beine gestellt. Auch der Bürgermeister war nach anfänglichen Bedenken am Ende mit im Boot. Es gibt eine Reihe ähnlicher Projektbeispiele.

Sie sind dabei, das Programm in Deutschland zu etablieren, sind aber auch in Afrika damit unterwegs. Was können die unterschiedlichen Gebiete voneinander lernen hinsichtlich Kooperationen und Allianzen?

Sehr, sehr viel. Die Situationen in Kamerun und Nigeria scheinen ganz verschiedenen von denen in Vorpommern oder in Teilen des Ruhrgebiets. Das sind sie natürlich auch – und dann wieder nicht. Wie kommen Menschen dazu, sich zu engagieren und ihr Schicksal in die eigene Hand zu nehmen, wenn sie mit der Erfahrung leben, gesellschaftlich abgehängt zu sein, keine Stimme zu haben, keine Ressourcen und keine Perspektive? Was tun sie, wenn sich niemand zuständig fühlt, die schwierige Transformation in einer Region verantwortlich und nachhaltig anzugehen? Wie können Menschen ihrer

eigenen Kultur eine Form geben, wenn sie selbst nicht über die geeigneten Mittel verfügen? Und welche sozialen und auch finanziellen Kräfte können sie hier wie da mobilisieren, um auf diese Fragen Antworten zu finden? Ich selbst habe in Afrika – aber auch in Indien, dem Libanon, Island und anderen Ländern außerhalb westlicher Zentren – mehr gelernt als irgendwo sonst, um heute auch in Deutschland das Programm der *Neuen Auftraggeber* strukturell voranzubringen.

Welche geografischen Unterschiede spielen für das Programm Ihrer Meinung nach entscheidende Rollen?

Wichtiger sind mir die Gemeinsamkeiten. Alle Initiativen der *Neuen Auftraggeber* werden von lokalen Akteur_innen getragen und inhaltlich gefüllt. Dabei teilen sie – bei aller geografischen, kulturellen und sozialen Verschiedenheit der Herausforderungen und Mentalitäten – die gleiche Methode und Ethik einer Kollaboration, die Bürger_innen und Künstler_innen in dem Bestreben zusammenführt, neue Formen zu finden und neue Wege zu gehen, um gesellschaftlichen Herausforderungen zu begegnen, gleich welche sie im Einzelnen seien.

Sie sprachen davon, dass wir eine andere Ökonomie der Kunst brauchen. Können Sie uns beschreiben, was Sie damit meinen?

Es gibt verschiedene Ökonomien der Kunst. Neben dem internationalen Kunstmarkt gibt es die Kunst am Bau, die Ökonomie der Stipendien und der Förderinstitutionen, den akademischen Betrieb und andere. Wir sind es im Kapitalismus gewöhnt, ein Angebot an den Markt zu bringen und dann zu hoffen, dass es eine Nachfrage gibt. Bei den *Neuen Auftraggebern* läuft es umgekehrt: Wir gehen von dem Bedarf aus, von der Nachfrage auf Seiten der Bürger_innen (gleich Auftraggeber_innen), um dann gemeinsam herauszufinden, welche Werkform und welche Künstler_innenpersönlichkeit am besten auf die gegebene Situation und Aufgabenstellung passen würden. Zudem spielt sich die Ökonomie unserer Projekte insofern außerhalb des Kunstmarkts ab, als viele der künstlerischen Werke auf dem Markt wesentlich teurer wären als die Produktion unserer Projekte, einschließlich der Künstler_innenhonorare. Das heißt, ein Projekt von Jessica Stockholder, John Armleder, Rémy Zaugg oder Candice Breitz gehorcht hier nicht dem Preisniveau des Kunstmarkts sondern entsteht innerhalb einer realistischen Ökonomie von Auf-

wand, Commitment und tatsächlichen Produktionskosten. Die Werke sind öffentliche Güter und bleiben dem Kunstmarkt auch dauerhaft unzugänglich.

Wird sich dadurch die gesellschaftliche Relevanz von Kunst steigern lassen?

Gewiss. Sofern es einen Bedarf in der Gesellschaft gibt, auf den die Kunst antwortet – und das ist das Prinzip der *Neuen Auftraggeber* –, ist die Relevanz mindestens für die Bürger_innen/Auftraggeber_innen offensichtlich gegeben, sonst würden sie die Anstrengungen, die jedes Projekt ja auch bedeutet, nicht auf sich nehmen. Und generell denke ich, dass die Wahrnehmung von Bedürfnissen, Konflikten und Initiativen seitens der Bürger_innen uns, den Akteur_innen der Kunstwelt, die Chance gibt, nicht allein innerhalb unserer Welt von Werten und Kriterien zu leben und zu arbeiten, sondern aus dem Kontakt mit sozialen Realitäten die Relevanz unseres möglichen Beitrags zu prüfen – und unsere Praxis gegebenenfalls verantwortlich anzupassen.

Inwieweit sind Künstler_innen überhaupt gute Partner_innen, wenn es gilt, konkrete Probleme oder Anliegen in sogenannten strukturschwachen Regionen zu lösen?

Kunst löst niemals Probleme, das wäre ein Missverständnis. Kunst gibt uns aber oftmals die Gelegenheit, ein Problem wirklich anzufassen, es besser zu begreifen und auf den Tisch zu bringen, in die Öffentlichkeit zu tragen. Künstler_innen können ausgezeichnete Partner_innen sein, wenn es darum geht, mehr Bewusstsein und Sichtbarkeit in eine schwierige Gemengelage zu bringen und dabei auch in Richtungen zu denken, die unter rein pragmatischen Erwägungen nicht so einfach denkbar sind. In Frankreich haben die *Neuen Auftraggeber* in zahlreichen Projekten in strukturschwachen Regionen Bürger_innen und Künstler_innen mobilisieren können, um Initiativen zu ergreifen, die man an diesen Orten kaum für möglich gehalten hätte. Das löst keine Strukturprobleme. Aber es stiftet Engagement, öffnet Horizonte und hat vielfach auch gezeigt, dass man sehr wohl eine Menge tun kann, das von Bedeutung ist.

Welche Allianz oder welche Kooperation, auch außerhalb der *Neuen Auftraggeber* hat Sie durch ihren innovativen Charakter besonders beeindruckt?

Außerhalb und an den Rändern der Kunstwelt finden nach meiner Wahrnehmung

Außerhalb und an den Rändern der Kunstwelt finden nach meiner Wahrnehmung die sozial innovativeren Projekte statt. Wir tun gut daran, dort anzuschließen.



die sozial innovativeren Projekte statt. Wir tun gut daran, dort anzuschließen.

Welche Möglichkeiten eröffnen sich Ihrer Meinung gerade in der sogenannten Provinz für die Kunst und die gestaltenden Disziplinen?

Der Bedarf an sozialer und kultureller Gestaltung ist außerhalb der größeren Zentren besonders groß, und die Wirkung einzelner Projekte kann hier besonders spürbar sein. Je weiter wir aus der Mitte der etablierten urbanen Strukturen herausgehen, umso mehr zeigt sich die Dringlichkeit des Handelns, auch des künstlerischen Handelns. Das ist eine Chance für die Kunst.

In den Städten dominiert der Konsum, und die öffentlichen Räume gähnen vor Leere. Wie können Räume geschaffen werden, in denen Demokratie und Teilhabe erfahren und gelebt werden können?

Da wäre ich nicht zu optimistisch. Die neoliberale Auflösung öffentlichen Raums hat sich tief in städtische Strukturen eingeschrieben, die noch lange bestehen werden. Es sind weniger die physischen als vielmehr die sozialen und mentalen Räume, in denen neue Formen von Gemeinschaft – oft temporär – entstehen. Sicher braucht eine öffentliche Kultur auch physische Orte, aber eine Umgestaltung des Marktplatzes wird da weniger bringen als neue Anlässe, sich mit anderen zu solidarisieren und dann geeignete, bewegliche Formen und Orte zu finden oder herzustellen.

Wie kann das Programm auch Menschen erreichen, die nicht zum Bildungsbürgertum gehören, sich an der Gestaltung ihres Umfelds zu beteiligen und sich zu engagieren?

Sehr viele Menschen in unseren Projekten gehören nicht zum Bildungsbürgertum. Nicht weil wir das so planen. Aber vermutlich deshalb, weil der Bedarf nach Aktion und Repräsentation gerade da besonders hoch ist, wo die Menschen eben nicht so zufrieden sind und sich in der Mitte der Gesellschaft zu Hause und anerkannt fühlen. Dringlichkeiten haben eben ihren Ort seltener im Speckgürtel der Gesellschaft als in den mageren Regionen – und übrigens gingen ja auch die modernen Avantgarden nicht aus der saturierten Mitte hervor, sondern aus den Randzonen anerkannter Normen, Werte und Lebensentwürfe.

Welche Rolle spielen die Mediator_innen, die Vermittlungspersonen?

Sie sind methodisch gesehen die Schlüsselfiguren unseres Programms. Sie bringen kuratorische Erfahrungen mit, wissen also, wie man ambitionierte Kunstprojekte plant, produziert und medial vermittelt, aber sie verfügen darüber hinaus auch über die Passion und auch die Geduld, anderen Menschen zuzuhören und die eigenen Kompetenzen in den Dienst von Interessen anderer – und des Gemeinwesens – zu stellen. In meiner eigenen Arbeit als Mediator etwa erarbeite ich mit den Auftraggeber_innen die Kriterien für die Künstler_innenauswahl und für die Entscheidung für eine bestimmte Werkform. Diese Kriterien sind nicht deckungsgleich mit denjenigen, aufgrund derer ich bestimmte Werke für eine kuratierte Ausstellung auswähle. Und gerade das macht die Mediatorenrolle für mich so interessant, ich muss immer wieder umdenken, lernen und neue Arten von Entscheidungen innerhalb wechselnder Konstellationen treffen.

Welche Partner_innen brauchen die Neuen Auftraggeber noch, um ihr Potenzial noch weiter zu entfalten?

Wir suchen die Partnerschaft mit der Zivilgesellschaft ebenso wie mit Kunstinstitutionen und der Politik. Der Bedarf an Projekten – und das darin mögliche künstlerische wie soziale Potenzial – ist weit größer, als die derzeit vorhandenen Ressourcen. Aus Frankreich, wo momentan 20 Mediator_innen und Mitarbeiter_innen aktiv sind, berichten die Kolleg_innen, dass sie weit mehr Anfragen aus der Bevölkerung erhalten, als sie bearbeiten können. In Deutschland sehe ich unser größtes Potenzial einerseits in der Kooperation mit bestehenden Strukturen wie Museen, Kunstvereinen und Programmen der Kunst im öffentlichen Raum, die das Verfahren der Neuen Auftraggeber in ihre Arbeit integrieren, um aktiver in die Gesellschaft hineinzuwirken, und andererseits in der europäischen Dimension des Programms.

Ist die strukturelle Reform der Kulturpolitik ein Anliegen der Bewegung?

Die *Neuen Auftraggeber* haben über die Jahre eine europäische Kulturpolitik von unten aufgebaut, ein Netzwerk aus Akteur_innen in zehn Ländern und mit Tausenden von Bürger_innen als Auftraggeber_innen. Diese Bewegung setzt sich fort, auch in immer neuen Formen von Partnerschaft. Nach mehr als 25 Jahren Erprobungsphase werden die *Neuen Auftraggeber* nun allmählich zu einer festen Größe in immer mehr Regionen und Gesellschaften. In Deutschland unter-

stützt uns die *Kulturstiftung des Bundes* derzeit in einer fünfjährigen Pilotphase, während der wir Strukturen aufbauen, die unser Programm hierzulande langfristig konsolidieren sollen. Dass dieser Strukturwandel noch viele Jahre brauchen wird, bis er deutlicher spürbar ist, das ist normal. Wie tief und wie weit dieser Wandel am Ende reichen wird, das werden wir sehen. Im Moment bin ich aber optimistisch, zumal die politische Dringlichkeit einer kulturellen Demokratieanstrengung auf der Hand liegt und die *Neuen Auftraggeber* hier einen praktischen Vorschlag parat haben.

Verwirklicht sich hier nun, dass Kunst ein ganz entscheidender Teil der Demokratie ist?

Es ist ein kulturpolitisches Novum, dass Menschen aus allen Teilen der Gesellschaft die Nachfolge privater und öffentlicher Patrone antreten und die Entstehung zeitgenössischer Kultur zu ihrer eigenen Sache machen. Der Soziologe und Philosoph Bruno Latour sieht darin ein neues Kapitel der Kunst- und Sozialgeschichte, weil die Bevölkerung selbst zum Urheber ihrer eigenen demokratischen Kulturproduktion wird. Bürger_innen schaffen gleichberechtigt mit Künstler_innen neue Gemeingüter. Ihr Recht auf kulturelle Teilhabe wird vom Kopf auf die Füße gestellt. Kunst wird von ihnen nicht länger als Angebot konsumiert, sondern aktiv nachgefragt und eingefordert. Aus Gründen, die sie selber am besten verstehen.

Die Fragen stellte Elisabeth Hartung.

Alexander Koch ist Kurator, Galerist, Autor, Lehrender und Kulturvermittler. Er konzentriert sich in seiner Arbeit auf ökonomische und institutionelle Transformationen der Kunstwelt. 2008 war er Mitgründer der Berliner Galerie *KOW*, die internationale Künstler_innen mit sozialen Anliegen wie Hito Steyerl, Chito Delat, Tobias Zielony oder Candice Breitz vertritt. 2008 war Koch Mitinitiator des Programms *Neue Auftraggeber* bzw. *New Patrons* in Deutschland und ist heute dessen Direktor. Darüber hinaus hat er Neue-Auftraggeber-Initiativen in Afrika und Indien auf den Weg gebracht.

Es ist ein kulturpolitisches Novum, dass Menschen aus allen Teilen der Gesellschaft die Nachfolge privater und öffentlicher Patrone antreten und die Entstehung zeitgenössischer Kultur zu ihrer eigenen Sache machen.

NEUE AUFTRAGGEBER

NEUE ALLIANZEN

ZWISCHEN KUNST UND

BÜRGERSCHAFT IN

NEUBRANDENBURG UND KAMERUM

Wie können Menschen ihrer eigenen Kultur eine Form geben, wenn sie selbst nicht über die Mittel verfügen? Und wer soll entscheiden, wie Kunst im öffentlichen Raum aussieht? Überzeugende Antworten geben die *Nouveaux Commanditaires* oder *Neue Auftraggeber* in Deutschland seit Anfang der 1990er-Jahre: Bürger_innen selbst werden zu Auftraggeber_innen für Kunstprojekte. Ausgangspunkt ist ein dringendes, öffentlich relevantes lokales Anliegen.

Für Alexander Koch (siehe S. 121), Vorsitzender der *Neuen Auftraggeber* in Deutschland, geben die Ziele des Vereins Antworten auf viele Fragen: nach bürgerlicher Teilhabe ebenso wie nach der Rolle von Kunst in der Gesellschaft. In Pritzwalk, einer von Leerstand gekennzeichneten Kleinstadt im Nordwesten Brandenburgs, wurde das Projekt *Sieben Künste von Pritzwalk* als Auftrag einer Gemeinde realisiert, in der es dringenden Bedarf nach Interventionen im verfallenden Stadtkern gab. Das Künstlerduo *Clegg & Guttmann*, ins Spiel gebracht vom lokalen Mittelsmann Gerrit Gohlke, begegneten der Herausforderung, möglichst viele und unterschiedliche Pritzwalker Bürger_innen teilhaben zu lassen, mit der Idee eines Selbstporträts im erweiterten Sinn: Alle Haushalte des Ortes waren persönlich aufgerufen, etwas für die leer stehenden Häuser vorzuschlagen. Hätte niemand mitgewirkt, wäre auch dieses ‚leere Bild‘ ein Porträt der Stadt gewesen. Die Befürchtung war unbegründet – über 70 Vorschläge gingen ein, umgesetzt wurden unter anderem Ausstellungen, ein Rap-Workshop, eine Bauchtanz-Soiree, die Einrichtung einer Kinder- und Jugendbibliothek sowie die Produktion einer Filmdokumentation. Spürbar sind die positiven Nachwirkungen der *Sieben Künste von Pritzwalk* bis heute: Aus dem Kreis der Projektteilnehmer_innen gründete sich ein kleiner, aber stetig wachsender Kunstverein, der zum Mieter eines leer stehenden Ladenlokals geworden ist – ein Modell für mögliche künftige Nutzungskonzepte in der Pritzwalker Innenstadt.

Auch Tausende Kilometer von Pritzwalk entfernt ist das Prinzip für solche Allianzen dasselbe: Initiative aus der Bevölkerung, Vermittlung durch lokale Mediator_innen, autarker Dialog und Prozess zwischen Künstler_innen und Bürger_innen, kooperative Mitgestaltung an der lokalen Kultur. Für das Projekt *Remodeling of Bifolone* in Kamerun lautete der Auftrag der Einwohner_innen, die einem sesshaft gewordenen Nomadenstamm angehören: Transformation der Gemeinschaft im 21. Jahrhundert, selbstbestimmt gestaltet unter Wahrung des eigenen Wissens und Könnens. In Kooperation mit dem *Goethe-Institut* in Yaoundé entstanden in Bifolone Orte, die die Kenntnisse und Geschichte der Bewohner_innen zugänglich und sichtbar machen. Darunter ein botanischer Garten, der das Wissen über den Regenwald erstmals fest verortet, ein Museum, das handgefertigte Objekte zeigt sowie eine Bühne für die traditionellen Gesänge der Pygmäen. (LL)



RICHARD SENNETT

ÜBER DAS, WAS UNSERE GESELLSCHAFT ZUSAMMENHÄLT

„Kooperation ist kein hermetisches Objekt,
das nicht repariert werden kann, wenn es
beschädigt worden ist.“¹

In seinem Buch *Zusammenarbeit* zeichnet Richard Sennett ein Bild unserer heutigen Gesellschaft, das beunruhigt: Die soziale Ungleichheit wird größer. Die Konkurrenz wächst. Weil Teams nicht länger als ein halbes Jahr bestehen bleiben und ein häufiger Arbeitsplatzwechsel zur Regel wird, geht der Zusammenhalt am Arbeitsplatz verloren. Man starrt allein auf sein Handy und kommuniziert mit seiner Community im Netz. Ersetzen virtuelle Gruppen bald die reale Gemeinschaft?

Wir verlieren, so Sennett, unsere Fähigkeiten zur Zusammenarbeit, die wir bräuchten, um eine komplexe Gesellschaft zu gestalten.² Er fordert eine Form der Kooperation, „die versucht, Menschen zusammenzubringen, die unterschiedliche oder gar gegensätzliche Interessen verfolgen [...]“.³ So sollten zum Beispiel Musiker_innen und Wirtschaftler_innen zusammengespannt werden oder etwa Künstler_innen und Naturwissenschaftler_innen. Komplexe Ziele können nur erreicht werden, wenn die Beteiligten miteinander kommunizieren. Dabei ist das aufmerksame Zuhören und Beobachten kleinster Gesten mindestens so wichtig wie die präzise Darstellung der eigenen Perspektive. Wie das gelingt, könne man, so der Soziologe, beim Betrachten einer Werkstatt lernen. In der (Zusammen-)Arbeit von Handwerker_innen zeigt sich unter anderem das „soziale Dreieck“, das aus „verdienter Autorität, wechselseitigem Respekt und Kooperation während einer Krise“⁴ besteht. Soziale Rollen müssen, genauso wie der Umgang mit einem Hammer oder einem Skalpell, eingeübt, eingewöhnt und verfeinert werden. Aber nicht nur das Herstellen, sondern auch das Reparieren ist für Sennett ein zentrales Bild für gesellschaftliches Miteinander. Unsere Fähigkeit zur Kooperation ist, wie etwa ein altes Gebäude, beschädigt und muss wiederhergestellt werden. Der Prozess der Reparatur ist ein Bild für den Dialog: Er erfordert Geschick, verbindet Altes mit Neuem und gelingt nur durch das Einlassen auf Brüche. (MS)



1
Richard, Sennett: *Zusammenarbeit. Was unsere Gesellschaft zusammenhält*. Deutscher Taschenbuch Verlag, 2015, S. 22

2
Ebd. S. 18

3
Ebd. S. 201 f.

4
Ebd. S. 17



PHILIPPE NARVAL

„WENN WIR STÄRKER
IN SYNERGIEN,
IN KOOPERATIONEN
UND IN ALLIANZEN DENKEN,
KÖNNEN WIR
NEUE WEGE GEHEN.“

Wenn es um gesellschaftliche Veränderungen geht, glaubt Philippe Narval entschieden an die Kraft des Dialogs. Bürger_innen und Verantwortungsträger_innen sollten verstärkt aufeinander zugehen und die Zukunft aktiv in die Hand nehmen. Um den Austausch zu fördern, schlägt er verpflichtende Sabbaticals und Sozialdienste vor, die der Gesellschaft insofern guttäten, da sie Werte wie Integrität, Empathie und Wertschätzung stärken würden. Seit 2012 leitet Narval das *Europäische Forum Alpbach*, bei dem sich Expert_innen unterschiedlichster Disziplinen mit gesellschaftsrelevanten Fragestellungen beschäftigen. Anhand von Mut machenden Beispielen setzt die Plattform Impulse für eine zukunftsfähige, demokratische Gesellschaft.

Was assoziieren Sie mit dem Begriff ‚Allianzen‘, was mit dem Begriff ‚Kooperation‘?

Sowohl Allianzen als auch Kooperationen bedingen eine Geisteshaltung, die eine Offenheit mit sich bringt, eine Art Neugierde auf etwas Neues. Eine Bereitschaft, die eigenen Bilder, mit denen man in Dialoge und Auseinandersetzungen geht, einmal anders zu sehen und andere mitgestalten zu lassen.

Wie steht es aktuell um diese Bereitschaft?

Wir leben in einem Zeitalter, das in den letzten Dekaden sehr stark auf Unterschiede, Differenzierungen und Konkurrenz geschaut hat. Es ist uns immer schwerer gefallen, in progressive, positive und fruchtbringende Allianzen zu treten. Wir sind viel weniger kompromissbereit. Solange Geld und andere Ressourcen zur Verfügung stehen, kann ich verschwenderisch einfach mein Ding machen. Auf vielen gesellschaftlichen Ebenen, und auch grundsätzlich auf unserem Planeten, zeichnet sich jedoch ab, dass die Ressourcen knapp werden. Das beginnt mit der scheinbaren Verknappung der Zeit bis hin zu ökologischen Ressourcen und schließt auch Finanzen mit ein. Negativ betrachtet steht uns ein immer härterer Konkurrenzkampf bevor. Dann werden wir uns als Menschen auf diesem Planeten jedoch nicht mehr lange wiederfinden. Es sei denn wir denken jetzt um und stellen uns die Frage, wie wir die Essenz dessen, was wir besonders am Leben erachten, mit weniger Verbrauch erhalten, vielleicht auch mit weniger Aufwand. Wenn wir stärker in Synergien, in Kooperationen und in Allianzen denken, können wir neue Wege gehen.

Denken Sie, dass dieses Bewusstsein schon verbreitet ist? Dass es mit Vereinzelung nicht mehr gehen kann?

Das ist nie gegangen. Diese Theorie des Homo oeconomicus, dem rein egoistisch und im Selbstinteresse handelnden und rationalen Menschen, der auch den Neoliberalismus zugrunde richtet, ist schon längst durch die Verhaltensökonomie widerlegt worden. Der Mensch ist ein Wesen, das von Gefühlen, von Gemeinschaft, auch von intrinsischer Motivation getrieben ist und nicht durch rein rationales Selbstinteresse.

Wie erklären Sie sich die wachsende Sehnsucht nach Gemeinschaft?

Das Bedürfnis nach Gemeinsamkeit und die Fähigkeit zu kooperieren, sind dem

Menschen ebenso angeboren, wie er in anderen Situationen zum Konflikt neigt. In den letzten Jahren haben wir mit dem technokratisch-neoliberalen Denksatz unsere Gefühle vernachlässigt, unsere Sehnsucht nach einem übergeordneten Sinn, der nicht nur in der reinen Selbstoptimierung liegt. Ich glaube, dass wir Gesellschaften brauchen, die das aufnehmen und im positiven, konstruktiven Sinn nutzen.

Konflikt und Kooperation waren auch Themen des Europäischen Forums Alpbach 2017. Welche wichtigen neuen Erkenntnisse haben Sie daraus gezogen?

Dass wir uns wirklich die Erkenntnisse der Verhaltensökonomie anschauen sollten. Denn wenn wir die Transformationen, die für unsere Gesellschaft notwendig sind, bewältigen wollen, müssen wir den Menschen noch um vieles besser verstehen, als wir das bisher getan haben, und zwar in seiner Ganzheit. Die anstehenden Transformationen, im Sinne eines Wandels hin zu einem ressourcenschonenden, fürsorglichen Umgang mit unserem Planeten, werden wir nur hinkommen, wenn auch ein Kulturwandel damit einhergeht. Zwischenlösungen liegen auf der Hand, aber es bedarf auch einer kulturellen Akzeptanz und einer Sprache dafür. Wir müssen unsere Vorbehalte diesem oder jenem gegenüber aufgeben, bevor wir uns abschotten.

Wir haben uns in Alpbach auch viel mit Technologie und ihren Implikationen beschäftigt. Ich bin überzeugt, dass wir uns in Europa fragen müssen, wie wir das, was uns auszeichnet, auch in die Welt der Technologie und der Digitalisierung übersetzen können.

Haben Sie ein Beispiel dafür?

Die Eroberung des europäischen Marktes durch *Uber* beispielsweise werden wir nicht allein durch Regulierung beschränken können. Die Frage ist vielmehr: Wie schaffen wir sinnvolle Gegenmodelle und Alternativen, was würde zu Europa passen? Zum Beispiel ein Angebot für den öffentlichen Verkehr mit einer ähnlichen Flexibilität wie bei einem privaten Anbieter, bei dem Städte kooperieren und gemeinsam eine digitale Dienstleistung entwickeln. Hier fehlt es an einem neuen Denken und Gesprächen über die Zukunft. Im Moment beherrscht uns das Gefühl, die Zeit würde mit uns machen, was sie will und Entwicklungen sind unaufhaltsam oder nicht steuerbar. Auch die Politik zieht sich da zum Teil aus der Verantwortung zurück. Doch Digitalisierung ist gestaltbar. Die Dynamiken, wie

wir die Arbeitsmärkte strukturieren oder unsere Städte anordnen, müssen hinterfragt werden. Wo wollen wir eigentlich hin? Was ist uns wichtig? Wollen wir den Pflegeroboter, ein öffentliches Verkehrssystem ‚on demand‘ auf Elektromobilität, oder ist uns ein Abstimmungssystem wichtiger, durch das wir mit Bürger_innen partizipativ arbeiten können? Zukunft ist immer gestaltbar.

Sie haben einmal davon gesprochen, dass unsere Gegenwart von einer Krise der politischen und gesellschaftlichen Führung geprägt ist. Was muss sich hier Ihrer Meinung nach konkret ändern?

Jene, die führen und jene, die geführt werden, müssen wieder aufeinander zugehen. Für die Bürger_innen selbst heißt das, dass sie sich nicht nur als Rezipient_innen sehen dürfen, sondern als Antwort für ihre Umgebung und Umwelt. Für politische Verantwortungsträger_innen aller Ebenen heißt das auf der anderen Seite, dass sie wieder einen Fokus setzen müssen auf Integrität. Integrität kommt immer mehr in Konflikt mit Machtallüren. Wir wissen heute aus Erkenntnissen der Neurowissenschaften, dass ein übermäßiges Machtgefälle die Empathiefähigkeit einschränkt. Wie schaffen wir es also, den Eliten wieder ein Gespür für die Menschen zu geben? Ich bin der Meinung, wir benötigen Rituale, ganz klare Verankerungen. Ich denke, dass etwa verpflichtende Sabbaticals oder verpflichtende Sozialdienste für Politiker_innen oder Unternehmer_innen der Gesellschaft sehr guttäten. Wenn alle einmal im Monat mit einem Obdachlosenverein oder mit Migrant_innen arbeiten würden, würden sie rausgeholt aus ihrer normalen Ebene, wo wir alle nach ihrer Pfeife tanzen. Ich bin sicher, sie würden dann empathischer der gesamtgesellschaftlichen Realität gegenüber.

Sind das Voraussetzungen, die Führungskräfte im 21. Jahrhundert brauchen?

Wenn wir eine Zukunft wollen, in der wir die Herausforderungen gemeinsam lösen, wenn wir in einem Zeitalter von Unsicherheit und Veränderung trotzdem Lebensqualität, Freiheit und Solidarität erhalten möchten, dann brauchen wir sie, ja. Diese Führungskräfte gibt es auch schon, mir begegnen täglich Leute, die Dinge anders machen, die in ihrer Unternehmensführung, in ihrem politischen Handeln, in ihrem Tun neue Wege gehen. Man sieht sie nur nicht, weil die mediale Berichterstattung rein konfliktgetrieben ist. Wir sollten daher auch

eine Medienkritik einschließen, denn wir müssen uns anschauen, was wir in die Headlines bringen.

Wie viel Führung brauchen neue Allianzen?

Komplexe Probleme der Gegenwart können wir nicht mehr allein ‚top down‘ und hierarchisch lösen. Dafür muss bei Führungskräften aber ein Bewusstsein entstehen, dass Mitarbeiter_innen widersprechen, dass sie unterschiedliche Ansichten einbringen und dass diese Kultur auch geschätzt und bewusst gefördert wird. Das ist umso wichtiger, je unüberschaubarer Problemstellungen werden. Das heißt aber nicht, dass Führung an sich nicht notwendig ist. Wichtig ist es, Menschen an Problemlösungen zu beteiligen. Zugleich sind Menschen notwendig, die einen Rahmen schaffen und Entscheidungen treffen, wenn es zu Entscheidungen kommen muss. Also wenn Sie Führung verstehen als leidenschaftliches Engagement, den Blick fürs Ganze und dass mit Empathie darauf geschaut wird, dass alle an Bord bleiben, dann bedarf es mehr Führung als je zuvor.

Die Geschicke der Welt liegen weitgehend in den Händen einer älteren Generation. Sie selbst vertreten einen jüngeren Jahrgang. Inwiefern unterscheiden sich die zentralen Werte der beiden Gruppen?

Ich würde da keine so starke Differenzierung vornehmen. Mir sind über die letzten Jahre Menschen aus allen Generationen begegnet, denen ein demokratisches, nachhaltiges und solidarisches Europa ein Anliegen ist. Entscheidend ist eher, wie intrinsisch motiviert jemand ist. Natürlich ist der Zugang zu einer Sache heute subtil anders als vor 30, 40 Jahren, aber das ergänzt sich wunderbar, wenn ich Generationen produktiv zusammenspanne.

Ich könnte Ihnen unzählige Beispiele nennen, wo uns eine wertschätzende Zusammenarbeit unterschiedlicher Generationen weitergebracht hat. Ich gehe zum Beispiel sehr agil an Dinge heran und probiere sie mit Prototypen einfach aus. Das inspiriert wiederum Ältere, die zuerst alles ausgeplant haben möchten. Zum anderen bekomme ich durch die ältere Generation ein Bewusstsein für die Notwendigkeit, bei strategischen Dingen in die Tiefe zu gehen, zum Beispiel bei rechtlichen Belangen. Schauen Sie sich die Start-up-Kultur an. Gute Unternehmungen haben immer einen ‚Senior Advisor‘ an Bord, der ihnen mit seinen Erfahrungen quasi den Rücken freihält.

Meine Generation sollte nicht davon ausgehen, dass wir alles allein bewältigen können.

Was müsste sich gesellschaftlich ändern, damit solche Kooperationen zwischen verschiedenen Menschen erstrebenswerter werden und eben nicht nur die individuelle Leistung zählt?

Das ändert sich schon. Ich denke da an Wohnprojekte, in denen Senior_innen gemeinsam mit Student_innen oder Flüchtlingen wohnen. Es tut sich schon viel. Aber es geht auch darum, dass die Menschen, die von der aktuellen Lage frustriert sind, hinschauen und ein Bewusstsein entwickeln für das, was bereits funktioniert. Es gibt überall in Europa Menschen, die einfach anfangen zu handeln anstatt zu jammern. Solches Engagement muss gestärkt und wertgeschätzt werden. Das ist die Aufgabe von Stadtpolitik: Gefragt sind Beamtschaften, die unterstützend fungieren, nicht verhindernd.

Da müssten wir auch dem Verwaltungsapparat gute Argumente liefern, damit die Menschen ihre Dinge wieder selbst in die Hand nehmen. Tendenziell aber reglementieren Verwaltungen immer stärker, und es bilden sich zum Teil selbstreferenzielle Systeme.

Ich bin der Meinung, hier geht es viel um Dialog. Wir müssen die Menschen aus ihren Lagern holen, die Vorbehalte der Bürger_innen gegenüber der Verwaltung abbauen und umgekehrt. Vielleicht durch organisierte Stadtgespräche, wo Verwaltungsbeamt_innen mit den Bürger_innen locker ins Gespräch kommen. Ziel ist es, Wertschätzung auf beiden Seiten zu ermöglichen: Wo sind die Vorbilder aus der Verwaltung und wo die der Bürgerschaft. Beide Seiten sind wichtig. Eine Auszeichnung für die Menschen, die etwas initiiert haben, und eine Auszeichnung für Leute im öffentlichen Dienst, die das gut umgesetzt haben. Das wäre ein wesentlicher erster Schritt.

Welche Räume oder Anlässe bräuchte es, damit die breite Öffentlichkeit wieder stärker Demokratie und Teilhabe erfahren kann?

Zuallererst brauchen wir Zeit, um aufeinander zuzugehen. Beteiligungsprozesse finden leider oft erst statt, wenn gar nichts anderes mehr funktioniert. Aber Beteiligung sollte man für kleine, überschaubare Lebensbereiche nutzen, nicht nur für die großen, konfliktgeladenen Themen.

Außerdem ist ein lustvoller Zugang wichtig. Wenn wir uns anschauen, wie wenig

In den letzten Jahren haben wir mit dem technokratisch-neoliberalen Denkansatz unsere Gefühle vernachlässigt, unsere Sehnsucht nach einem übergeordneten Sinn, der nicht nur in der reinen Selbstoptimierung liegt.

inspirierend Beteiligungs- oder Dialogprozesse organisiert werden, schadet es der Demokratie eher. Abstimmungen könnten auch während eines Festes stattfinden, bei dem es etwa eine Stunde gibt, in der man miteinander diskutiert. Wir sollten stärker in Prozessen denken und ein Bewusstsein dafür entwickeln, dass Dialoge und Gespräche eine Art Moderatoren-Begleitung erfordern. Die Grundprinzipien eines guten Dialogs kann man in zwei, drei Tagen vermitteln.

Zum Europäischen Forum Alpbach sind immer auch Künstler_innen eingeladen. Welche Rolle spielt für Sie die Kunst bei der Gestaltung der Zukunft?

Für das *Europäische Forum Alpbach* sind Künstler_innen mittlerweile zu strategischen Partner_innen einer Allianz geworden, die wir konsequent aufbauen. Wir haben für die Kultur eine eigene Kuratorin, während alle anderen Bereiche durch ehrenamtliche Beiräte geplant werden. Künstler_innen haben einen ganz anderen, oft absichtsloseren Blick auf die Gegenwart und können damit neue Sichtweisen einbringen, die uns helfen, Komplexität zu hinterfragen und auch zu reduzieren. Sie bringen viele Fertigkeiten mit, die auch für Führungskräfte wichtig sind, etwa sich verwundbar zu machen, offen zu sein oder mit Gefühlen umgehen zu können.

Gibt es eine besondere Allianz oder Kooperation, die in Alpbach geschlossen wurde?

Ein Modellprojekt sind die Vernetzungstreffen für Bürgermeister_innen (siehe S. 135). Bürgermeister_innen, die Pionier_innen in der Integration von Flüchtlingen waren, werden dort mit jenen vernetzt, die gerade Flüchtlinge aufnehmen und noch keine Erfahrung damit hatten. Dieses Projekt hat letztes Jahr stattgefunden und war hocheffektiv.

Eine weitere Kooperation ist die Zusammenarbeit mit der *Royal Academy of Arts*. Schauspiel bildet oft nur eingeschränkt aus, in Alpbach aber hatten die Studierenden die Chance, Realitäten kennenzulernen. Ihre Talente außerhalb der normalen Bühnen, des Fernsehens oder des Kinos zu erproben, war für die Studierenden genauso inspirierend wie für unser Publikum, Schauspieler_innen auf der Bühne zu sehen oder mit ihnen in einem Workshop zu arbeiten. Das ist für mich eine Allianz, wenn beide Seiten bereichert werden. Es bedarf vieler unterschiedlicher Zugänge zu Problemstellungen, und Schauspiel ist für uns ein Weg.

Sie sind international viel unterwegs. Gibt es nationale oder kulturelle Unterschiede hinsichtlich neuer Allianzen?

Das ist eine gute Frage. Ich glaube schon, dass es kulturelle Unterschiede gibt. Ich nehme wahr, dass die Qualität von Kooperationen, die wirklich auf Augenhöhe stattfinden, weniger davon abhängt, welche kulturelle Prägung jemand hat, als davon, wie man sich selbst sieht.

So könnte das Europäische Forum Alpbach modellhaft sein. Menschen kommen aus unterschiedlichen Kontexten, unterschiedlichen Ländern zusammen. Sie verlassen ihr vertrautes Umfeld und kommen sozusagen in einen freien Raum, der für alle in dem Moment fremd ist. Um neue Allianzen zu schließen ...

Das ist unser Ziel, und ich sehe es verwirklicht in den Begegnungen, in der Atmosphäre, in den Dialogen und konkreten Kooperationen, die hier entstehen. Tatsächlich spielt der Rahmen in einem Tiroler Bergdorf eine wichtige Rolle.

Ihr aktuelles Buch trägt den Titel Die freundliche Revolution. Wie wir gemeinsam die Demokratie retten. Worum geht es?

Um konkrete Geschichten, die Europa konstruktiv verändern. Ein Mutmach-Buch, das inspirieren soll und Wege aufzeigt, was man selbst bewegen kann. Es versammelt Ideen und Vorschläge, wie jede_r Einzelne in Europa die Demokratie weiterbringen kann. Ich stelle sieben Beispiele von Menschen und Initiativen in Europa vor, die in unterschiedlichster Art und Weise politische Mitgestaltung und Beteiligung neu annehmen.

Zum Beispiel?

Ein Bürgermeister in Vorarlberg, der in der Gemeindegliederung sehr stark auf Beteiligung setzt; eine Kindergärtnerin, die einen demokratischen Kindergarten etabliert hat; ein Stadtbeteiligungsprojekt in der Dortmunder Nordstadt.

Was wünschen Sie sich für die Welt in 20 Jahren?

Ich wünsche mir, dass die Menschen ihren Glauben nicht aufgeben, dass sie nicht aufgeben zu sagen, ich kann etwas tun und ich bin wertvoll. Dass Zukunft positiv gestaltbar ist. Und dass wir es alle gemeinsam über Generationen und Grenzen hinweg schaffen, mit kreativen Lösungen die Herausforderungen, die uns bevorstehen, zu meistern. Und vor allem wünsche ich mir Frieden.

Wo müsste konkret nachjustiert werden, damit wir das schaffen?

Zum einen müssen Menschen, die Politik anders denken, und die die Art, wie wir miteinander zu Kompromissen und zu Kooperationen kommen, wichtigere Rollen bekommen. Zum anderen braucht es mehr Mut machende Beispiele, die uns helfen, nicht in eine große Depression zu verfallen, und die uns davor bewahren zu glauben, wir könnten ohnehin nichts mehr machen. Denn dann überlassen wir den Radikalen die Szene.

Ich kann jedem nur empfehlen, sich persönlich zu überlegen, wie schaffe ich selbst Kooperationen? In meiner Familie, in meiner Organisation? Sage ich immer vor, was zu tun ist, oder mache ich Räume auf, in denen sich Menschen einbringen können? Ich denke, es wird nichts geschehen, wenn Leute sich zwar Veränderung wünschen, aber in festgefahreneren Alltagsritualen verhaftet bleiben.

Ich sehe nicht alles durch die rosarote Brille. Trotz aller Probleme in Europa sehe ich, dass wir das Privileg haben, noch handeln zu können. Noch kann es gelingen, die Menschen zu motivieren anzupacken. Im Übrigen sind es nicht immer die großen Helden, die unser Leben ausmachen.

Die Interview führte Elisabeth Hartung.

Philippe Narval ist seit 2012 Geschäftsführer des *Europäischen Forums Alpbach*, einer interdisziplinären Plattform für Wissenschaft, Politik, Wirtschaft und Kultur, die sich seit 1945 mit relevanten Fragestellungen unserer Zeit beschäftigt. Seine beruflichen Erfahrungen im Management von internationalen Nichtregierungsorganisationen, in der Sozialarbeit und in unabhängigen Kulturorganisationen sammelte er unter anderem in Israel, Südamerika und Osteuropa. Im Herbst 2017 nahm Narval ein viermonatiges Sabbatical als Gast-Fellow am *Institut für die Wissenschaften vom Menschen (IWM)*, um ein Buch zum Thema *Democracy Reloaded. What Can We Learn From Bottom-Up Democratic Innovations* zu schreiben.

VERNETZUNGSTREFFEN BÜRGERMEISTER_INNEN

FÜR DIE LÖSUNG AKUTER PROBLEME

Bürgermeister_innen stehen an der Spitze der Stadt und leiten die Kommune. Mit den Herausforderungen rund um die Aufnahme von Flüchtlingen sind viele von ihnen zunächst überfordert, das Thema sorgt für Verunsicherung, und die Widerstände, oft aufgrund von Unwissen und fehlender Kommunikation zutage tretend, sind zahlreich. Sich mit Gemeinden auszutauschen, die bereits Erfahrungen gemacht haben, scheint da ein logischer Schritt, der in der Praxis jedoch alles andere als selbstverständlich ist.

In Österreich geht man diesen Weg bereits seit 2015 – bei bislang fünf Vernetzungstreffen trafen sich mehr als 350 Bürgermeister_innen, um ins Gespräch zu kommen, Lösungen zu erarbeiten und wertvolle Tipps von Expert_innen zu erhalten. Zu verschiedenen Themenschwerpunkten wurden Architekt_innen, Wohnbauträger und Nicht-regierungsorganisationen eingeladen, die ihr spezifisches Know-how einbrachten und mit den Amtsträgern über Möglichkeiten rund um Unterkunft, Finanzierung oder gesetzliche Rahmenbedingungen diskutierten. Das Ergebnis war ein realistischer und konstruktiver Dialog – und vielfältige Kooperationen, die sonst wahrscheinlich nicht zustande gekommen wären. Außerdem entstand das Handbuch *Wege aus der Asylquartierkrise*, in dem wertvolle Erfahrungen für die erfolgreiche Integration von Flüchtlingen zusammengetragen sind. Initiiert wurden die Konferenzen vom *Europäischen Forum Alpbach* (vgl. Interview mit Philippe Narval S. 130) gemeinsam mit dem *Österreichischen Gemeindebund* und dem Flüchtlingskoordinator Christian Konrad. Sie zeigen, wie produktiv offene Kommunikation und Diskussion für verschiedenste gesellschaftliche Herausforderungen sein können – und wie wirksam neue Formen der Zusammenarbeit als Mittel kommunaler Politik. (DB)



CONOR TRAWINSKI

„HUMOR

IST HILFREICH BEI

JEDER GUTEN

KOLLABORATION.“



Die Welt steckt voll neuer Allianzen, meint der Designer Conor Trawinski. Man muss sie nur aus dem Schatten des Lebens, das wir führen, befreien. Gemeinsam mit dem Start-up *Collaboration Studio* entwickelt er alternative Formen der Zusammenarbeit, die sich vor allem auf die Nutzer_innen und das gemeinsame Ziel fokussiert. In Zukunft wird es nicht mehr allein um finanziellen Profit und Wachstum gehen, sondern um die Gestaltung einer glücklicheren und zielgerichteteren Gesellschaft.

Meeresbiolog_innen, Bäcker_innen, Hacker_innen und Designer_innen kommen zusammen. Welche geniale Allianz könnte daraus entstehen?

Ich denke, es wäre die perfekte Allianz für ein Labor, das zu qualitativ hochwertigen Lebensmitteln forscht. Designer_in und Meeresbiolog_in könnten neue interessante Seegrass-Arten entdecken, die der oder die Bäcker_in dann verarbeitet. In der Zwischenzeit würde der oder die Hacker_in an neuen Maschinen für zukünftige Küchen-Experimente arbeiten.

Was assoziieren Sie, wenn wir von neuen Allianzen sprechen?

Vertrauen, Leidenschaft und Zielgerichtetheit. Die Zukunft des Arbeitens, ganzheitlich und verbunden, unabhängig, aber vernetzt.

Welche interdisziplinäre Allianz hat Sie zuletzt vom Hocker gehauen?

Zurzeit bin ich Teil eines Start-ups, das sich *Collaboration Studio* nennt. Wir sind eine Initiative, die sich aus vier Leuten zusammensetzt: David Weingartner (Resilience Designer), Sarah Eisenmann (Change Facilitator), Elisabeth Raes (Team Psychologist) und mir. Und wir machen genau das: Wir entwickeln alternative Formen der Zusammenarbeit, die zielgerichtet und nutzerorientiert sind. Beispielsweise arbeiten Elisabeth Raes und ich momentan an einer Reihe von Workshops, die sich *Design your Own Life* nennt.

Kern einer jeden guten Zusammenarbeit ist ein Team, in dem sich alle einander vertrauen, das eine Arbeit findet, für die es brennt. Der amerikanische Autor Steven Pressfield sagt: „Die meisten von uns haben zwei Leben. Das Leben, das wir führen und das ungelebte Leben in uns.“ Wir möchten Menschen dabei unterstützen, ihr ungelebtes Leben zu entwerfen und zu entwickeln. Man könnte sagen, wir helfen dabei, einen Weg zu finden, sich in einer Welt voll neuer Allianzen einzubringen.

Welche Allianz würden Sie sofort ablehnen?

Eine Allianz, die mir nicht wenigstens zwei der folgenden Dinge garantiert: Spaß haben, etwas Neues lernen, einen guten Ruf oder Geld.

Sie bezeichnen sich als Co-Designer. Was macht Co-Design aus und welche Rolle spielt es in Gestaltungsprozessen für die Zukunft?

Co-Design ist ein Prozess, der sich darauf konzentriert, mit den Leuten etwas gemeinsam zu gestalten, die das Er-

gebnis direkt betrifft. Es ist ein Prozess, in dem sich die Beteiligten ihrer Urheberschaft bewusst werden. Die traditionelle Rolle des Designers wandelt sich, es geht mehr um das Ermöglichen von Kollaborationen und die Gestaltung von Prozessen. Nutzer_innen, Bürger_innen, Angestellte und Expert_innen werden im Prozess zu Co-Designer_innen. Alle zusammen sind dann – egal, wie stark sie involviert waren – für die Ergebnisse verantwortlich.

Zukünftig wird Arbeit zielgerichteter sein, Mensch und Planet den gleichen Stellenwert wie Profit haben. Der Ökonom Aaron Hurst sagt: „Wenn es bei der Arbeit um ein Ziel geht, dann gibt es letztlich drei Kräfte, die bestimmen, ob uns das, was wir tun, erfüllt: für wen wir arbeiten, wie wir für sie arbeiten und warum wir für sie arbeiten.“ Für Organisationen, Regierungen und Unternehmen, die reibungslos und sorgfältig arbeiten möchten, wird Co-Design für den Prozess des Gelingens eine zentrale Rolle spielen. Die Transformation passiert nicht auf einem hierarchischen Weg, wichtig sind die Methoden des Co-Designs, die die betroffenen Menschen in die Entwicklung miteinbeziehen.

Wie sieht es mit Neid und Konkurrenz in interdisziplinären Kooperationen aus?

Neid und Konkurrenz sind die Feinde jeder guten Zusammenarbeit. Wenn man ein Team zusammenstellt, ist es wichtig, dass alle Mitglieder sich gegenseitig vertrauen und aufeinander zählen können. Vertrauen ist das Fundament und eine effektive Kommunikation trägt viel dazu bei, dieses aufzubauen. Mit dem *Collaboration Studio* arbeiten wir an einem ‚Trust Toolkit‘, dessen erste Version 2018 herauskommen soll.

In welchen Momenten schränkt Sie die Zusammenarbeit mit anderen Menschen in Ihrem Beruf ein?

Der Computerwissenschaftler Cal Newport hat ein Buch mit dem Titel *Deep Work* geschrieben, darin sagt er: „*Deep Work* bezeichnet professionelle Handlungen, die in ungestörter Konzentration ausgeführt werden und die deine kognitiven Fähigkeiten an ihre Grenzen bringen.“

In meiner täglichen Arbeit ist es angesichts der vielen Kommunikation mit anderen oft schwierig, ungestört und kreativ zu arbeiten. Es gibt eine gesunde Ausgewogenheit zwischen dem Zusammenarbeiten und der konzentrierten eigenständigen Arbeit. Ich bin immer noch dabei, diese Balance zu finden. Sicher-

lich ist es für alle Kooperationspartner_innen wichtig, diese Balance zu halten, gerade in einer Welt, die voll neuer Allianzen steckt.

Wie könnte eine Dienstleistung aussehen, die neue und ungewöhnliche Allianzen fördert?

Das ist eine gute Frage. Es gibt da draußen so viele verschiedene Dienstleister_innen, von Kollaborations-Plattformen wie *OpenIDEO* oder *GitHub*, Kollaborations-Tools wie *Slack* oder *Trello* und Kollaborations-Formate wie *Design Jams* und *BarCamps*, die neue und oft ungewöhnliche Allianzen anbieten. Es ist schwierig, ein Projekt zu planen, das zu solchen Allianzen führt. Damit meine ich, dass man zunächst Menschen und Organisationen die Möglichkeiten und Vorzüge ungewöhnlicher Allianzen näherbringen, sie dafür sensibilisieren muss. Vielleicht könnte es einen Dienst geben, der die Zeit seiner Kund_innen organisiert – ungefähr so, wie es Sekretär_innen tun – und sicherstellt, dass jede_r Einzelne ein Minimum seiner Zeit in Kollaborationen steckt und sich darin übt, besser zusammenzuarbeiten. Also ein Dienst, der Brücken und Verbindungen zwischen abgeschotteten Feldern herstellt und die Relevanz und die Vorzüge neuer Formen von Allianzen vermittelt.

Was denken Sie über das Sprichwort „Viele Köche verderben den Brei“ in Bezug auf Zusammenarbeit?

Eine Kollaboration ist ein sehr heikler Prozess, der durch zu viele Menschen, die manchmal auch nicht zusammenpassen oder zum falschen Zeitpunkt zusammenkommen, zerstört werden kann. Es ist die Aufgabe sogenannter Prozessdesigner_innen oder Kollaborationsvermittler_innen, dafür zu sorgen, dass die richtigen Leute zur richtigen Zeit beteiligt sind. Mit anderen Worten, man darf es erst gar nicht so weit kommen lassen, dass der Brei verdorben wird.

Überall hört und liest man von Crowdsourcing-Projekten, in denen Laien vieles selbst in die Hand nehmen, was eigentlich die Aufgabe von Agenturen, Dienstleister_innen oder sogar des Staates ist. Wie unterscheiden sich Allianzen zwischen Expert_innen von solchen, die Laien schließen?

Jeder Mensch ist Expert_in in einem bestimmten Feld oder Kontext und gleichzeitig Neuling oder Amateur_in in anderen Bereichen. Menschen können Expert_innen in ihrem Beruf oder in ihren Hobbys sein, manchmal schwimmen diese

Grenzen auch. Dr. Watson nennt Sherlock Holmes oft einen Amateur, dennoch wenden sich verschiedene Berufsgruppen an ihn, damit er ihnen hilft, ihre Rätsel zu lösen. Wenn Expert_innen aus einem bestimmten Feld unter ihresgleichen arbeiten, sind sie zwar effizienter, aber auch vorhersehbarer. Probleme lassen sich oft nicht einer spezifischen Gruppe zuordnen, sondern haben ihren Ursprung in einem komplexeren Zusammenhang. Besonders interessant an ‚Laien‘ ist, dass sie unbedarft ‚dumme Fragen‘ stellen, die Expert_innen nie fragen würden, da sie bestimmte Dinge als gesichert betrachten. Die Zusammenarbeit zwischen Laien und Expert_innen führt zu ungewöhnlichen Ergebnissen, zur Lösung komplexer Probleme. Ich glaube, echte Expert_innen sind Menschen, die offen sind und aktiv nach Möglichkeiten der Allianz mit anderen Expert_innen und Laien aus anderen Kontexten suchen.

Welches Crowdsourcing-Projekt würden Sie als Paradebeispiel für eine gelungene und wegweisende Allianz bezeichnen?

Safecast ist ein globales Wissenschaftsprojekt für Bürger_innen auf freiwilliger Basis, bei dem es darum geht, Menschen durch Informationen über ihre Umwelt stark zu machen. Das Projekt ist als Antwort auf die Nuklearkatastrophe in Fukushima 2011 entstanden. Die Entwicklung von Open-Source-Software ermöglichte den Bürger_innen das Sammeln und Teilen von Informationen über Strahlung in Japan und darüber hinaus. Auf diese Weise ist eine Fülle an Open-Source-Information über weltweite Strahlenmessung zusammengetragen worden, die man heute noch abrufen kann.

Wann würden Sie eine Allianz als eine gute Zusammenarbeit bezeichnen?

Wenn es zu einem inspirierenden Prozess kommt, der beide Seiten erfüllt und herausfordert.

Was macht überhaupt ein starkes Team aus? Können Sie uns ein Beispiel aus Ihrem Alltag geben?

In mancher Hinsicht ist ein starkes Team wie eine gute Ehe. Jeder, der beteiligt ist, muss ehrlich und offen sein, in guten wie in schlechten Zeiten. Es sollte keine Geheimnisse geben und die Werte und Ziele eines jeden sollten offenliegen. Diese individuellen Ziele sollten so weit übereinstimmen, dass das Team bestehen und auf gemeinsame Ziele hinarbeiten kann: sei es, um das weltweit innovativste Transportmittel zu entwickeln oder

Ich würde so gern in einer Gesellschaft leben, die ihre Mitmenschen nicht nach der Größe ihres Autos oder ein Unternehmen nach seinem finanziellen Profit beurteilen, sondern nach Fairness und der Geradlinigkeit ihrer Arbeit.

um eine Familie zu gründen. Ein bisschen Humor ist hilfreich bei jeder guten Kollaboration! Außerdem sollte jeder ehrlich genug mit sich selbst und dem Team sein und dazu ermutigt werden, seiner eigenen Wege gehen zu dürfen, wenn es nicht funktioniert. Wir im *Collaboration Studio* entwickeln unsere Teams so, wie ich es oben beschrieben habe. Wir testen unsere Ideale an uns selbst, um unsere Ideen und Methoden für die Bildung eines starken Teams weiterzuentwickeln.

Was wünschen Sie sich für die Welt in 20 Jahren?

Ich hoffe, dass es mehr Organisationen, Institute und Individuen geben wird, deren Arbeitsansporn nicht im Einkommen, sondern in der Zielgerichtetheit ihres Tuns liegt. Ich hoffe, dass Themen wie Kollaboration, Zielsetzung und Nachhaltigkeit auf jeder Bildungsstufe zum Standard werden. Ich würde so gern in einer Gesellschaft leben, die ihre Mitmenschen nicht nach der Größe ihres Autos oder ein Unternehmen nach seinem finanziellen Profit beurteilen, sondern nach Fairness und der Geradlinigkeit ihrer Arbeit.

Welche Allianzen sind notwendig, um das zu erreichen?

Es werden viele Allianzen gebraucht, damit das passiert. Lokale und nationale Regierungen müssen innovative Wege finden, Bürger_innen in den Entscheidungsfindungsprozess und die zukünftige Entwicklung von Stadt und Land miteinzubeziehen. Vorreiter eines achtbaren Lebens müssen in Kooperationen, Regierungen und Bildungseinrichtungen involviert werden. Vielleicht sollte das Land Bhutan mit Beratungsfirmen wie *McKinsey* zusammenarbeiten, um anderen Ländern und Organisationen zu zeigen, wie man Glück misst und wie man den Erfolg darauf aufbaut anstatt auf Wachstum und Profit. Zur gleichen Zeit müssen sich Idealist_innen wie ich näher mit den realen Einschränkungen größerer Organisationen beschäftigen, um sie besser zu verstehen. Ich denke, es gibt noch Hunderte von anderen Allianzen, die zu einer glücklicheren und zielgerichteten Gesellschaft führen könnten.

Die Fragen stellte Sophia Plaas, übersetzt von Mira Sacher.

Der Designer und Social Entrepreneur Conor Trawinski studierte unter anderem Möbeldesign und absolvierte ein Studium an der international renommierten *Design Academy Eindhoven*. Für sein Abschlussprojekt *WeCollaborate* – ein Konzept, das Menschen mit verschiedenen Hintergründen dabei unterstützt, neue Projekte und Geschäftsideen auf die Beine zu stellen – erhielt er den *Connectors Award* und wurde für den *Social Design Talent Award* nominiert. Er ist Mitbegründer des *Social Design Lab Corner Spot* (Eindhoven, Niederlande) – einem kollaborativen Zusammenschluss, der mit lokalen Organisationen und der Gemeinde sozial engagierte Projekte realisiert und über die Kreierung von Netzwerken soziale Innovationen vor Ort zugänglich macht. Aktuell arbeitet er mit der *Hans Sauer Stiftung* zusammen, um in München ein Social Design Lab aufzubauen, das Mitte 2018 starten soll. Als Co-Designer steht Trawinski für die Vision des partizipativen Zusammenarbeitens mit unterschiedlichen Menschen, die aktiv in alle Projektprozesse integriert werden.

PROOF OF CONCEPT 21

INNOVATIONSCAMP

FÜR DEN KLIMAWANDEL

Kann mit bürgerschaftlichen Allianzen gelingen, was 195 Staatsregierungen nicht schaffen? Seit dem ersten Klimagipfel 1995 haben sich die CO₂-Emissionswerte nicht verringert, sondern verdoppelt! Höchste Zeit, fanden 2015 zwei Non-Profit-Organisationen, um der nächsten, aber wenig versprechenden 21. Klimakonferenz etwas entgegenzusetzen: den *Proof of Concept 21 (POC21)*. Die Initiativen *Ouishare* (Paris) und *Open State* (Berlin) zeigten mit verschiedenen Aktionen, dass durch gemeinschaftliche Pionierarbeit eine resiliente Gesellschaft geschaffen werden kann. Sie wurden zu Initiatoren einer Bewegung, die nicht mehr länger auf bürokratische und politische Entscheidungen warten will, sondern in der Aktivist_innen und Spezialist_innen zusammen Alternativen für den hohen Ressourcenverbrauch unseres Wirtschaftssystems entwickeln. Im Innovationscamp nahe Paris wurden Maker_innen aus der ganzen Welt Raum, Werkzeuge und Ressourcen zur Verfügung gestellt, um ihre Ideen zu entfalten und in die Realität umzusetzen.

Langfristiges Ziel ist es, ein postindustrielles System aufzubauen und in DIY-Communitys, wie Fab Labs oder Reparatur-Cafés, Wissen, Methoden und Produktionsmittel im realen und digitalen Raum zugänglich zu machen und sich auszutauschen. Beim *POC21* wurden diese Energien für fünf Wochen gebündelt: Arbeitstreffen, der Austausch mit externen Partner_innen und Gespräche am Lagerfeuer förderten den kreativen Prozess. Unter den zwölf realisierten Projekten finden sich der *Bicitractor*, ein mit Pedalen angetriebener Traktor aus Spanien, und *Faircap*, ein Wasserfilter-Aufsatz für Trinkflaschen aus Peru. (MS)




CORBINIAN BÖHM UND MICHAEL GRUBER (EMPFANGSHALLE)

„VOR ALLEM ABER BRAUCHT MAN

EINEN ROTEN FADEN,

EINE KLARE STRUKTUR.“



Mit provokanten Fragen zum Andersdenken herauszufordern, ist ebenso Prinzip des Künstlerduos *Empfangshalle*, wie Menschen zu empfangen und Allianzen für kooperatives Arbeiten zu bilden. Gegründet von Corbinian Böhm und Michael Gruber ist *Empfangshalle* (siehe S. 144) mittlerweile Atelieregemeinschaft, Arbeitsprinzip und soziale Plastik, mit Basislager in der Münchner Innenstadt. Als Gastgeberin empfängt *Empfangshalle* nicht nur Künstler_innen verschiedenster Sparten, um Räume, Arbeitskraft und Fähigkeiten für gemeinsame Projekte zu teilen, sondern auch Menschen zu gemeinsamen ‚Künstlerspeisungen‘. Ihr Rezept für die Zusammenarbeit vieler Köche? Zuhören, sich auf Augenhöhe begegnen und die Bereitschaft, sich vom Anderen überraschen zu lassen.

Über 30 freischaffende Künstler_innen arbeiten in den Ateliers der Empfangshalle zusammen und bilden ein synergetisches Künstler_innennetzwerk. Was treibt Sie dabei an?

Die Entwicklung begann, als wir anfangen, zu zweit an künstlerischen Konzepten zu arbeiten. Zunächst stand der künstlerische Austausch im Mittelpunkt. Die Projekte wurden im Laufe der Zeit immer umfangreicher, entsprechend waren immer mehr Leute mit unterschiedlichen Professionen beteiligt. Dazu kamen Auszubildende und Praktikant_innen, die dann auch zu Künstler_innen wurden. Das Netzwerk wuchs weiter und schließlich kamen all die Kreativen dazu, mit denen wir nicht nur unsere Räume, sondern auch Arbeitskraft und Fähigkeiten für gemeinsame Projekte teilen. Und so wurde der Schneeball immer größer.

Was assoziieren Sie mit dem Begriff Allianzen?

Ein gemeinsames Ziel zu haben.

Welches Ihrer Projekte steht am deutlichsten dafür? Oder haben Sie eine Idee für ein neues Projekt?

Das Konstrukt der Ateliers *Empfangshalle* sehen wir durchaus als künstlerisches Projekt. Eine moderne soziale Plastik gewissermaßen.

Vor dem Hintergrund Ihrer vielfältigen Erfahrung: Wie viel Führung brauchen Allianzen?

Das kommt auf die beteiligten Partner_innen an und wie man was erreichen will. Im allerbesten Fall ergänzt man sich, und jeder Part spielt dabei seine Stärken aus. Vor allem aber braucht man einen roten Faden, eine klare Struktur.

Und was zeichnet eine gelungene Allianz zwischen Kunst und anderen gesellschaftlichen Bereichen aus?

Es kann ein Mehrwert entstehen, wenn beide Seiten gleichberechtigt und bereit sind, sich vom jeweils anderen überraschen zu lassen.

Was hat Kunst direktem sozialem oder politischem Handeln voraus?

Im besten Fall bewegt sich die Kunst außerhalb solcher Wertungen und Vergleiche. Die Kunst ist nicht voraus, sondern daneben.

Welche Menschen und Maßnahmen sind nötig, damit sich das Potenzial der Kunst in der Gesellschaft und bei der Gestaltung der Zukunft entfalten kann?

Um den Menschen für die Zukunft besser

zu rüsten, bräuchte es unter anderem einen kreativen Ansatz bei der Bildung und mehr Mut zu Veränderung.

Sie organisieren regelmäßig ‚Künstler-speisungen‘ – Mittagessen, zu denen Leute aus Kunst und Öffentlichkeit sowie Menschen unterschiedlichster Disziplinen eingeladen werden. Was zeichnet Gastgeber_innen aus?

Gastgeber_innen geben etwas von sich preis. Sie sollten in irgendeiner Form einen persönlichen Bezug zu dem Gericht haben. Egal, ob es bestimmte Vorlieben gibt oder Erinnerungen daran haften. Das Ganze wird gewürzt mit der Präsentation des eigenen kreativen Geschaffenen.

Was erwarten Sie von Ihren Gästen?

Kommen, sehen, teilhaben.

Was ist nötig, um aus Small Talk einen Dialog zu machen?

Zuhören.

In den Museen oder im öffentlichen Raum – wo findet die Kunst der Zukunft statt?

In den Museen, im öffentlichen und im digitalen Raum.

In den Städten dominiert der Konsum und die öffentlichen Räume gähnen vor Leere. Was reizt Sie gerade hier?

Wir können die zahlreich vorhandenen Strukturen im öffentlichen Raum für uns nutzen: gesellschaftliche, menschliche, ortsspezifische. Und eigene subversive Strategien entwickeln. Indem wir beispielsweise die Mittel der Werbung für uns nutzen. Für uns ist aber die entscheidende Schnittstelle die zwischen Privatheit und Öffentlichkeit. Hier spannt sich unser Arbeitsfeld auf.

Wie können Räume geschaffen werden, in denen Demokratie und Teilhabe erfahren und gelebt werden können?

Jede_r muss bei sich selbst anfangen und diesen Dingen in ihrem oder seinem Leben den entsprechenden Raum geben.

Wie zeitgemäß ist das Kunstsystem?

Das Kunstsystem reagiert nur auf die Kräfte des Kapitalismus, der sich ja gegen alle anderen Gesellschaftsordnungen durchgesetzt hat. Insofern könnte man es als zeitgemäß bezeichnen.

Gibt es eine Allianz – egal in welchem Kontext –, die Sie für besonders relevant in Hinblick auf die Gestaltung der Zukunft halten?

Die Allianz von Digitalgiganten mit ihren Nutzer_innen.

Wen würden Sie gern mal empfangen?

Den Papst.

Was wünschen Sie der Welt in 20 Jahren?

Schönheitsköniginnen sagen bei Ihrer Dankesrede angeblich immer „Weltfrieden“. Da würden wir uns anschließen.

Was müsste Ihrer Ansicht nach heute radikal geändert werden?

Der Prozess der Konzentration des Kapitals bei Wenigen muss enden. Da gäbe es viel zu ändern: massive Einschränkungen bei der Erzielung von Kapitalerträgen, keine Spekulation auf Nahrungsmittel, keine Privatisierung natürlicher Ressourcen und so weiter. Das heißt jetzt aber nicht, dass wir die Marktwirtschaft abschaffen wollten. Sondern sie sozial, global, radikal reformieren. Schön wär's.

Welche wichtige Frage zum Thema ‚neue Allianzen‘ fehlt Ihnen hier?

Würden Sie eine Allianz mit Ihren ärgsten Feind_inneneingehen, um das ultimative Kunstwerk erschaffen zu können?

Die Fragen stellten Elisabeth Hartung und Laura Lang.

Bereits seit 1998 machen die beiden Münchner Corbinian Böhm und Michael Gruber gemeinsam Kunst. Ihr Kunstbegriff, der auf Kommunikation und Kooperation basiert, manifestiert sich in temporären Aktionen, Videoarbeiten, Fotografien oder Skulpturen im öffentlichen Raum. Dabei wird häufig das Publikum miteinbezogen. Im Jahr 2000 gründeten Böhm und Gruber in der Münchner Innenstadt die Ateliergemeinschaft *Empfangshalle* (S. 144), in der bis zu 30 freischaffende Künstler_innen arbeiten. Das Netzwerk ermöglicht sowohl die Realisierung eigener Projekte, als auch die gemeinsame Umsetzung kunsthandwerklicher Aufträge in den Bereichen Bildende Kunst, Bühne, Film und Werbung.

EMPFANGSHALLE

VON DER KOLLEGIALEN ALLIANZ UNTER KÜNSTLER_INNEN

Die Idee einer *Empfangshalle*, in der unterschiedliche Menschen zusammenkommen, haben die beiden Künstler Corbinian Böhm und Michael Gruber zum Prinzip ihrer Kunst und zugleich zum Motto einer neuen Allianz mit Kolleg_innen erklärt. Seit dem Jahr 2001 arbeiten in der Münchner *Empfangshalle* bis zu 30 Künstler_innen unterschiedlichster Bereiche. Mittlerweile entwickeln sie auch gemeinsame Projekte und erproben eine neue Form der Zusammenarbeit. Bei regelmäßigen Künstleressen wird das Prinzip der Gastfreundschaft gepflegt und Raum für neue Kooperationen unterschiedlichster Menschen eröffnet.

Das Modell der *Empfangshalle* basiert vor allem auf Arbeitsteilung, Austausch und Kooperation. Vielen zusammen ist möglich, wofür einem allein Kenntnisse, Kapazitäten oder finanzielle Mittel fehlen. Von Film- und Theaterbau bis hin zur Ausstattung von Kirchen reicht die Bandbreite an handwerklichen Arbeiten, die das kreativ-wirtschaftliche Kollektiv realisiert. Die Aufträge ermöglichen es dem Netzwerk, die Ateliers unabhängig von Förderungen zu finanzieren und individuell und frei künstlerisch zu arbeiten. Die interdisziplinäre *Empfangshalle* versteht sich als eine lebendige und zeitgenössische Form des Kunstschaffens – eine Allianz, von der alle profitieren. (EH)



ANDREA HOFMANN, CHRISTOF MAYER,
ESTHER HÄRING (RAUMLABORBERLIN)

„RAUM
IST EIN PRODUKT
SOZIALER
HANDLUNG“

Mit Anwohner_innen, den Expert_innen des Alltags, und Spezialist_innen unterschiedlichster Disziplinen schmiedet *raumlaborberlin* Aktionsbündnisse bei der Entwicklung und Nutzbarmachung schwieriger Orte. Andrea Hofmann und Christof Mayer als Vertreter_innen des neunköpfigen Kollektivs sowie Esther Häring vom Projektteam *Coop Campus* benennen, was sie begeistert: durch konkrete Projekte neue Perspektiven für alternative Nutzungen und eine gemeinsame Kultur zu eröffnen. Das kann ein aufgelassener Friedhof in Neukölln sein, auf dessen Gelände nun Geflüchtete einen florierenden Garten kultivieren oder das leer stehende *Haus der Statistik* am Alexanderplatz (siehe S. 149).

Das Raumlabor stellt laut Wikipedia eine Unterform der Raumstation zur Durchführung von Experimenten in der Schwerelosigkeit in niedriger Umlaufbahn dar. Agiert auch das Netzwerk raumlaborberlin ,schwerelos in niedriger Umlaufbahn'?

Andrea Hofmann: Diese Frage kann mit einem eindeutigen Nein beantwortet werden: *raumlaborberlin* ist terrestrisch. Wir schauen nicht abgehoben von oben nach unten, sondern setzen uns konkret mit öffentlichem Raum auseinander. Unser Ziel ist es, Top-down- und Bottom-up-Prozesse, also zwei sich scheinbar gegenseitig ausschließende Ansätze, zusammenzubringen und für partizipative Mechanismen im urbanen Raum produktiv zu nutzen.

Was unterscheidet raumlaborberlin von einem anderen Architekturbüro?

Christof Mayer: *raumlaborberlin* verfolgt einen aktivistischen Ansatz: Wir sitzen nicht nur am Tisch und planen, wir gehen an die Orte. Wir sind ein Kollektiv von gegenwärtig neun Architekt_innen und arbeiten in projektbezogenen Arbeitsgemeinschaften. Unsere Projekte beschäftigen sich häufig mit temporären Interventionen, mit dem Ziel, Strukturen für langfristige Prozesse und Dialoge herzustellen. Dabei gehen wir vor allem der Frage nach, wie gesellschaftliches Zusammenleben aussehen kann. In diesem Zusammenhang interessieren uns Themen wie Teilhabe, Partizipation und der Umgang mit Ressourcen.

Wir sind überzeugt davon, dass Architekt_innen heute eine verantwortungsbewusste gesellschaftliche Position einnehmen müssen. Wir lehnen die Abhängigkeit der Architektur von Marktmechanismen ab und sind deshalb weitgehend außerhalb des Marktes tätig. Wir stoßen Projekte an und versuchen dabei, Rahmenbedingungen zu schaffen, die es uns erlauben, möglichst unabhängig vom Markt zu handeln. Der Fokus von *raumlaborberlin* liegt auf Projekten, die neue Gemeinschaften fördern und zum Selbermachen animieren. Nicht selten wenden wir dabei unkonventionelle Finanzierungsstrategien an.

AH: Unser Name ist schon ein Mission-Statement: Alle Architekt_innen beschäftigen sich mit Raum, aber unser Raumverständnis beruht auf der Überzeugung, dass der Raum ein Produkt sozialer Handlung ist. Unter Labor versteht man gemeinhin einen Ort, an dem Experimente durchgeführt werden. Allerdings forschen wir nicht im akademischen Sinne, sondern versuchen durch

künstlerische und performative Formen, unseren Ansatz zu erweitern. Der Begriff Labor ist eine Ableitung des lateinischen Wortes *laborare* – arbeiten, sich abmühen – das auch die Idee des Herstellens, des Machens impliziert. *raumlaborberlin* ist also gleichzeitig ein Thinktank und ein ‚Make‘-Tank, ein Labor das sich mit räumlichen Fragestellungen beschäftigt.

CM: Für unsere Projekte arbeiten wir in Teams, zu denen oft auch Anwohner_innen gehören, die Expert_innen des Alltags. Wichtig ist uns dabei die grundsätzliche Offenheit und Niedrigschwelligkeit des Zugangs: Das Team soll offen für Interessierte sein, es soll sich dynamisch entwickeln und wachsen können. Im Gespräch mit Anwohner_innen erhalten wir wertvolle Informationen über einen Ort, erfahren von deren Wünschen, existenziellen Bedürfnissen und Befürchtungen wie auch von den Defiziten, die unsichtbar in jede räumliche Situation eingeschrieben sind. Wir initiieren und koordinieren ein Aktionsbündnis zwischen lokalen und externen Spezialist_innen, entdecken neue Handlungsräume und öffnen Pionierfelder, die wir gemeinsam testen und auf ihre Zukunftsfähigkeit untersuchen.

Häufig arbeiten wir auch in größeren Teams, wie beim Projekt *Junipark*, das mit der Einladung an die Nachbarschaft begann, sich zu beteiligen und sich selbst als aktiv gestaltend wahrzunehmen. Dieser Wechsel vom passiven Erleben des Raums hin zu dessen aktiver Gestaltung war auch zentral für Aktionen wie *Die Gärtnerei*, *Emma* oder das Osthang-Projekt: *Building the City Together* in Darmstadt. Uns fasziniert an diesen Konzepten, dass die unterschiedlichsten Menschen über einen längeren Zeitraum zusammenkommen, gemeinsam planen, gestalten und leben – frei von ökonomischen Zwängen.

Inwiefern orientieren Sie sich an den demokratischen Werten der 1960er- und 1970er-Jahre?

AH: Wir lieben die großen architektonischen Ideen dieser Zeit und den damit verbundenen Optimismus, der die Möglichkeit einer besseren, demokratischeren Gesellschaft einschließt. Die Projekte von *raumlaborberlin*, denen ebenfalls ein erweiterter Architekturbegriff zugrunde liegt, stehen im Kontext der ästhetischen und politischen Vorbilder von damals.

CM: Aber prägender als diese Utopien waren für uns die ersten Jahre nach dem Mauerfall: Berlin war damals eine Stadt, in der alles möglich schien und fast alles möglich war. Wir erlebten die Stadt als

Die Qualität von Stadt ist Diversität, die sich in den Verhandlungsprozessen einer urbanen Praxis entwickelt.

einen immensen Möglichkeitsraum. Die Projekte, die wir damals verwirklichten, waren das Ergebnis einer gemeinschaftlichen Praxis. Es entstanden unzählige Modelle, mit deren Hilfe soziale, gesellschaftliche und urbanistische Fragen und Aufgaben weiterentwickelt wurden.

Wie demokratisch ist *raumlaborberlin*?

AH: Es geht nicht darum, wer bei Gestaltungsfragen die Macht hat, Entscheidungen zu treffen, sondern vielmehr, wer die beste Idee hat. Im gestalterischen und konzeptionellen Bereich stehen wir in produktiver Konkurrenz zueinander, wir verfolgen gemeinsame Ziele und sind durch die Arbeit miteinander verbunden.

Wie gehen Sie mit schwierigen städtischen Räumen um?

CM: Schwierige städtische Räume ziehen uns förmlich an. Uns begeistern Orte, die zwischen verschiedenen Systemen, Zeitabschnitten oder Planungsideologien aufgerieben wurden und sich nicht anpassen. Orte, die aufgegeben wurden, die übrig geblieben sind, aber dennoch für die Stadtgestalt eine nicht unerhebliche Relevanz haben. Nicht selten haben diese Punkte ein historisches Gedächtnis. Wir nutzen sie als Experimentierfelder mit ungenutztem Potenzial, das wir aktivieren. Das öffnet neue Perspektiven für alternative Nutzungsmuster, eine gemeinsame Kultur, urbane Diversität und Differenz.

Ist das ehemalige Friedhofsareal in Berlin-Neukölln, wo 2015 das Projekt *Die Gärtnerei* mit Geflüchteten startete, ein solcher Ort?

AH: *Die Gärtnerei* haben wir zusammen mit dem internationalen Jugend-, Kunst- und Kulturhaus *Schlesische 27* und dem *Evangelischen Friedhofsverband Berlin Stadtmitte* ins Leben gerufen. Bei dem Areal handelt sich um einen äußerst sensiblen Ort: ein ehemaliges Friedhofsgebäude an der Hermannstraße in Neukölln. Im Dritten Reich befand sich hier ein Arbeitslager der evangelischen Kirche, das überwiegend minderjährige Männer aus der Ukraine zwangsbeschäftigte. Nach heutigem Stand war es das einzige von der Kirche betriebene und finanzierte Lager.

Um zum Garten zu gelangen, führt der Weg vorbei an den geradezu monströsen Leuchtfeuern des ehemaligen Flughafens, zahlreichen christlichen Gräbern und der Friedhofskapelle der bulgarisch-orthodoxen Gemeinde. Diese war im 19. Jahrhundert als Leichen- und Rettungsgebäude für Scheintote eingerichtet

worden. Hier lagen die Toten, denen für alle Fälle ein Glöckchen um den Zeh gebunden wurde, aufgebahrt. Es ist also ein außergewöhnlicher Ort mit einem stark verdichteten historischen Gedächtnis.

Esther Häring: Dort, wo einst die Zwangsarbeit stattfand, haben wir einen Garten angelegt, in dem Salate, Bohnen, Tomaten, aber auch Blumen wachsen. Auch einen Bienenstock haben wir inzwischen eingerichtet und produzieren eigenen Honig. Letztes Jahr haben wir mit den ersten Teilnehmer_innen – überwiegend jungen Männern aus Afrika – einen langen Steg geschreinert, der für Performances genutzt wird. Ein kreativer Ort der Begegnung von Geflüchteten und Berlinern – ein Thinktank und Ausgangspunkt für soziale Transformationen.

Das Schreinern und Gärtnern verbindet die Menschen, die ihre Heimat verlassen mussten und noch kein Deutsch sprechen, durch eine gemeinsame gestalterische Aufgabe. Sie sind nicht zur Passivität verdammt wie so viele Geflüchtete, die oft lange Zeit, manchmal sogar Jahre, auf ihre Duldung beziehungsweise Aufenthaltserlaubnis warten müssen. Die damit einhergehende Perspektivlosigkeit und das Ausgeschlossensein aus dem ‚normalen‘ (Stadt-)Leben ist eine große Belastung für die Betroffenen. *Die Gärtnerei* bietet ihnen eine Möglichkeit des Teilhabens: Im alten Steinmetzhaus an der Hermannstraße haben wir Werkstatträume und eine kleine Gartenschule eingerichtet. Die Geflüchteten lernen hier Deutsch, Berufskunde, Garten- und Landschaftsgestaltung, sie kochen und essen mittags gemeinsam mit Menschen aus der Nachbarschaft und ehrenamtlichen Helfer_innen.

AH: Der Name ‚Gärtnerei mit Geflüchteten‘ ist Programm. Die Präposition ‚mit‘ ist entscheidend, denn es geht um mehr als das Bereitstellen von Räumen, es geht um das gemeinsame Machen aller am Projekt Beteiligten – der Geflüchteten und der Nachbarschaft. So entsteht durch gemeinsame Arbeit ein Ort der Begegnung, der verbindet.

Aus dem *Gärtnerei*-Projekt ist der *Coop Campus* hervorgegangen. Was ist das?

CM: Die seit Frühjahr 2015 bestehende Gärtnerei war die Voraussetzung für die Idee des *Coop Campus*. Mit dem Gewächshaus wird in Kürze ein weiterer Baustein des Projekts realisiert. Ziel ist es, eine Hülle zu schaffen, die einerseits den Transformationsprozess des Friedhofs sichtbar macht, andererseits aber weitere Aktivitäten am Ort ermöglicht.

Die Genehmigung ist derzeit befristet, die Struktur verfügt aber über das Potenzial, langfristig zu bestehen und mit neuen Nutzungen Teil eines neuen Quartiers zu werden.

raumlaborberlin ist auch maßgeblich am Haus der Statistik beteiligt, das soziale und kulturelle Vielfalt am Berliner Alexanderplatz vorsieht. Welche Allianzen wurden hier geschlossen?

AH: Das *Haus der Statistik* ist ein 40.000 Quadratmeter und sechs Gebäude umfassendes Plattenbau-Ensemble in besser innerstädtischer Lage. Das Gebäude, das die Staatliche Zentralverwaltung für Statistik der DDR beherbergte, steht bereits seit 2008 leer.

Die um das *Haus der Statistik* entstandene Initiative versteht sich als ein offenes Netzwerk, das viele Anknüpfungspunkte bietet. Beteiligt sind derzeit 13 Selbsthilfegruppen, Stiftungen, Architekturbüros bis hin zum Atelierbeauftragten der Stadt. Geplant ist eine Mischnutzung, ein Leuchtturmprojekt der etwas anderen Art. Entscheidend ist die Vorsilbe ‚Ko‘. Ko-Wohnen, Ko-Arbeiten und Ko-Veranstalten bilden den Kern unseres Konzepts. Das *Haus der Statistik* wird so zu einem Hub, einem Drehkreuz verschiedener integrativer, innovativer Nutzungen.

Welche Allianz, welche Kooperation, die raumlaborberlin bisher eingegangen ist, hat Sie persönlich besonders beeindruckt?

CM: Das ist sicherlich das *Haus der Statistik*, bei der sich so viele verschiedene Interessengruppen vernetzen und an einem Strang ziehen. Politik und Bürger_innen verfolgen ein gemeinsames Ziel und arbeiten konstruktiv zusammen an einem Projekt.

Warum ist es wichtig, die Stadtbewohner_innen in den Prozess einzubeziehen?

CM: Die Qualität von Stadt ist Diversität, die sich in den Verhandlungsprozessen einer urbanen Praxis entwickelt. Raum ist, wie schon gesagt, auch ein Ergebnis sozialen Austauschs. Raum ist also kein Objekt, keine unabhängige Entität, die sich vom menschlichen Handeln trennen lässt. Was bedeutet das nun konkret für die Produktion von Stadt als Möglichkeits-, als Gestaltungs- und Verhandlungsraum? Ein Umfeld also, in dem die Bürger_innen nicht nur Konsument_innen, sondern Citoyens sind. Menschen, die aktiv und eigenverantwortlich am Gemeinwesen teilnehmen und dies mitge-

stalten. Bürger_innen, die ihr Recht auf Stadt, auf Teilhabe einfordern. Im Grunde genommen geht es hier um die Frage, wie wir zusammenleben wollen. Dieser Frage gehen wir auch auf dem *Coop Campus* nach.

AH: In diesem inhaltlichen Zusammenhang ist auch unser Engagement zu verstehen, Projekte wie das *Haus der Statistik* zu initiieren und zu unterstützen.

Wie sieht Ihrer Voraussicht nach die Stadt in 20 Jahren aus beziehungsweise was wünschen Sie sich und welcher Voraussetzungen bedarf es?

CM: Anstelle der Entwicklung großer Utopien arbeitet *raumlaborberlin* im Hier und Jetzt. Aber ist es wirklich wichtig, eine Vorstellung davon zu haben, wie die Stadt der Zukunft aussieht? Wir sehen die Stadt als Möglichkeitsraum, in dem vieles unvorhersehbar, nicht planbar und im Fluss ist.

AH: Die Voraussetzung für ein gutes Zusammenleben ist Vertrauen. No Trust, no City!

Das Interview führte Inge Pett.

raumlaborberlin agiert dort, wo sich Architektur, Stadtplanung, Kunst und Intervention berühren. Die Architekt_innen Andrea Hofmann und Christof Mayer gehören zu dem neunköpfigen Kollektiv, die Designerin Esther Häring ist Teil des Projektteams *Coop Campus*. Das Team versteht Raum, Stadt und Städtebau als kulturelles Projekt und als Prozess – stets in Kooperation mit den Bewohner_innen des jeweiligen Areals.

HAUS DER STATISTIK

ALLIANZ FÜR MEHR KOOPERATION IM HERZEN BERLINS

46.000 Quadratmeter für kooperative Non-Profit-Projekte mitten in Berlin am Alexanderplatz? Was angesichts des Baubooms in den Zentren unserer Großstädte wie eine Utopie klingt, scheint hier Realität zu werden. Während in der Nachbarschaft Hotels, Kaufhäuser, Souvenirshops und Geschäftsgebäude entstanden, blieb das Haus der Statistik, die ehemalige Staatliche Zentralverwaltung für Statistik der DDR, leer. Acht Jahre lang, doch der Verwertungsdruck wuchs. Rechtzeitig, um der drohenden Kommerzialisierung etwas entgegenzusetzen, erarbeitete eine Gemeinschaft aus Künstler_innen, Architekt_innen, Vereinen und Kulturstiftungen ein Konzept zur integrativen und innovativen Nutzung des Gebäudes – und hat Gehör gefunden.

Teil der Initiative ist das *raumlaborberlin* (siehe S. 145), ein Netzwerk aus acht Architekt_innen, die zusammen mit lokalen Akteur_innen und externen Spezialist_innen alternative Prozesse urbaner Gestaltung anregen. In der zukünftigen Mischnutzung soll nicht nur, wie ursprünglich geplant, Platz für die Stadtverwaltung, sondern auch für die Ideen der Initiative geschaffen werden. Auf einer Nutzfläche so groß wie acht Fußballfelder plant die Aktionsgruppe Wohnungen für Geflüchtete und Student_innen, Ateliers, Arbeits- und Veranstaltungsräume. Nach zweijähriger intensiver (Überzeugungs-)Arbeit wird damit ein wichtiges Zeichen gesetzt: für soziale und kulturelle Vielfalt durch gemeinschaftliche Gestaltung, und gegen die Gentrifizierung der Innenstadt durch Büro- und Geschäftsflächen. Der erste wichtige Schritt ist getan, der Berliner Senat hat das Gebäude gekauft und damit deutlich gemacht, dass die Aufgabe von Politik und Kommunalverwaltung wesentlich darin besteht, Räume für nicht kommerzielle Nutzung und öffentliche Begegnung zur Verfügung zu stellen. (MS)



AINO LABERENZ

„...SICH GEGENSEITIG BEFRUCHTEN,
SICH ANSTECKEN,
OHNE DIE EIGENE IDENTITÄT ZU LEUGNEN,
ZU VERRATEN, ZU VERBERGEN...“

Ein lebendiger Mikrokosmos von der Arie bis zum schreienden Kind: Noch ertönt keine Opernmusik im *Operndorf Afrika* (siehe S. 154), das seit 2009 im Entstehen ist und seit 2010 von Aino Laberenz geleitet wird. Es ist ein Orchester aus Bewohner_innen, Regierung und Behörden von Burkina Faso, den kommunalen Dorfchefs, der Kunstszene sowie internationalen und lokalen Partner_innen, die alle zum Gelingen eines gemeinsamen Ortes beitragen. Dieser ist nicht nur Schauplatz von Aufführungen, sondern Versorgungs-, Bildungs- und Begegnungsstätte zugleich – ein Ort in Afrika, in dem bereits heute Zukunftsmusik spielt.

Wenn wir von neuen Allianzen sprechen, was assoziieren Sie damit?

Das kann eine Koalition sein, das kann aber auch eine Kollision sein. Allianzen sollten in jedem Fall die Bereitschaft zur Grenzüberschreitung haben. Das gilt im Kleinen für die eigene Arbeitsweise, ganz bestimmt für die Kunst, aber genauso für andere Disziplinen. Auch für die Politik oder die Wirtschaft. Im Operndorf arbeiten wir übergreifend in Bereichen wie Kunst, Bildung, medizinische Versorgung oder gesundheitliche Aufklärung.

Christoph Schlingensiefel spielte zu Beginn des Projekts mit dem Kolonial-Klischee des weißen Mannes, der nach Afrika geht, um dort ein Festspielhaus zu bauen, an dem die Welt genesen soll. Das war ein bewusst erzeugtes Missverständnis, das zunächst einmal Aufmerksamkeit schuf. In Wirklichkeit ging es aber um die Auseinandersetzung mit dem Ort und den Menschen – und dabei zuallererst mit der Regierung und den Behörden in Burkina Faso.

Welche Allianzen waren besonders relevant bei der Entwicklung des Operndorfs?

Es wurde ein Vertrag geschlossen, der regelte, dass beide Partner – die Regierung und die *Festspielhaus Afrika gemeinnützige GmbH* – investieren und sich gemeinsam um die Entstehung des Projekts kümmern. Anschließend wurde mit den Dorfchefs der angrenzenden Gemeinden verhandelt. Burkina Faso hat ein politisches System, ein Parlament, aber die kommunalen Entscheidungen werden auf der Ebene der Dorfchefs, der Häuptlinge, getroffen. Christoph Schlingensiefel hat sie befragt, und sie haben ihre Zustimmung gegeben.

Die nächste Allianz, eine sehr zentrale, war die mit der lokalen Kunstszene. Ende 2010 haben wir ein künstlerisches Gremium einberufen, das vor Ort tätig ist – eine Riege von wichtigen burkinischen Künstler_innen, die das Projekt unterstützen und uns sagen, was gut ist und was nicht funktioniert. Zu diesem Gremium gehören Smockey Bambara, ein Rap-Künstler, der Filmemacher Gaston Kaboré, der Bildhauer Siriki Ky, der Theatermacher Etienne Minoungou, Irène Tassembédo, eine Choreografin, und Konomba Traoré, ein Komponist und Professor für traditionelle Musik.

Und noch eine Allianz war ganz wesentlich für das Operndorf, nämlich die mit dem *Goethe-Institut*, das unser Projekt vor Ort unterstützt. Darüber hinaus haben wir auch einen regen Austausch mit dem *Auswärtigen Amt*.

Das Operndorf ist also beinahe buchstäblich ein Netzwerk. Es ist sehr breit aufgestellt und verfügt über verschiedene, wechselnde Partner_innen auf institutioneller und künstlerischer Ebene. Wir propagieren größtmögliche Offenheit und größtmöglichen Austausch, um zu sehen, wie man das Projekt, das Dorf, nachhaltig weiterentwickelt.

Das Operndorf befindet sich in der kleinen Gemeinde Zinaré, 45 Minuten von der Hauptstadt Ouagadougou entfernt – warum eigentlich dort?

Es war eine bewusste inhaltliche Entscheidung, das Operndorf nicht in Ouagadougou zu bauen, sondern außerhalb. Das Operndorf sollte kein Konkurrenzort zu den bestehenden und etablierten Kultureinrichtungen werden – das brauchten die nun wirklich nicht. Es gibt eine tolle Musik-, Theater- und Filmszene; ein weiterer Ort hätte bedeutet, diese zu unterwandern. Deshalb hat Christoph Schlingensiefel mit den Leuten gesprochen, sich die Theater, das Filmfestival, die Filmschulen angesehen. Auch auf dieser Ebene ging es darum, Kräfte zu bündeln und nicht sie zu verwässern.

Christoph Schlingensiefel hat das Operndorf initiiert, seit 2010 führen Sie das Projekt fort. Wie definieren Sie Ihre Rolle?

Christoph Schlingensiefel gab die Initialzündung, die Vision, die Idee für das Projekt *Operndorf Afrika*. Er selbst sah leider nur noch die Grundmauern des ersten von heute 23 Gebäuden. Realität ist das Operndorf erst nach seinem Tod geworden. Alles, was seither entstanden ist, hat sich auf Grundlage dieser Vision entwickelt.

Francis Kéré ist ein grandioser Architekt, und ich bin als Geschäftsführerin tätig – soweit unsere offiziellen Verantwortungsbereiche. Aber auch wir packen überall an und überschreiten die Grenzen unserer eigentlichen Funktion.

Als Leiterin der *Festspielhaus Afrika gemeinnützigen GmbH* trage ich heute auch die Hauptverantwortung für den Bau der Schule, Kantine, Krankenstation, Wohn- und Residenzmodulen, Lager, Tonstudio und die Weiterentwicklung des Operndorfs. Und nicht zuletzt für dessen Belebung, die künstlerischen Schwerpunkte des Schulprogramms, das Knüpfen von Kooperationen. Ein ganz wesentlicher Moment war das 2015 ins Leben gerufene Artist-in-Residence-Programm.

Wie schaffen Sie das alles?

Das alles schaffe ich zusammen mit meinem Team, das geschieht im Gespräch und durch die Zusammenarbeit mit Partner_innen. Das Team ist breit aufgestellt. Wir haben zum Beispiel einen künstlerischen Leiter, Alex Moussa Sawadogo, der direkt im Operndorf verankert ist. Es gibt einen Schulleiter, einen Leiter der Krankenstation und so weiter. Es gibt also gewissermaßen einen selbstständigen und sich immer mehr verselbstständigenden Dorfalltag, der auf das Operndorf als künstlerisches Grundprinzip trifft. Mehr Allianz geht gar nicht.

Warum eine Oper in einem Dorf in Afrika?

Es wird keine Oper im üblichen Sinn im Operndorf geben. Zu Beginn gab es vielfach den Reflex, Christoph Schlingensiefel wolle Bayreuth in Burkina Faso nachbauen. Aber es ging eben um das genaue Gegenteil, um die Entbindung der Oper aus ihrem starren Korsett. Für Christoph Schlingensiefel war Oper kein geschlossener Apparat, sondern genau die Werkstatt, die er in Bayreuth nicht vorgefunden hatte. Vor dem Hintergrund dieser Erfahrung hat er den ‚erweiterten Opernbegriff‘ geprägt. In Afrika sollte die Oper an ihren Ursprung zurückgeführt werden, sie sollte entkolonialisiert werden. Oper war für Christoph Schlingensiefel nicht nur Arie, sondern auch der Schrei eines neugeborenen Kindes.

Die Oper ist also als Kleingesellschaft oder Mikrokosmos zu verstehen, kein Haus und kein ästhetischer Konformismus, wie wir ihn verinnerlicht haben. Oper, das heißt hier Schule, Krankenstation, Straßen, Wohnraum, Sportplatz – alles gleichzeitig und alles unbedingt atonal.

Das Operndorf ist weit weg von Europa aus gesehen und lebt doch von der Zusammenarbeit unterschiedlichster Menschen aus unterschiedlichsten Welten und Motivationen. Was verbindet sie?

Ich finde es hochinteressant, dass Afrika in unseren Köpfen immer viel weiter entfernt ist als Amerika, und das bei gleicher Distanz! Das hat zu tun mit unseren Bildern von und über Afrika, die in unseren Köpfen sind. Es sind Bilder von Afrika, die fast ausschließlich von uns Weißen gemacht sind und die immer auf Distanz aus sind – bei uns der Wohlstand und die Zivilisation, bei denen Hunger, Elend, Krieg, das Wilde, die Exotik. Die Bilder des Alltags sind andere. Wir kennen nicht die Bilder afrikanischer Fotografen – und damit beginnt die Misere.

Im Operndorf schrumpft diese Distanz komplett zusammen. Was uns hier verbindet, ist die Vision eines Ortes, der immer im Werden ist. Wenn unser lokales Team von dem Projekt spricht, haben sie das gleiche Interesse wie wir: Sie wollen einen freien Ort entwickeln, der Räume ermöglicht für künstlerisches Schaffen. Da sind wir uns überhaupt nicht fremd. Gleichzeitig gibt es die Aufladung dieser Vision durch die verschiedenen Blickwinkel. Das ist super spannend und wichtig. Wir sind im steten Austausch miteinander und überarbeiten unsere Ideen gemeinsam.

Wie gestaltet sich der alltägliche Austausch der Menschen vor Ort?

Ich lebe nicht im Operndorf. Wie der alltägliche Austausch der Menschen im Operndorf funktioniert, beobachte ich natürlich. Aber es ist in diesem Moment nur meine persönliche Sicht darauf. Ich kann nicht für die 250 Kinder dort, für die Lehrer_innen und die Angestellten der Krankenstation sprechen – allein schon diesem Eindruck vorzubeugen, ist mir ein besonderes Anliegen.

In erster Linie arbeiten und leben dort Menschen, und ihr täglicher Austausch ist von ihrem jeweiligen Alltag bestimmt. Das ist keine Inszenierung. Es ist eher der Einbruch des Realen in eine Kunst, die – mit Christoph Schlingensiefel – ausbrechen will.

Was fehlt noch, um das ‚Zukunftsfeuerwerk Afrika‘, von dem Christoph Schlingensiefel sprach, zu zünden? Und was genau ist damit gemeint?

Das ‚Zukunftsfeuerwerk‘ setzt hier wohl eher den Kontrapunkt zum traditionellen und konventionellen Bühnenzauber namens Oper. In Christoph Schlingensiefels Sinn ist das Operndorf sicher eine zukunftsweisende Ausrichtung des Opernbegriffs – kein Opernbunker, keine soziale Plastik, aber ein sozialer Klangkörper – und ganz bestimmt immer wieder auch Wundertüte.

Was können wir in Europa von anderen Kulturen lernen, wenn wir von Allianzen und Kooperationen sprechen?

Ich glaube, es geht gar nicht darum, voneinander zu lernen. Es geht vielmehr darum, sich gegenseitig zu befruchten, sich anzustecken, ohne dass irgendwer dafür seine Identität verleugnen, verraten oder verbergen muss. Das ist Utopie, ich weiß. Aber nichts anderes hält die Realität am Leben. Wir sollten die Vorstellung aufgeben, die eigene, die europäische Idee irgendwo anders hintragen und ein-

Die Oper ist also als Kleingesellschaft oder Mikrokosmos zu verstehen, kein Haus und kein ästhetischer Konformismus.

betonieren zu wollen. Wir sollten hingehen, zuschauen und zuhören. Der Rest ist Verwandlung des eigenen Denkens und Handelns. Solange man im Prozess bleibt, ist alles gut. Niemand hier hat die Weisheit für sich gepachtet.

Welche Rolle kann Kunst bei der Gestaltung eines universelleren Miteinanders spielen?

Kunst kann alles. Sie muss nichts. Das ist ihre Stärke und ihr größter Luxus. Dazu gehört auch, dass Kunst eben auf nichts hinarbeiten muss. Sie kann probieren, verwerfen, gelingen, scheitern, anknüpfen oder wieder von vorn anfangen. Das Universelle können wir den Göttern überlassen, das kriegen wir Menschen nicht hin. Dafür sind wir zu klein. Darum kann sich auch die Kunst um die Kleinteile kümmern, kann Produktivkraft sein und neue Handlungsspielräume schaffen. Ich glaube außerdem, dass Kunst im Besonderen weniger über Kompromisse und Übereinkünfte funktioniert. Sie braucht die Verunsicherung, das Missverständnis und die Reibung. Es ist wie die berühmt-berüchtigte Lücke, von der Christoph Schlingensiefel gesagt hat, sie sei das größte Glück jeder Inszenierung.

Welche Allianzen sind nötig, um die Grenzen zwischen Kunst und Leben durchlässiger zu machen?

Mir ist die Grenze zwischen Kunst und Leben wichtig, auch um sie immer wieder neu infrage zu stellen. ‚Kunst ist Leben, Leben ist Kunst‘, das wäre mir zu einfach. Grenzen stehen ja auch für gegenseitigen Respekt in einer Gesellschaft. Was das Operndorf geschafft hat, ist die Kunst im Leben unserer Schulkinder anzusiedeln, ihr einen Stellenwert zu geben und sie überhaupt zugänglich zu machen. Sie ist immer zugänglich und ziemlich präsent. Sie ist aber auch hier ein Angebot und kein Muss. Nach wie vor stehen natürlich die klassischen Schulfächer im Mittelpunkt. Man darf da nicht hermetisch denken, nicht dogmatisch sein. Das Operndorf ist ja kein alternatives Lebenskonzept oder eine Reformbewegung. Es geht um Austausch, und die Anwesenheit von internationalen Künstler_innen im Operndorf erzeugt ihn. Es finden Aufführungen statt, die sonst sicher nicht so einfach hierhergekommen wären. Wir freuen uns einfach über die Offenheit, mit der dieses Angebot angenommen wird.

Inwiefern könnte sich aus dem Operndorf ein Modell entwickeln, das auch an anderen Orten der Welt funktioniert?

Das ist nicht das Ziel. Das Operndorf ist kein Modellprojekt, kein Vorzeigeort, der bei Gelingen exportiert werden kann. Das wäre ein sehr elitärer Gedanke, der schon der Grundidee Christoph Schlingensiefels absolut zuwiderläufe. Wir freuen uns, wenn sich der Ort belebt und das Angebot, das wir gemeinsam mit unserem lokalen Team geschaffen haben, von den Menschen dort genutzt wird. Es hängt immer von den Menschen an Ort und Stelle ab, von ihren Bedürfnissen, auf die wir versuchen einzugehen. Das macht die Arbeit an sich einzigartig und nicht so einfach übertragbar. Der Zugang ist entscheidend. Christoph Schlingensiefel sprach davon, „von Afrika zu lernen“. Dieser Anspruch an die eigene Arbeit ist übertragbar auf andere Orte: den Menschen zuhören, ein Projekt gemeinsam entwickeln, Allianzen eingehen.

Für welche Ziele würde es sich lohnen, neue Allianzen einzugehen?

Ein Ziel für mich wäre es, dass sich aus dem Ort irgendwann eigene Utopien entwickeln – Künstler_innen den Ort beleben, übernehmen, formen, verändern. Der Ort entwickelt sich, er wandelt sich, alles ist im Werden und nirgendwo Stillstand. Aus Christoph Schlingensiefels Vision ist hier etwas entstanden. Es lebt, wächst und entwickelt sich. Man ist ein Teil davon, aber eben nur ein Teil. Ich bin gespannt auf die Allianzen der kommenden Jahre, auf die vielen Teile, die noch kommen werden. Darauf freue ich mich.

Die Fragen stellten Elisabeth Hartung und Sophia Plaas.

Aino Laberenz ist Bühnen- und Kostümbildnerin, sie arbeitete unter anderem mit René Pollesch, Schorsch Kamerun und Armin Petras zusammen. Seit 2010 leitet sie das internationale Kunstprojekt *Operndorf Afrika* in Burkina Faso. Die Idee eines interkulturellen Ortes, der auf Gesundheit, Bildung und Kultur basiert, geht auf den 2010 verstorbenen deutschen Theater- und Filmregisseur Christoph Schlingensiefel zurück. Seine Vision von einer Begegnungsstätte für Einheimische und internationale Gäste konnte bereits zu großen Teilen verwirklicht werden. Für die *54. Biennale von Venedig* setzte Laberenz 2011 gemeinsam mit der Kuratorin Susanne Gaensheimer den Beitrag für den deutschen Pavillon um, der in Form einer Monografie Christoph Schlingensiefel als Gesamtkünstler gewidmet war.

OPERNDORF

EINE SOZIALE PLASTIK
IN BURKINA FASO

Auf Inszenierungen in Bayreuth, Manaus und der *Deutschen Oper* folgt das *Operndorf*. Statt Götterdämmerung eine Ziege, ein Brunnen, schreiende Kinder und ein Acker. Wagnerianer_innen zu enttäuschen sei schließlich gar nicht schlimm, so Christoph Schlingensief über sein „wichtigstes Kunstprojekt“, das er gemeinsam mit Aino Laberenz (siehe S. 150) und Francis Kéré ins Leben rief und das seit 2009 in Burkina Faso entsteht. Mit dem Ziel, etwas Neues und Konstruktives im Geiste des Gesamtkunstwerks im 21. Jahrhundert zu schaffen. Klassische Kulturkonsumenten_innen wären eher fehl am Platz.

Das Operndorf ist eine Art soziale Plastik und findet ihre Entsprechung im Konzept der sozialen Architektur Francis Kérés. Der aus Burkina Faso stammende Architekt verbindet traditionelle Bauweisen mit nachhaltigen Konzepten: Ressourcenschonendes und energiesparendes Bauen, die Vermittlung von Wissen und die Zusammenarbeit mit den Bewohner_innen spielen für ihn eine zentrale Rolle. Film-, Theater- und Opernvorführungen sollen das Dorf zu einem Ort internationaler Begegnung machen und damit bewusst einen neuen Blick darauf werfen, welche Bedeutung Kunst und Kultur jenseits der üblichen Institutionen und des Kunstmarkts haben. Finanziert wird das Ganze von einer internationalen Gemeinschaft von Menschen und Organisationen, die davon überzeugt sind, dass Kunst entscheidende Rollen bei der Konstituierung realer Modelle spielen kann.

Noch bevor das Festspielhaus als Mittelpunkt eines großen Platzes realisiert wird, sind gemeinschaftliche und soziale Einrichtungen für die Menschen vor Ort ins Leben gerufen worden. Seit 2011 gehen Kinder in eine Grundschule mit angeschlossener Kantine, Tonstudio und Wohnhäusern. 2014 nahm die Krankenstation mit Ambulanz, Geburtsstation und zahnmedizinischer Praxis ihren Betrieb auf. Das Angebot von Musik- und Kunstunterricht, Filmklassen und Theatergruppen sowie ein Artist-in-Residence-Programm setzen die Idee einer Plattform für nationale und internationale Künstler_innen um, vor allem ist ein Ort entstanden, an dem Kinder und Jugendliche selbstbewusst ihre Kultur zum Ausdruck bringen können und lernen, über Grenzen hinauszudenken. (MS)



Versammlungsraum im Operndorf, 2011



Performance zur Eröffnung der Schule, 2015

ALFREDO BRILLEMBOURG UND HUBERT KLUMPNER

(URBAN-THINK TANK)

„STÄDTE MÜSSEN

ABENTEUERSPIELPLÄTZE

FÜR ALLE

BEVÖLKERUNGSSCHICHTEN WERDEN.“



Metrocable – San Augustin (siehe S. 162), eine Seilbahn in Caracas, Venezuela, ermöglicht die Verbindung eines steilen Slumgebietes mit dem U-Bahn-System der Stadt über einen Fluss und eine Autobahn hinweg. Dass außerdem Entwicklungsprozesse mit den Menschen vor Ort angestoßen werden, steht sinnbildlich für die Arbeit der Architekten Hubert Klumpner und Alfredo Brillembourg. Gemeinsam gründeten sie 1998 den *Urban-Think Tank (U-TT)* und realisieren heute Aufträge weltweit. Dabei geht es immer um Pilotprojekte, die die Lebensqualität verbessern sollen. Das Interesse für informelle Strukturen, in denen mit verschiedenen Stakeholdern Projekte initiiert und die Bewohner_innen einbezogen werden, zeichnet die besondere Praxis in multidisziplinären Teams aus, ob in Caracas, Kapstadt oder Zürich.

Was treibt Sie an?

Wir wollen neue Wege, ein erweitertes Vokabular und alternative Paradigmen für die Architektur aufzeigen, um den vorherrschenden ökonomischen Interessen der Immobilienwirtschaft, von denen Architekt_innen heute getrieben sind, etwas entgegenzusetzen. Das ist im Interesse aller Stadtbewohner_innen. Deshalb ist unsere Arbeit auch im besten Sinne politisch bedeutsam. Wir sind besonders an sozialen Transformationen und den daraus resultierenden Fragestellungen interessiert und entschlossen, diese durch konkrete Projekte zu thematisieren und zu beantworten. Wir dürfen nicht vergessen, dass es für die Mehrheit der Stadtbevölkerung, für die Armen dieser Welt, keine Antworten auf ihre drängendsten Bedürfnisse gibt.

Sie setzen sich intensiv mit informellen Strukturen als Modell für Stadtplanung auseinander. Inwiefern könnten daraus bessere Städte entstehen?

Einerseits bringen informelle Strukturen, die nicht nur Slums betreffen, viele Probleme mit sich. Andererseits sind sie Lebensräume voll gelebter Hoffnung. Es entstehen unglaubliche, neue Städte, in denen Menschen in hoher Dichte mit minimalem Wohnraum und einer sehr komplexen Form der ‚Sharing Economy‘ experimentieren. Das sind Themen, die jede Stadt betreffen, aber dazu braucht es ein anderes Selbstverständnis für Architektur. Notwendig wäre, dass sie weniger Dienstleister am Ende einer Entscheidungskette ist, sondern sich mehr traut – durch direkten Einfluss auf die Politik und deren Umgang mit jenen, die in unseren Städten nicht repräsentiert werden. Dazu gehören alle Randgruppen, die spezifischere Ansprüche an gebaute Strukturen stellen und keine genormten, homogenen Räume brauchen.

Städte müssen Abenteuerspielplätze für alle Bevölkerungsschichten werden. Deshalb sollte die Gesellschaft mit multidisziplinären Teams arbeiten, mit einer nachdenkenden Aktionsgruppe wie dem *Urban-Think Tank*, statt der Idee des Wettbewerbs zu folgen. Denn dieser geht viel zu verschwenderisch mit den geistigen und gebauten Ressourcen einer Gemeinschaft um – ohne es mit erfolgreichen Ergebnissen rechtfertigen zu können.

Wie kann es konventionell arbeitenden Architekt_innen gelingen, in diesen Prozess einzusteigen?

Wir wenden uns gezielt an junge Architekt_innen, denn für die meisten unter-

nehmerisch tätigen Architektenbüros ist es sehr schwierig, sich umzuorientieren. Wir schwimmen damit gegen den Strom, aber die Verantwortung für unsere Städte lässt sich nicht den Prinzipien des Marktes unterordnen. Deshalb ist auch hier die Politik gefordert, regulierend einzugreifen und Städte nicht nur zu verwalten, sondern sie aktiv zu gestalten. Beispiele in der Vergangenheit, auf die wir uns gerne beziehen, gibt es genug: Bücher wie *Architektur ohne Architekten* von Bernard Rudofsky oder die bahnbrechenden Arbeiten von John Turner haben die Diskussion über informelle Siedlungen ins Rollen gebracht. Es sind historische Werke, die vor langer Zeit entstanden sind. In den 1960er- und 1970er-Jahren hat man unglaubliche Lösungen erarbeitet.

Kann man diese historischen Beispiele auf die Gegenwart übertragen?

Natürlich, man muss nur die aktuellen Herausforderungen verstehen. Aber die Passion, sozial zu denken und zu handeln und integrative lebendige Stadträume zu gestalten, hat eine lange Tradition, die in den letzten Jahrzehnten etwas in Vergessenheit geraten ist. Wir versuchen, die Quellen zu analysieren und an die Grundlagen dieser Experimente anzuknüpfen.

Wir haben keinen romantischen Blick auf die informelle Stadt. Es ist für uns kein, wie manche sagen, ‚Slum Porn‘. Wir sind gerade dabei, wichtige Positionen zusammenzutragen und neue methodische Ansätze in unserer Toolbox zu ergänzen, die wir seit fast zehn Jahren kontinuierlich vervollständigen. Wir versuchen außerdem, eine Lehre an der *ETH* anzubieten, die es angehenden Architekt_innen ermöglicht, selbst Projekte zu initiieren. Dazu gehört etwa, integrierte Infrastrukturmodelle zu entwickeln, um bei großen Investitionen der Situation vieler Bewohner_innen gerecht zu werden und gebaute Möglichkeiten anzubieten.

Mit welchem Ziel betreiben Sie Ihre Forschungen?

Unsere Intention ist es, eine neue, informelle Sprache der Architektur zu entwickeln. Im Gegensatz zu vielen unserer Kolleg_innen geht es uns nicht darum, die Form als etwas Schönes oder als bloße Oberfläche zu betrachten. Wir wollen nicht zu den Architekt_innen gehören, die, wie David Chipperfield gesagt hat, immer mehr zu Dekorateur_innen der Stadt werden. Es geht uns vielmehr um Programme und Prozesse, um urbane

Transformation möglich zu machen.

Uns interessiert vielmehr, was Architektur bewirken oder welchen Einfluss sie auf die sozialen Belange einer Stadt haben kann. So, wie es Selim Khan-Magomedov formuliert hat, der wichtigste Historiker der russischen Konstruktivisten, wurde die formelle Kraft dieser Bewegung immer wieder rezipiert, aber die ihr zugrunde liegende soziale Dimension nicht verstanden. Es gilt für uns, die Ziele einer sozialen und ökonomischen Umwelt in einem Paradigmenwechsel abzubilden, der die Stadt nicht mehr nur als Produkt versteht. Man muss heute nicht mehr in der Stadt wohnen, um ein urbanes Leben zu führen. Aber viele haben gar keinen Anteil daran, das ist die Herausforderung. Die Stadt muss wieder zu einem sozialen Kondensator werden, auch das Gebäude selbst muss solche Aufgaben übernehmen.

Architektur ist einfach nur die beste, billigste und klügste Art, um Verbindungen herzustellen und wichtige Funktionen zu erfüllen. Städte wurden aber nicht nur gegründet, um wirtschaftlichen Vorteil für Wenige zu bringen. Stadtluft machte, wie man im Mittelalter sagte: frei. Es ist diese Freiheit und die Lust, in einer Stadt leben zu können, die wir immer wieder suchen, aber kaum mehr zu generieren im Stande sind, weil wir die Komplexität in Regeln fassen und damit versimplifizieren. Das ist ein sinnloses Unterfangen. Offenheit und Kollaboration in einem gemeinsam verantworteten Stadtraum ist es, was wir heute mehr denn je brauchen, um Innovation zuzulassen.

Was muss geschehen, damit Politiker_innen und Verwaltungsleute nicht mehr in erster Linie den Investoren die Gestaltung unserer Städte überlassen?

Machen wir uns nichts vor: Das große Geld wird immer in die großen Bauvorhaben fließen, das Kapital wird immer in den lukrativsten Teil der urbanen Fläche gesteckt. Demgegenüber stehen die Stadtteile, die immer vernachlässigt werden. Unserer Meinung nach müsste der Profit, der beispielsweise durch staatliche Bahnunternehmen erwirtschaftet wird oder durch den Verkauf von Baurecht, in die Teile der Stadt gesteckt werden, an denen das heiße Geld vorbeigeht. Die Aufgabe der Politik besteht darin, Entwicklung zu ermöglichen aber auch zu moderieren, damit die Stadt ihre Lebendigkeit nicht verliert. Es liegt im Interesse aller, dass es eine möglichst vielschichtige und diverse Bevölkerung gibt, ansonsten werden unsere Städte menschenleer und farblos, das ist auch für Investoren nicht interessant.

Wie können Sie das als Architekt beeinflussen?

Wir müssen die bestehenden Verhältnisse untersuchen und neue Ideen für die Stadt entwickeln. Gerade wir Architekten haben die besondere Fähigkeit, diese Ideen zu visualisieren. Scheitern gehört natürlich dazu. Wir brauchen wieder eine Diskussionskultur in der Stadt, in der sich die Bürger_innen selbst einbringen und dies nicht an Hierarchien delegieren. Diese Hierarchien sind im Auflösen begriffen. Top-down und Bottom-up können erstmals in direkten Diskurs treten.

Gerade dieses unkonventionelle Vorgehen zeichnet Ihre Arbeit aus. Geben Sie uns einen Einblick in Ihre Strategie?

Unser Modell ist nicht auf Auftraggeber_innen ausgerichtet, wir versuchen vielmehr, den politischen Willen und den der verschiedenen Nutzer_innengruppen zu analysieren und die daraus resultierenden Bedürfnissen in ein Konzept zu übersetzen. Dann ziehen wir los, um das notwendige Kapital für die ersten Schritte zu sichern. Auf diese Weise generieren wir ein robustes Netzwerk, das ein Vorhaben weit über Legislaturperioden und andere Limitationen wachsen lässt. Dies hat dazu geführt, dass wir oft bis zu zehn Jahre für ein Projekt einer gewissen Größe brauchen. Das macht diese Vorgangsweise interessant, weil wir an verschiedenen Aufgaben parallel arbeiten und sie sich auf vielen Ebenen beeinflussen. Das reicht von einem Museum in Sarajevo bis zu einer Kunsthochschule in Barranquilla, von einer Wohnsiedlung in Kapstadt bis zu einem Beitrag auf der nächsten Biennale in Venedig.

Zunächst aber müssen wir lernen, wo genau die Brennpunkte liegen. Dazu lassen wir uns durch Zeitungen inspirieren. Genau wie die *Beatles* ihre Lieder komponiert haben, indem sie, wie die Dadaisten, die Überschriften der Liverpool-Newspaper quergelesen haben. So stoßen wir auf politische Hohlräume, auf umstrittene Flächen. Wir stellen, wie investigative Reporter_innen, Nachforschungen an, um herauszufinden, warum Städte und Gelände so sind, wie sie sind. Eine Stadt ist immer das Ergebnis der Rahmenbedingungen: gefrorene Politik. Wenn wir der Meinung sind, dass unser Vorschlag besser ist als ein Bauvorhaben der Stadt, versuchen wir ihn in die Medien zu bringen. Wir gehen wie Unternehmer_innen vor, indem wir Geld über Finanzinstitutionen, Stiftungen oder Bürgermeister_innen organisieren, die ein Interesse am Projekt haben.

Wie hat sich Ihre Methode entwickelt?

Die Strategie hat sich aus unserer eigenen Historie heraus entwickelt. Ausgangspunkt war unsere Arbeit in Caracas, wo wir vor 20 Jahren den *Urban-Think Tank* gegründet haben. Wir kannten das Umfeld, denn Alfredo ist dort aufgewachsen. Ihm waren alle Debatten vertraut, er war stark in die politischen Geschehnisse involviert und wusste, wie man durch das unsichtbare Netzwerk der Akteur_innen navigiert. Durch die Revolution wurde von einem Tag auf den anderen alles in Frage gestellt, das war Katastrophe für die einen, Herausforderung für die anderen. Wir haben uns der Herausforderung gestellt und weitergemacht. Dadurch ist es uns gelungen, einige Projekte zu realisieren.

Geben Sie uns ein konkretes Beispiel?

In São Paulo geriet unser Plan für eine Musikschule in einer Favela ins Stocken. Der Bürgermeister konnte ihn im Stadtrat nicht durchsetzen und es fehlte das nötige Geld. Der Vertreter einer Gemeinde mit damals 100.000 Einwohner_innen zeigte uns, wie solche Probleme in Brasilien gelöst werden: Er marschierte mit Alfredo ins Rathaus, durchs Vorzimmer hindurch, wo sie mitten in eine Stadtratsversammlung platzten. Als der Bürgermeister ablehnte, mit ihnen zu reden, drohte er, die wichtigste Verkehrsader im reichen Teil der Stadt mit seinen Leuten zu sperren. Vor laufender Handykamera willigte daraufhin der Bürgermeister ein, die Schule zu bauen. Zehn Minuten später war die Neuigkeit in den sozialen Netzwerken verbreitet und der Deal nicht mehr rückgängig zu machen.

Eine Allianz, geschlossen unter besonderen Bedingungen.

Klar war das eine Art von Erpressung, doch es zeigt leider, dass Politiker_innen und Geschäftsleute nur durch den Druck der Öffentlichkeit für ihre Handlungen verantwortlich gemacht werden können. Natürlich existiert die Strategie, Verträge im Hinterzimmer abzuschließen, immer noch.

Welches Ziel verfolgen Sie?

Wir brauchen Transparenz, Sicherheit und Perspektiven für alle Bewohner_innen einer Stadt. Wir sollten Städte bauen, in denen wir ein vitales, freies Leben führen können. In denen wir nicht mehr als fünf Kilometer zurücklegen müssen, um alle notwendigen Dienste zu beanspruchen. Wo Lebensqualität an erster Stelle steht und Kriterien erfüllt werden, die allen eine Vielzahl von Erfahrungen

Eine Stadt ist immer das Ergebnis der Rahmenbedingungen: gefrorene Politik.

erlauben. Die im öffentlichen Raum, an Arbeits- und Produktionsorten, in Schulen und Theatern einen aktiven sozialen Austausch ermöglichen. Slums und Gated Communities haben ähnliche Herausforderungen, Regeln und Mangelerscheinungen. Wir brauchen Konzepte, die unsere Vororte, egal ob arm oder reich, urbanisieren. Wir brauchen dazu Eigenkapital und öffentliche Gelder, die an jene gehen, die es am dringendsten benötigen.

Lassen sich die Strategien, die Sie in Mumbai und Caracas angewendet haben, für Städte wie Zürich adaptieren?

Man müsste meinen, der Unterschied zwischen westlichen Städten und Metropolen der südlichen Hemisphäre liegt in der politischen Instabilität der Entwicklungsländer. Dass die Gesellschaften, die auch politisch westlich zentriert sind oder wo es schon länger bürgerliche Institutionen gibt, stabiler seien. Tatsächlich aber findet man Instabilität auch in Italien, in Griechenland, im ehemaligen Jugoslawien. Wir finden sie in der Bronx und genauso in der Schweiz.

Der Unterschied zeigt sich in der Kultur, in der Art wie Geschäfte gemacht werden, in den Netzwerken, in der Politik. Aus diesem Grund versuchen wir, uns zunächst genau über die politischen und kulturellen Gegebenheiten des jeweiligen Ortes zu informieren.

Grundsätzlich zeigt unsere Erfahrung, dass sich viele der Strategien, die wir uns von den Entwicklungsländern abgeschaut haben, auch in den Industrieländern anwenden lassen. Inzwischen kennen wir auch Zürich gut. Wir sind aus Caracas weggegangen, da sich mit der Revolution in Venezuela dort das gesamte Umfeld verändert hat. Auch wenn wir jetzt nicht mehr zu den Locals gehören, haben wir im Vergleich zu unserer Tätigkeit in Caracas einen entscheidenden Vorteil: Als Lehrstuhlinhaber an der *ETH* befinden wir uns in einer weit besseren Position.

Welche Form der Kooperation würde Ihre Arbeit bereichern?

Wir sehen mögliche Vorbilder in den Niederlanden der 1990er-Jahre. In der Zeit als berühmte Architekturbüros wie *MVRDV* entstanden, gab es eine klare Verschiebung in den Machtstrukturen hin zu den Menschen vor Ort. Sie formierten sich in öffentlichen oder privaten Kooperationen, die Entscheidungen trafen und zu jedem neuen Bauvorhaben herangezogen wurden. Das alte Modell der Stadtentwicklung wurde aufgebrochen: Auf-

träge für ganze Stadtteile wurden nicht länger an wenige Großunternehmen vergeben, sondern in viele, kleinere Aufgaben unterteilt mit unterschiedlichen Stadtentwickler_innen. So gab es mehr Möglichkeiten für den Trickle-down-Effekt: Der Wohlstand der Reichen sickert bis zu den unteren Schichten durch.

Ihnen ist wichtig, Gemeinschaftssinn zu schaffen. Was sollten Politik und Verwaltung dazu beitragen?

Zunächst müssen Bürgermeister_innen und Politiker_innen sich klar werden, aus welchen sozialen Schichten die Stadt besteht. Dann sollten sich die Projekte auf die Bereiche fokussieren, in denen die Armen von den Reichen getrennt werden. Der Verlauf dieser Grenzen lässt sich in Städten genau nachvollziehen und Bürgermeister_innen müssen bereit sein, Investitionen in diese Gebiete zu stecken. Denn dem Rest der Stadt geht es ohnehin gut.

Städte sind heute wichtiger als Staaten. Deshalb steht Transparenz aller Projekte und ihrer Finanzierung an vorderster Stelle. Die Stadt muss darlegen, was die Ziele neu gewählter Bürgermeister_innen sind, sie müssen einen Plan entwickeln und kommunizieren. Bürger_innen sollten öffentlich aufgefordert werden, selbst Ideen vorzuschlagen. Ein interdisziplinäres Komitee aus Vertreter_innen der Hochschulen, des Business und der Stadtentwicklung sollte darüber entscheiden, welche Projekte finanziert und ausgeführt werden. In der restlichen Amtszeit wäre es die Aufgabe, diese Pläne umzusetzen. Die Banken stehen zur Seite und sind dazu da, neue Finanzmodelle zur Unterstützung der Vorhaben zu entwickeln.

Was ist Ihre Vision für die Welt in 20 Jahren?

In den nächsten 20 bis 30 Jahren werden zwei Milliarden Menschen in den Slums geboren und dort leben. Deshalb gibt es für mich vier wichtige Anliegen in Bezug auf das 21. Jahrhundert: Zunächst braucht es eine Erneuerung der Politik, der Bodenpolitik und besonders der Stadtpolitik, weil dort die meisten Menschen wohnen. Es muss mehr Klarheit darüber herrschen, wie wir die gewählten Vertreter_innen an der Spitze zur Verantwortung ziehen können. Zweitens muss eine Wirtschaft des Teilens entstehen. Bitcoins machen es jetzt bereits möglich mittels digitaler Apps transparenter, freier und mit weniger Transaktionskosten agieren zu können. Unser drittes Anliegen ist, dass Städte transparenter wer-

Architekt_innen müssen in ihre Vermittlerrolle mit der Politik zurückkehren und dürfen nicht nur die oberflächlichen Gestalter_innen einer Stadt sein.



den. In der Schweiz beispielsweise ist es sehr schwierig, Grundstücksbesitzer und Initiatoren von Bauvorhaben ausfindig zu machen, da sie vom nationalen Verschwiegenheitskodex geschützt sind. Als vierten Punkt müssen wir die weltweite Armut in den Griff bekommen.

Wenn Sie auf die Fragen zurückblicken: Gibt es etwas Wichtiges für Sie, das fehlt? Was treibt Sie gerade um?

Um dem Problem der Armut auf den Grund zu gehen, reichen Statistiken nicht aus. Schließlich formen nicht Zahlen die Stadt, sondern Menschen. Sie sind die Infrastruktur. Natürlich kann man alle BIPs zitieren und über Wachstumsprognosen sprechen, denn ohne Jobs und ohne Wachstum können wir nichts erreichen. Aber tatsächlich müssen wir uns auf die Menschen konzentrieren, auf die Vertreter_innen in den Gemeinden, der beteiligten NGOs, der Nachbarschaften. Wenn wir erst einmal den Fokus auf eine bestimmte Gemeinde gelegt haben, können wir die Probleme Viertel für Viertel angehen. Wir können Lösungen finden, die beide Richtungen zusammenführen: von oben nach unten und von unten nach oben. Das bedeutet, die Wohnungspolitik zu dezentralisieren und einen Teil der zentralen Verwaltung auf die Gemeinde zu übertragen.

Wir glauben an die Wirkung politischer Maßnahmen, aber diese dürfen nicht allein von oben kontrolliert werden. Stattdessen muss ein System geschaffen werden, in dem die Basis auf gleicher Ebene mit der Spitze agieren kann. Infrastrukturen, die von oben nach unten eingeführt werden, sind teuer und kompliziert. Sie gehen oft schief, so wie beim Autobahnbau, oder wenn wir für die Landwirtschaft Flüsse umleiten. Jetzt gerade trocknen wir die Stauseen in Südafrika aus. Wir produzieren im Namen des Kommerzes mehr Verschmutzung, als wir uns jemals hätten vorstellen können.

Was wollen Sie dagegen tun?

Architekt_innen müssen in ihre Vermittlerrolle mit der Politik zurückkehren und dürfen nicht nur die oberflächlichen Gestalter_innen einer Stadt sein. Sie waren unmittelbar am Fortschritt des 20. Jahrhunderts beteiligt und müssen diese Rolle zurückgewinnen. So wie die großen Generalisten Michelangelo oder Brunelleschi, die in engem Austausch mit den Politikern ihrer Zeit, den Medicis, standen. Sogar in den 1960er-Jahren als Le Corbusier Chandigarh entworfen hat, und Projekte in Bangladesh und Dakar realisiert wurden, nahmen die Archi-

tekt_innen ihren gesellschaftlichen Auftrag ernst, und waren auch konzeptuell an den Entwicklungen beteiligt. Heute sind Architekt_innen mit den Bauherren ‚verheiratet‘ und werden nicht mehr ernst genommen, weil sie ihre Seele verkauft haben.

In Hinblick auf die Arbeit des U-TT: Sind Sie beide immer einer Meinung, oder gibt es Momente, in denen Sie sich widersprechen?

Grundlegend ist, dass Hubert mehr Europäer ist und damit Europa besser repräsentiert. Mit Alfredos kreolischer Abstammung und seinen Vorfahren aus Afrika, Indien, den Niederlanden und Spanien, versteht er wahrscheinlich eher die Probleme Lateinamerikas. Wir sind unterschiedliche Persönlichkeiten, stehen aber in einem permanenten Dialog. Hubert interessiert sich mehr für die Gesamtplanung und die Stadtgestaltung, während Alfredo sich mit dem architektonischen Design und dem Objekt selbst beschäftigt. Aber oft tauschen wir die Rollen und durch die Dynamik des gegenseitigen Herausforderns verfolgen wir immer eine gemeinsame Vision und ein gemeinsames Ziel, die sich um die Punkte drehen, die wir oben erläutert haben.

Sie beschreiben gerade eine Allianz, die vorbildlich scheint für das 21. Jahrhundert.

Wenn wir damit unser Ziel erreichen, die Lebensbedingungen auf diesem Planeten zu verbessern, freuen wir uns, wenn Sie das so sehen.

Das Interview führte Frank Kaltenbach, übersetzt von Mira Sacher.

Die Architekten Alfredo Brillembourg und Hubert Klumpner leiten den 1998 von ihnen in Caracas gegründeten *Urban-Think Tank (U-TT)*, ein interdisziplinäres Design-Forschungsteam, das in den Bereichen Architektur und Urbanismus neue Maßstäbe setzt und für unkonventionelle Lösungen steht. Viele ihrer experimentellen Forschungsprojekte widmen sich informellen Siedlungsformen, in denen Stadtplanung aufgrund der ökonomischen und sozialen Verhältnisse ganz neu gedacht werden muss. Gemeinsam leiten der Venezolaner Alfredo Brillembourg und der gebürtige Österreicher Hubert Klumpner den Lehrstuhl für *Architecture and Urban Design* an der *ETH Zürich*.

METROCABLE

EINE SEILBAHN

FÜR NEUE VERBINDUNGEN

IN CARACAS

„Es geht uns nicht um gezeichnete Architektur, nicht um Papierarchitektur, sondern um unsere Utopien, unsere Ideen, wie man Städte tatsächlich verbessern kann. Städte, die stark fragmentiert sind, in denen die Bevölkerung asymmetrisch in verschiedenen Einkommensgruppen lebt, die sich enorm voneinander unterscheiden.“

Städte werden immer mehr durch in sich geschlossene homogene Viertel gekennzeichnet. Insbesondere in Megacitys öffnet sich eine breite Kluft zwischen den geplanten Teilen der Stadt und den sogenannten informellen Regionen an der Peripherie. Im Hinblick auf zukünftiges vielfältiges urbanes Leben und neue Allianzen unterschiedlichster Menschen braucht es konkrete Wege der Verbindung, Brücken, über die Austausch und Entwicklung möglich sind.

Von der informellen Hügelsiedlung San Agustín in Caracas machten vor allem in der mehrmonatigen Regenzeit starke Überschwemmungen den mehrstündigen Abstieg in die Stadt gefährlich oder gar unmöglich. Ein Plan der Regierung sah vor, gegen die Isolierung der Siedlung mit 40.000 Einwohnern ein neues Straßen- und Verkehrssystem anzulegen, für das ein Drittel der Gebäude hätte weichen müssen. Dagegen protestierte eine einzigartige Allianz aus Architekt_innen, Planer_innen, Hochschulaktivist_innen und engagierten Bewohner_innen von San Agustín.

Eine Seilbahn als einfache Lösung war die Vision des interdisziplinären Planungskollektivs *Urban-Think Tank* um die beiden Architekten Alfredo Brillembourg und Hubert Klumpner (siehe S. 156), die mittlerweile weltweit als strategische Planer die sozialen und ökonomischen Verhältnisse informeller Siedlungen und ihrer Verhältnisse zur Stadt untersuchen und dabei stets Kooperationen mit den Bewohner_innen vor Ort eingehen.

In Caracas entstand daraus schließlich ein Gemeinschaftsunternehmen zwischen dem staatlichen Verkehrsunternehmen und dem österreichischen Seilbahnbauer *Doppelmayr*. Seit 2010 in Betrieb, bringt die schwebende Verbindung 1.200 Menschen pro Stunde aus San Agustín in andere Teile der Stadt und miteinander in Kontakt. Die Stationen sind als sogenannte Plug-in-Gebäude mit kleinen Wohneinheiten sowie gemeinschaftlichen Orten für Freizeit und Kultur konzipiert und fungieren als wichtige Treffpunkte und öffentliche Räume in den dicht bebauten Favelas. (SP)



„BAUEN SIE NIE EINE STADT WIE DUBAI!
BAUEN SIE VENEDIG.“

Jan Gehl gehört weltweit zu den einflussreichsten Urbanisten, obwohl er nie selbst ein Haus geplant hat. Seinem Credo zufolge lässt sich die Qualität einer Stadt nicht an spektakulären Monumenten festmachen, sondern am Leben der Menschen in ihr. Die Titel seiner Bücher *Leben zwischen Häusern* und *Städte für Menschen* sprechen für sich. Jan Gehl geht es bei der Schaffung von Raum darum, Begegnungen zwischen Menschen zu ermöglichen. Ein großer Erfolg von ihm und seinem Team vom Büro *Gehl* besteht darin, den Autoverkehr zugunsten einer Fußgängerzone zurückgedrängt zu haben, wo es niemand für möglich gehalten hätte: am Times Square in New York. Dass Kopenhagen als die lebenswerteste Stadt der Welt gilt, liegt nicht unwesentlich an Jan Gehls ‚humanistischem‘ Stadtplanungskonzept, das Teil der grünen und menschenorientierten Strategie der Stadtverwaltung ist.

Der Titel Ihres Buches *Städte für Menschen* ist eher unkonventionell. Bedeutet er, dass Städte bislang nicht für Menschen gebaut wurden?

Er bedeutet, dass wir wenig darüber wissen, wie man Städte baut, die dem Homo sapiens gerechter werden. Der Bürgermeister von Bogotá in Kolumbien sagte dazu, dass wir viel mehr über die Anforderungen an einen guten Lebensraum für Berggorillas und sibirische Tiger wissen, als über guten urbanen Lebensraum für die Menschen. Auf diesem Gebiet wurde noch nicht viel geforscht, und es gibt kaum Literatur und Material darüber, deshalb habe ich mir genau dieses Thema zur Aufgabe gemacht.

Wann haben Sie mit Ihren Forschungen begonnen und wie haben die traditionellen Städtebauer_innen reagiert?

Ich begann damit vor 50 Jahren. Mein Ansatz kam damals einer Revolte gegen die architektonischen Prinzipien der Moderne gleich. Deren Dogma war die Fokussierung auf Gebäude als Solitäre, und jede Fläche, die nicht bebaut wurde, war eben übrig gebliebener Raum, um den sich niemand groß scherte. Ganz im Gegensatz zur jahrhundertalten Tradition, nach der es selbstverständlich war, zuerst einen Platz zu entwerfen und erst dann die Gebäude, die ihn rahmen. Als Folge wurde jede Förderung städtischen Lebens aufgegeben. Modernist_innen sind die besten Expert_innen, um Städte zu bauen, die für Menschen nicht attraktiv sind. In diesem geistigen Klima war es wirklich wichtig zu untersuchen, was Menschen in Städten machen.

Zwischenzeitlich wurde Ihr Buch in 37 Sprachen übersetzt und Bürgermeister_innen der größten Ballungsräume haben Sie eingeladen, das Thema zu diskutieren. Gab es einen Wandel hinsichtlich der Akzeptanz Ihrer Forschung, oder ist die Zeit einfach reif für das, was Sie tun?

Zu meiner Freude habe ich festgestellt, dass die Leute im Verlauf dieser 50 Jahre Forschung und Beobachtung unsere Arbeit immer mehr schätzten. Insbesondere nach dem Jahr 2000 gab es einen sehr starken Interessenswandel, weil sich immer mehr Menschen nach lebenswerteren Städten sehnten. Die Ärzte sagen uns, dass wir so viel wie möglich laufen und Rad fahren sollen, um gegen das sogenannte Sitz-Syndrom zu kämpfen – man weiß, dass Menschen, die ihr ganzes Leben gesessen haben, früher sterben. Wohnbarkeit, Gesundheit und Nachhaltigkeit sind unsere Themen

– deshalb machen wir menschenfreundlichere Städte, die die Leute nicht mehr nur im Auto, sondern viel lieber zu Fuß und mit dem Rad benutzen.

Was sind Gründe für das zunehmende Interesse an Ihrer Arbeit?

Momentan verändert sich die Kultur. Die Leute wollen nicht mehr nur zum Einkaufen oder zum Arbeiten in die Zentren. Sie wollen sich dort permanent aufhalten und deshalb fordern sie eine bessere Lebensqualität. Dieser Trend generiert sich aus mehreren Quellen. Die Menschen haben heute viel mehr Freizeit als früher, Erholung ist zu einem wichtigen Faktor geworden. Sie reisen viel mehr und sehen andernorts schöne Städte, kommen nach Hause und fordern diese Qualität auch für die eigene Stadt. Außerdem haben viele Menschen die negativen Auswirkungen, die von immer mehr Autos verursacht werden, ziemlich satt. Schließlich greifen Politiker_innen die Forderungen ihrer Wähler_innen auf. Das erklärt das wachsende Interesse von Gemeinden an einer bürgernahen Städteplanungsstrategie. Für viele haben die meisten Städte die Priorität, Autofahrer_innen glücklich zu machen. Das zeigt sich daran, dass jede Stadt der Welt eine Verkehrsabteilung hat und Statistiken für alles, was den Verkehr betrifft. Aber keine Kommune hat eine Abteilung für öffentliches Leben mit Statistiken darüber, wie die Stadt genutzt wird.

So war es bislang, aber jetzt ändert sich das. Mehr und mehr Städte richten eine Abteilung für öffentliches Leben, öffentliche Bereiche und Fußgänger_innen ein. Es ist angesagt und augenscheinlich nun gewünscht, wie Kopenhagen die weltbeste Stadt für die Bewohner_innen zu werden. Sie machen regelmäßig Bestandsaufnahmen darüber, wie die Menschen die Stadt nutzen. Und sie haben ausführliche Strategien, wie sie welche Bereiche verbessern müssen, um dort hinzugelangen.

Wie sieht das im Einzelnen aus? Sie haben zum Beispiel in kürzester Zeit den öffentlichen Raum in der Innenstadt von Moskau drastisch verändert, indem Sie das Parken entlang der Gehwege haben verbieten lassen. Wie machen Sie das?

Ich selbst mache gar nichts. Mit meinem Beratungsunternehmen für Stadtplanung liefere ich seit 20 Jahren nur die Philosophie und bin mit unseren Forschungsergebnissen in der Lage, die Städte kompetent und glaubwürdig zu unterstützen: Wenn eine Stadt unseren Vorschlägen

folgen will, kann sie das nach freiem Willen tun. Wir arbeiten mit Metropolen rund um den Globus, auch mit Moskau. Aber wir haben dort nichts realisiert. Wir haben lediglich ein Gutachten darüber erstellt, was falsch lief, und es dem Bürgermeister übergeben. Der hat dann all unsere Vorschläge umgesetzt, was beinahe an ein Wunder grenzt. Ich habe noch keine Stadt gesehen, die sich so schnell und so stark verändert hat.

Hatten Sie als Stadtplaner nie den Wunsch, ihre Idealstadt auch mit selbst entworfenen Gebäuden zu realisieren?

Um Himmels willen, nein! Ich habe nie etwas entworfen. Ich habe lediglich die Ideologie oder die Forschungsergebnisse geliefert, die andere Planer_innen benutzen konnten. Und das befriedigt mich zutiefst. Hier und da auf der Welt gibt es einige Orte, die auf meine Ideen zurückgehen, über die ich sehr glücklich bin. Wenn Sie so wie ich einigermaßen alt sind – ich bin 81 –, haben Sie Glück, wenn Sie das Ergebnis Ihrer Arbeit sehen können und damit zufrieden sind. Es gibt jetzt Städte für Menschen.

Wie beschreiben Sie Ihre Philosophie?

Wir nennen unseren Leitgedanken die ‚humanistische Dimension‘, den menschlichen Faktor in der Stadtplanung. Dieser wird jetzt in Städten auf der ganzen Welt angewandt. Vor Moskau arbeiteten wir in London, Sydney, Melbourne, Tokio, Shanghai und in New York, wo unter anderem der Broadway am Times Square für den Automobilverkehr geschlossen wurde und viele neue Pocket-Flächen als öffentlicher Raum für Fußgänger_innen entstanden. Wenn Sie sehen möchten, wie weit man das bringen kann, müssen Sie nach Kopenhagen kommen. Hier wurden 50 Jahre lang Anstrengungen unternommen, damit die Menschen so viel wie möglich laufen und Rad fahren. Und das verleiht der Stadt eine menschenfreundliche Atmosphäre. Sie nehmen es direkt wahr: Es gibt nicht so viel Autoverkehr wie in anderen Städten, aber das ganze Jahr über sieht man viele Menschen auf den Straßen. In Melbourne engagieren wir uns seit 30 Jahren und haben schon viel umgesetzt. Moskau arbeitet fantastisch und hat in nur fünf Jahren Beachtliches erreicht.

Welche Allianzen haben Sie geschmiedet, um Ihre Ziele zu erreichen?

Zum Beispiel haben wir das *Gehl Institute* gegründet. Das ist eine Forschungseinrichtung, in der ‚Werkzeuge‘ für lebendigere Innenstädte entwickelt werden. Den

Sitz des Instituts haben wir nach New York gelegt, weil es in den USA viele Stiftungen gibt, die nicht wissen, wohin mit ihrem Geld, und Forschungsprojekte mit humanistischen Zielen finanziell unterstützen. Das Institut ist getrennt von meinem Beratungsbüro, aber manchmal veranstalten wir gemeinsame Workshops für Student_innen, in denen wir die Expertise aus der Praxis mit den wissenschaftlichen Erkenntnissen zusammenbringen.

Wenn Sie für eine Stadt arbeiten, müssen Sie Allianzen eingehen und die richtigen Partner_innen finden. Wie schaffen Sie es, dass sich die unterschiedlichen Akteur_innen verbünden?

Die eigentliche Arbeit wird immer von Ortsansässigen gemacht. Ich habe meistens mit Bürgermeister_innen, Stadträt_innen, städtischen Baumeister_innen und dem kommunalen Planungsstab der Stadt zu tun. Ich liefere nur die übergeordnete Ideologie, die dazugehörige Strategie. Oft sind zusätzlich örtliche nicht staatliche Organisationen involviert, Universitäten, die Forschung und Studien durchführen, um genau zu wissen, was in dieser spezifischen Situation getan werden muss. Manchmal vergleichen wir unsere Rolle mit der eines Hausarztes, der einen Gesundheitscheck vornimmt. Er kommt, schaut sich zunächst die Patient_innen an, um festzustellen, was los ist, stellt eine Diagnose und verschreibt Medikamente oder Heilverfahren. Ich denke, das beschreibt ziemlich gut, wie ich arbeite. Entscheidend an meiner Forschungsarbeit ist, dass man die Ergebnisse im wirklichen Leben anwenden kann.

Wenn Sie in eine Stadt zurückkehren, die Sie beraten haben, können Sie Ihren Erfolg dort messen?

Absolut. Melbourne ist ein gutes Beispiel. Sie haben in vielen Jahren wirklich hart gearbeitet. Es sind wesentlich mehr Fußgänger_innen und Fahrräder auf den Straßen zu sehen. Die Stadt stellte fest, dass sich durch unsere Maßnahmen die wirtschaftliche Lage bedeutend verbesserte – mit mehr Umsatz in den Geschäften, mehr Jobs und steigenden Grundstückspreisen. Sie können an allen wirtschaftlichen Kenngrößen ablesen, dass eine lebenswerte, menschenfreundliche Stadt sehr gut für die Wirtschaft ist. Wenn mehr Leute eine Straße benutzen, steigt die Standortattraktivität der Geschäfte. Wir können wirklich beeinflussen, wie viele Leute durch die Stadt gehen, wie lange sie sich

Wir sollten Städte mit der Formel ‚8–80‘ bauen, die für alle vom achten bis zum achtzigsten Lebensjahr attraktiv sind.

dort aufhalten, denn das ist alles eine Frage des Angebots. Wenn das Angebot, das sie machen, miserabel ist, verlassen die Leute die Stadt so schnell sie können, um nach Hause zu gehen oder woanders hin. Und wenn es wirklich schön ist, kommen sie aus der ganzen Welt, um in dieser Stadt eine gute Zeit zu verbringen.

Sie haben bereits in den 60er-Jahren viele visionäre Dinge getan. Was inspiriert Sie zu Ihren Ideen?

Als junger Architekt, frisch von der Architekturschule, war ich geimpft mit all diesen modernistischen Ideen: Wohnungen, Arbeitswelt, Erholung und Kommunikation immer voneinander zu trennen; einen Ortsteil für Büros, einen für Produktion und einen zum Leben. Kurz nach meinem Abschluss heiratete ich eine Psychologin, die mir folgende Fragen stellte: Warum interessiert ihr Architekt_innen euch nicht für Menschen? Warum lehren sie euch auf der Architekturschule alles über Gebäude, aber nichts über deren Nutzer_innen?

So begann ich, eingehender zu reflektieren, was meine Architektenkolleg_innen damals pflanzen und welche Inhalte unsere Ausbildung prägten. Jede Menge über Ästhetik, Methoden und technokratische Dinge, aber nichts über Menschen.

Sie sind aus Deutschland?

Ja.

Dann wissen Sie, dass diese modernistische Ideologie bis zum letzten Tag der DDR angewandt wurde. Das war dieselbe technokratische Methode, Städte, Gebäude und Wohnungen zu produzieren, die auch ich in der Architektenschule gelernt habe. In meinen 40 Jahren Lehre an der Hochschule habe ich versucht, diese Dogmen zu brechen.

Kann man also sagen, dass Ihre private Allianz mit einer Psychologin das alles in Bewegung setzte, was wir heute als transdisziplinäre Teams in der Stadtplanung sehen?

Das wäre vielleicht zu hoch gegriffen. Immerhin arbeitet im Gegensatz zu früher ein breiteres Spektrum von Berufen in urbanen Bereichen. In unserem Büro arbeiten Anthropolog_innen, Soziolog_innen und Geograf_innen. Mehr als die Hälfte unserer Mitarbeiter_innen sind keine Architekt_innen.

Sie haben fast 50 Jahre geforscht, wie sieht Ihre Vision für die nächsten 20 Jahre aus?

Interessant ist, dass in allen großen westlichen Ländern der Autoverkehr den Gipfel überschritten hat und rückläufig ist. Das sind gute Neuigkeiten. Der Höhepunkt des Pkw-Verkehrs war 2009, und in Amerika ist er auf das Niveau von vor 20 Jahren gesunken. Von der nächsten Generation wollen nicht mehr so viele Führerscheine wie die vorhergehende haben wollen. Eine der guten Botschaften ist also, dass wir auf weniger Verkehr in den Städten hinarbeiten. Denn das Auto ist wirklich keine großartige Technologie für die Mobilität in bebauten Gebieten. Es ist sehr gut im Wilden Westen und auf dem Lande, wo die Menschen sehr verstreut leben. Aber je mehr Einwohner_innen eine Stadt hat, umso absurder ist die Idee, jedem eine Tonne Stahl mit Gummirädern zu geben und zu sagen, jetzt bist du mobil. Sie können nach Mexiko-Stadt, São Paulo und Jakarta gehen und sehen, wie extrem dämlich diese Idee ist. Dort verschafft Ihnen das Auto keine Mobilität, sondern Immobilität. Dementsprechend steigt der öffentliche Personenverkehr an, insbesondere U-Bahn-Systeme. Ebenso im weltweiten Aufwärtstrend befindet sich das Fahrradfahren, denn es ist nachhaltig, gesund und billig. Es ist ideal für Entwicklungsländer, aber auch in den Städten der westlichen Welt können Sie beobachten, dass Radfahren zunimmt, wenn Sie eine gute Infrastruktur dafür schaffen. In Kopenhagen kommen 41 Prozent aller Berufstätigen mit dem Fahrrad zur Arbeit.

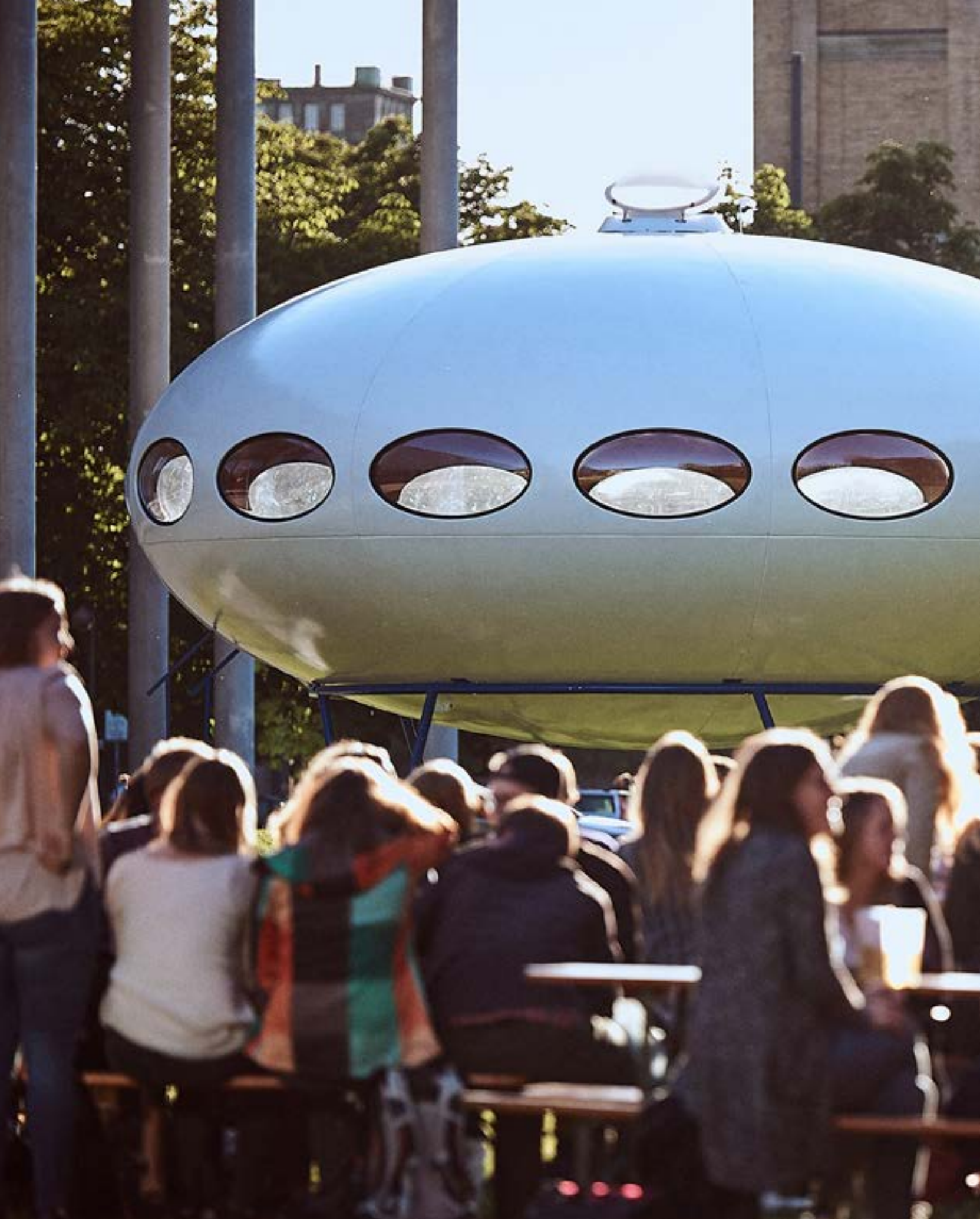
Was wünschen Sie sich für die Zukunft und die nächste Generation?

Manchmal werde ich gebeten, zu genau dieser Frage eine idealistische Rede vor beispielsweise Architekturstudent_innen zu halten. Dann sage ich: Bauen Sie nie eine Stadt wie Dubai! Dubai ist Modernismus und Motorismus pur und keineswegs nachhaltig. Man kann sich dort nur in Innenräumen aufhalten. Und dann sage ich: Bauen Sie Venedig, aber lassen Sie die vielen kleinen Brücken mit den Treppen weg, denn wir haben zunehmend alte Leute in unserer Gesellschaft und die sollten mit dem Rollstuhl überall hinkommen können. Machen Sie also Venedig, nur mit mehr Fahrrädern und einem unterirdischen Fahrradtransportsystem. Ich denke, das wäre ein sehr schönes Ziel. In Singapur wird so etwas bereits realisiert, weil auf der kleinen Halbinsel zu viele Menschen leben und Autos keine Lösung bringen. Auch in

Hongkong gibt es weniger Autos als an anderen Orten, weil es keinen Platz für sie gibt. In Venedig sehen Sie fast keine übergewichtigen Menschen, denn alle gehen viel zu Fuß. Genau das sollten wir viel mehr tun, sagen die Ärzte. Die Diagnose vieler Krankheiten lautet heute: Sie sitzen zu viel. Wir können den Leuten nicht zutrauen, dass sie lebenslang ins Fitnesscenter gehen. Deshalb sollten wir eine Stadtplanung machen, die sie einlädt, sich tagtäglich mit eigener Muskelkraft zu bewegen. Ein längeres Leben mit weniger Gebrechen ist auch viel günstiger für das Gesundheitssystem. Wir sollten Städte mit der Formel ‚8–80‘ bauen, die für alle vom achten bis zum achtzigsten Lebensjahr attraktiv sind.

Das Interview führte Frank Kaltenbach, übersetzt von Beatrix Osterkamp.

Jan Gehl ist Stadtplaner aus Kopenhagen und betreut mit seinem Büro *Gehl* Stadtentwicklungsprojekte auf der ganzen Welt. Wert legt er dabei vor allem auf Infrastruktur und die Optimierung der Lebensqualität. In seiner über 50-jährigen Praxis war er Professor an der *Königlich Dänischen Kunstakademie* und Gastprofessor in zahlreichen Ländern. In Publikationen vermittelt er anschaulich, wie einfach lebendige, sichere, nachhaltige und gesunde Städte entstehen können, mit Raum für Begegnungen und Allianzen.



Fest im Münchner Kunstareal im Juni 2017 zwischen *Futuro* von Matti Suuronen aus der *Neuen Sammlung* und der *Alten Pinakothek*.



GUIDO REDLICH

„DIE VISION IST EINE AGORA
DES 21. JAHRHUNDERTS,
EIN ORT, AN DEM MIT ALLEN VERHANDELT WIRD,
WIE UNSERE GESELLSCHAFT FUNKTIONIERT,
WOFÜR SIE STEHT UND
WOHIN WIR UNS ENTWICKELN WOLLEN.“

Der Unternehmer und Kommunikationsprofi Guido Redlich ist einer der führenden Motoren aus der Münchner Bürgerschaft bei der Entwicklung des *Kunstareals*. Das städtische Quartier erstreckt sich zwischen dem *Lenbachhaus*, den *Pinakotheken*, der *Technischen Universität* und der *Akademie der Bildenden Künste* und spielt eine besondere Rolle in der Stadtentwicklung als Quartier mit hochkarätigen Einrichtungen. Der Slogan ‚Kunst x Kultur x Wissen = Erlebnis³⁺‘ verdeutlicht, dass nicht nur ein Zusammenschluss interdisziplinärer Institutionen das Ziel ist: Es soll ein Quartier mit lebenswerten öffentlichen Plätzen entstehen, in dem die Stadtgesellschaft zusammenkommt, und gelebt wird, was Gesellschaft auszeichnen kann.

Sie sind Experte für Strukturen in Unternehmen. Sind Gremien mit langen Sitzungen die richtigen Foren, um Innovation zu ermöglichen?

Es kommt immer auf den Kontext an, auf die Organisationsform, in der Veränderungen gewünscht und neue Perspektiven gefragt sind. Ob es öffentliche, demokratische Strukturen sind oder eher wirtschaftlich geprägte. Auch in Unternehmen ist zu unterscheiden zwischen präsidial hierarchischen und flachen, fast schon demokratischen Strukturen. Deswegen ist die Frage essenziell, wie man die Leute mit auf die Reise nimmt. Gremien können ein wunderbares Instrument sein. Sie sind unerlässlich in demokratischen Entscheidungsprozessen.

Der Verhaltensökonomin Nora Szech (siehe S. 260) zufolge kommen ethische Werte und neue Ideen in Gremien viel weniger zum Tragen. Das bedeutet, dass es viel Mut braucht, sich in Foren zu exponieren.

Das ist das Tolle am ehrenamtlichen Engagement: Als Unabhängige_r, als teilhabende_r Beobachter_in kann man in Gremien viele Dinge ansprechen, weil man nicht in Hierarchien und Strukturen gefangen ist. Wenn man sich diese Unabhängigkeit bewahrt und das Amt nicht aus Eitelkeit bestreitet, wird es idealerweise sinnstiftend für das Ganze.

Produktiv wird es, wenn sich die unterschiedlichen Player gegenseitig unterstützen, wenn klar ist, wer welche Rolle und welche Möglichkeiten hat. Bei aller Vision, die einen antreibt, ist eine realistische Erwartungshaltung essenziell. Niemand schwebt im luftleeren Raum, und Bedenken sind häufig notwendig für die Vertreter_innen öffentlicher Einrichtungen, wenn es beispielsweise um die Verantwortung für Mitarbeiter_innen, organisatorische Prozesse, rechtliche Fragen oder ähnliches geht. Aber als Ehrenamtliche_r kann man von außen Inspirationen geben. Das Undenkbare denken und auch fordern.

Was ist das Entscheidende für eine erfolgreiche Gremienarbeit?

Unheimlich wichtig ist die Zusammenarbeit mit Mitgliedern aus unterschiedlichen Bereichen über viele Jahre hinweg, in denen sich ebenfalls Menschen Ideen zu eigen machen, Chancen sehen, kämpfen. Gerade im *Kunstareal* habe ich erlebt, dass durch langsam entwickelte Beziehungen schließlich auch mal auf dem kleinen Dienstweg gemeinsam Großartiges geschafft werden kann. Zehn Jahre hat es zwar gedauert, aber jetzt zahlt sich

die Geduld aus, und es ergeben sich Lösungen, wie eine Geschäftsstelle und unbefristete Stellen, die man zunächst für utopisch hielt.

Mit Blick auf das Kunstareal, was war Ihre Vision, die alle Parteien schließlich zusammengebracht hat?

Die Vision ist eine Agora des 21. Jahrhunderts, ein Ort, an dem mit allen verhandelt wird, wie Gesellschaft eigentlich aussieht, wofür sie steht und wohin wir uns entwickeln wollen. Und zwar unabhängig von Politik, Wirtschaft oder Kirche.

In einer Agora sind die Kräfte nicht institutionell organisiert. Die Gesellschaft ist wie eine Trias gebildet: mit allem, was wir haben an Intellektualität, Öffentlichkeit, Bürger_innen. Ich bin der Meinung, es braucht so eine Agora – auch um ein Vakuum zu füllen. Die Welt hat sich sehr stark verändert, die Menschen suchen nach Orientierung. Viele glauben, ihr Seelenheil in Ersatzreligionen zu finden, aber so funktioniert Gesellschaft nicht. Konkret im *Kunstareal* treibt mich auch um, ein Areal, das – in aller Deutlichkeit ausgedrückt – ein ‚brauner Sündenpfuhl‘ war, in eine völlig andere Zukunft zu führen. Wir haben es heute in der Hand, positive Impulse in die Welt zu setzen, die den Grundideen von Liberalität und Menschlichkeit entsprechen. Das sehe ich als Riesenchance für München und für die Institutionen.

An welchen Aspekten gilt es, konkret weiterzuarbeiten?

Wir brauchen Orte des Diskurses, der Begegnung, des Miteinanderarbeitens. Der Begriff ‚Agora‘ ist ja nicht nur inhaltlich relevant, sondern er hat auch etwas mit einer bestimmten Bauweise zu tun. Wir haben hier die Pinakotheken und viele Anlehnungen an die griechische Hochkultur, die die bayerischen Könige sehr geliebt haben. Was sie gemacht haben, war visionär. Daher wünsche ich mir, etwas überspitzt formuliert, dass wir wieder die Innovationskraft und den Mut haben, den die bayerischen Könige hatten.

Schauen wir uns das Leben und die Zwischenräume im *Kunstareal* an, verstanden als ‚Münchener Agora‘, sehe ich das Potenzial für eine Kultur des Miteinanders, wie sie in der Demokratie ursprünglich mal funktioniert hat.

Wer spielt die entscheidenden Rollen in dieser Agora?

Alle Disziplinen, die im *Kunstareal* räumlich verortet sind. Natürlich ist die Kunst zentral, denn in ihr wird das Leben und die Gesellschaft reflektiert, und Künst-

ler_innen nehmen immer überraschend andere Perspektiven ein. Kunst ist eine Quelle der Inspiration, nicht nur in Hinblick auf das, was daraus entsteht, sondern auch, wie gedacht wird.

Aber auch Technik und Wissenschaft sind hier verortet. Historisch betrachtet hat sich unsere Gesellschaft vor allem durch Technik verändert, denken wir an die Industrialisierung. Heute reden wir über Digitalisierung, Gesellschaft 4.0. Dafür stehen im *Kunstareal* die *Ludwig-Maximilians-Universität* und die *Technische Universität München*, in denen sich Wissenschaftler_innen mit völlig neuen Formen der Interaktion und des Arbeitens auseinandersetzen und mit so viel mehr. Wenn wir anfangen, die Potenziale zu kombinieren, die Lager aufzubrechen und zu vernetzen, kann das für alle Beteiligten eine unheimliche Inspiration sein.

München ist eine wohlhabende Stadt. Wie könnte eine Allianz zwischen Kunst und Wirtschaft aussehen, die nichts mit Sponsoring im herkömmlichen Sinn zu tun hat?

Wir arbeiten zum Beispiel bereits mit der *Allianz-Versicherung* zusammen. Gemeinsam haben wir neue Formen von Führungskräfte trainings entwickelt und durchgeführt oder neue Inhalte erarbeitet. Solche Verbindungen gibt es noch viel zu wenig. Sie werden auch in der Wirtschaft von Individualinteresse angetrieben, von Menschen, die einen ausgeprägten Sinn dafür haben.

Ist die Sehnsucht nach Selbstoptimierung, die heute häufig mit der Sehnsucht nach Gemeinsamkeit einhergeht, die Krux der Gegenwart ist oder liegt darin Potenzial für neue Allianzen?

Das gehört immer zusammen. Aber auch, wenn ich auf mich selbst fixiert bin, habe ich einen Referenzraum, der mir etwas spiegeln muss. Ohne den hat auch die ganze Selbstoptimierung keinen Sinn. Oder anders gesagt: Wenn man die Menschen mit Edelsteinen vergleicht: Alle sind einzigartig, aber noch schöner sind sie, wenn sie eine tolle Fassung bekommen und gemeinsam ein Collier bilden oder ein Diadem. Das gehört einfach zusammen und diesen Kitt der Gesellschaft haben wir in den letzten Jahren vernachlässigt. Wir haben ihn als selbstverständlich genommen. Deswegen, meine ich, ist jetzt die Sehnsucht so groß, weil viele der alten Strukturen nicht mehr funktionieren und sich etwas ändern muss. Wir sollten aber eher von Chancen sprechen als von Rettung vorm Weltuntergang. Wir haben jetzt eine Chance, den nächsten evolutionären Schritt zu tun.

Colliers und Edelsteine spielen gewissermaßen auch in den Freundeskreisen der Museen eine Rolle. Liegt da nicht viel Potenzial, um die Gestaltung der Zukunft vielgestaltiger anzugehen?

Hinter dem von Ihnen zitierten Klischee steckt in vielen Fällen gewachsenes gesellschaftliches Engagement in Familien, das über Generationen weitergegeben wird. Im besten Sinn kann also ein Freundeskreis eine Runde sein wie damals zu Zeiten der Aufklärung: Anhand von Kunst hat man sich mit der Gesellschaft und den Themen der Zeit auseinandergesetzt. Deswegen denke ich, in den Freundeskreisen steckt wirklich viel Potenzial. Denn es sind nicht nur wohlhabende Bürger_innen, sondern es sind Menschen, die sich mit vielfältigen Dingen auseinandersetzen, die eine Offenheit mitbringen und daher interessante Partner_innen sind.

Wie könnte man Leute aus diesen Freundeskreisen dafür gewinnen, auch nicht institutionelle Kunst oder Projekte zu unterstützen?

Auf persönlicher Ebene findet schon viel statt, denn die meisten sind unheimlich neugierige und offene Menschen. Viele Mitglieder sind Unternehmer_innen, das müssen wir viel stärker für einen Austausch von Ideen und für konkrete Projekte nutzen – wie jetzt beim *Kunstareal*. Aber vielleicht bräuhete es noch mehr Mediator_innen zu bestimmten Ideen und Projekten, die vollkommen neu denken lassen, die aktuelle Themen ansprechen und neue Netzwerke spinnen. Häufig wird vergessen, dass Netzwerken ein Geben und Nehmen ist. Das spielt auch dann eine Rolle, wenn Sie an Freundeskreise als Partner denken.

Die Frage ist dann möglicherweise nur, wie unterschiedliche Menschen, die sich sonst in ihren eigenen Zirkeln treffen, überhaupt zusammenkommen?

Wir sind heute grundsätzlich vernetzter und überall ist eine andere Form des Denkens wahrnehmbar. Es ist heute das A und O, sagte neulich der Präsident der *TU München*, Wolfgang Herrmann, tradierte Gruppierungen und Disziplinen aufzubrechen. Er selbst stellt sogar das Modell einer Universität ohne Fachbereiche zur Diskussion.

Kurzum, es braucht eine Idee, die die Menschen begeistert, die man gewinnen möchte. Eine Idee, die verbindet. Es ist völlig egal, ob das im kulturellen Kontext stattfindet oder in einem wirtschaftlichen. Man muss konkret werden. Das kann

über das Storytelling funktionieren oder über einen konkreten Businessplan. Man darf einfach nicht vergessen, dass – privat und in Unternehmen – jeder Euro nur einmal ausgegeben werden kann. Man muss immer überzeugende Ideen haben und um die Bereitschaft kämpfen, dass das Geld für eine bestimmte Sache ausgegeben wird.

Welche Frage ist Ihrer Ansicht nach unerlässlich, wenn wir von der Gestaltung der Zukunft sprechen?

Es heißt immer, Deutschland muss führender Bildungsstandort werden, aber da braucht es auch eine Diskussion, was Bildung überhaupt ist. Bildung hat sich verändert, heute geht es viel um Technisierung und Digitalisierung, um die omnipräsente Verfügbarkeit von Wissen im Sinn von Informationen. Aber Information selbst ist ja noch kein Wissen. Man muss lernen, damit umzugehen und Zusammenhänge herzustellen.

Das macht ein völliges Umdenken notwendig, wie wir Bildung vermitteln. Dazu machen sich auch Unternehmen Gedanken, zum Beispiel beim Thema ‚Corporate Social Responsibility‘. In Bayern gibt es ein großes Engagement von Unternehmen, auch im Bildungssektor. Aber was wir brauchen, sind Leuchtturmprojekte. Und Kristallisationspunkte von der kleinen Idee zur großen Umsetzung, sodass etwas inhaltlich erfahrbar wird. Und da sind wir wieder beim Thema *Kunstareal*.

... als Ort des Lernens, Erlebens, Erfahrens?

Ja, das ärgert mich wirklich. Wie kann es sein, dass ein Kind in Deutschland noch nie in einem Museum war? Warum ist es nicht völlig normal, dass Schulen nicht nur im Klassenzimmer unterrichten? Das ist doch ein Trauerspiel. Anstatt mit diesen Defiziten im Bildungssystem weiterzuleben, sollten wir innehalten und die Defizite positiv auflösen.

Ich meine, ein wesentlicher Aspekt der Bildung ist etwas, das man mit ‚Lernen am Unterschied‘ umschreiben kann, und dazu gehört auch ein waches Auge und ein differenzierter Blick. Das ist relevant in Wirtschafts- und Forschungskontexten, aber auch unerlässlich in der Bildung. Ansätze in der medizinischen Ausbildung in Amerika sehen vor, die Beobachtungsgabe in Museen zu schulen. Das ist auch eine Form von ‚Lernen am Unterschied‘. Ich denke, diesen Ansatz müssen auch andere Berufe durchexerzieren und sich fragen, was man anders machen kann. Auch im Bereich der Wirtschaft kann so Neues entstehen, wenn Künstler_in-

nen und Unternehmer_innen bereit sind, sich ohne Vorurteile auf gleichem Level zu begegnen. Dieses ‚Lernen am Unterschied‘ führt immer zu neuen Erkenntnissen. Das gilt für beide Seiten. Das ist dann eine Allianz.

Was sind dabei die zentralen Voraussetzungen für einen guten Start neuer Allianzen?

Berührungspunkte und Vorurteile müssen abgebaut werden. Kunst beispielsweise ist kein dekoratives Add-on, sondern dahinter stehen Techniken, Denkweisen und Perspektivenwechsel, die für die Wirtschaft sehr wertvoll sein können. Aber dazu braucht es erst mal Anlässe, um zusammenzukommen, und die Bereitschaft, sich zu öffnen. Das gilt gleichermaßen für die Kunst.

Welches Ziel macht eine Allianz wirklich sinnvoll und erfolgreich, damit beide Seiten etwas davon haben?

Wenn man eine Allianz eingeht, muss man sich bewusst machen, dass sie wie eine Beziehung funktioniert. Also keine simple Rechnung von ‚ich plus du gleich wir‘, sondern es muss noch ein weiteres Plus hinzukommen, und das ist das gemeinsame Neue. Dann kann eine Allianz funktionieren. Man findet eine Übereinstimmung, an der man gemeinsam weiterarbeitet.

Wo sehen Sie besonders viel Potenzial für neue Allianzen?

Wir brauchen grundsätzlich mehr Offenheit und mehr Interdisziplinarität, nicht nur innerhalb der Kunst. Wenn wir über Vernetzung und Allianzen sprechen, sehe ich vorrangig Vernetzung zwischen Wissenschaft, Wirtschaft und der Gesellschaft.

Was ist dabei die Herausforderung?

Wir haben ausgezeichnete Universitäten, da wird unheimlich viel Wissen und Erkenntnis produziert. Aber was passiert damit? Es gibt Zentren, wie die *UnternehmerTUM* (siehe S. 276), in denen versucht wird, aus dem Wissenspotenzial unternehmerische Aktivitäten anzukurbeln. Aber wie hat der Mittelstand die Möglichkeit, auf dieses Wissen zuzugreifen? Wenn wir über Vernetzung reden, sollten wir auch fragen, wie vernetzen wir Wirtschaftsunternehmen stärker miteinander, wie entstehen Verbindungen zwischen etablierten Unternehmen und Start-ups? Wie verknüpfen wir den Mittelstand besser mit der Wissenschaft? Und wie kommen das Kapital und neue Geschäftsideen zusammen?

Wo entwickeln sich neue Allianzen?

Wesentlich sind doch immer die bilateralen Gespräche auf persönlicher Ebene. Auch bei zahlreichen Kongressen, auf denen spannende Leute aus unterschiedlichen Disziplinen Vorträge halten und Inspirationen mitbringen. Bei diesen Begegnungen geht es oft gar nicht um konkrete Projekte, sondern darum, neue Ideen zu bekommen.

Allianzen entstehen, wenn man die unterschiedlichen Wertschöpfungsketten respektiert, sei es in der Wirtschaft, der Kunst oder der Wissenschaft, und offen ist für andere Ansätze und Herangehensweisen. Es geht vor allem darum, neu zu denken. Ein_e mittelständische_r Unternehmer_in hat vielleicht ein Problem, dessen Lösung erst durch einen radikalen Perspektivenwechsel offensichtlich wird. Und bei diesem Perspektivenwechsel kann ein_e Künstler_in oder ein_e Wissenschaftler_in mit einer Expertise helfen. Also sollten sie sich zusammensetzen und gemeinsam an einer Lösung arbeiten.

Wir haben von Foren gesprochen, in denen unterschiedliche Player gemeinsam Aufgaben angehen. Was kann noch getan werden, damit Scheuklappen abgelegt und gegenseitige Vorurteile abgebaut werden?

Allianzen müssten viel früher anfangen, damit sie rechtzeitig zum Tragen kommen. Ich bin der Meinung, man müsste Allianzen erst mal neu denken, denn die Berührungspunkte sind ja nicht gottgegeben.

Jetzt bin ich wieder beim Thema Gremienarbeit und der Chance, hier neue Perspektiven zu setzen und zu bekommen. Es braucht unabhängige Köpfe, ich kann die ‚Frösche nicht beauftragen, den Sumpf trockenenzulegen‘. Wir haben überall in Deutschland tolle Kunst- und Kulturinstitutionen, warum machen wir diese nicht stärker zum wirklich integralen Bestandteil unserer Gesellschaft? Grundsätzliche Veränderungen ergeben sich nicht über Verordnungen, sondern über eine Auseinandersetzung darüber, was uns wichtig ist. Wenn eine Gesellschaft in erster Linie auf Effizienz und Funktionalität setzt, drückt sich das auch in ihrem Bildungssystem aus, das das eigenständige Denken eher untergeordnet sieht und damit auch der Kunst eine untergeordnete Rolle gibt. Dadurch kommen der Wille und der Mut zur Erneuerung, Visions- und Gestaltungskraft leider zu kurz. Aber genau das brauchen wir heute mehr denn je! Politisch, wirtschaftlich und gesellschaftlich. Wir brauchen

Vielfalt und – ganz wichtig – den Respekt vor der Vielfalt.

... also Respekt jedem Menschen gegenüber in seinem Anderssein?

Genau. Je mehr Menschen sich selbst optimieren, desto wichtiger ist es, die anderen in ihrer Persönlichkeit zu respektieren, aber auch anzuerkennen, dass Vielfalt kaleidoskopisch zusammengesetzt ein großartiges Bild ergeben kann. Problematisch wird es erst, wenn Teilchen herausfallen. Über nichts anderes reden wir eigentlich.

Wir brauchen Wege und neue Perspektiven, die uns dabei helfen, im Hier und Jetzt anzukommen. Denn die Gesellschaft hat sich mehr verändert, als wir uns verändert haben. Aber ob das nun über Allianzen zwischen Kunst und Wirtschaft oder Kunst und Bildung läuft: Wir haben enorm viele Möglichkeiten. Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile – wir müssen einfach Dinge ausprobieren, wir müssen sie wagen.

Dazu gehört auch der Mut zu scheitern?

Das ist es, was wir immer mehr verlernen. Aus dem Land der Dichter und Denker ist ein Land der ‚Prognosengläubigen‘ geworden. Wir machen Anamnese bis zum Umfallen. Wir müssen weg von der Prognose, hin zum adaptiven Verhalten, Fehler zulassen, sich trauen.

Insofern ist eine Allianz, anders als ein Netzwerk, ein gemeinsamer Weg für eine bestimmte Zeit?

Genau. Ein Netzwerk ist ein Organismus, der sich permanent verändert. Und vielleicht auch irgendwann stirbt. Aber eine Allianz ist innerhalb eines Netzwerkes ein definierter Ausschnitt mit einem klaren Ziel. Da gibt es gewisse Konstellationen, die aufgrund der Akteur_innen oder der Zielsetzung funktionieren. Und dieses Adaptivsein müssen wir stärken – ausprobieren, offen und lebendiger sein.

Das Interview führte Elisabeth Hartung.

Der Marketingexperte Guido Redlich ist als Vorsitzender des Förderkreises *Kunstareal* und Mitglied des Stiftungsrats der *Pinakothek der Moderne* eine Art ehrenamtlicher Botschafter der Idee, die Museen, Sammlungen, Hochschulen, kulturellen Einrichtungen und Galerien in der Maxvorstadt Münchens unter dem Begriff ‚Kunstareal‘ zu vernetzen und für Münchner_innen und Besucher_innen erlebbar zu machen. Nach dem Studium der Kommunikationswissenschaft gründete er Anfang der 90er-Jahre eine der ersten digitalen Agenturen Deutschlands mit Sitz in München, Leipzig und Hamburg und danach Agenturen mit den Schwerpunkten Business Design und Experience Design.

TRANSFORMING DESIGN

VON ZWISCHENRÄUMEN
UND NISCHEN

Wie sehen die Orte aus, die Allianzen zwischen Menschen und Disziplinen fördern? Wo kann Demokratie im Sinne von Teilhabe lustvoll gelebt werden? Welche Kriterien müssen Foren für Vielfalt erfüllen? Angesichts eines stark kommerzialisierten öffentlichen Raums und funktional festgelegter Bauten spielen Freiräume und offene Plattformen eine immer größere Rolle für die Bildung neuer Allianzen. Das *MaximiliansForum* in München steht beispielhaft für außergewöhnliche Nischen in der Stadt, die Potenzial für eine sich neu entwickelnde Öffentlichkeit jenseits von Institutionen haben. Als Relikt einer großen Stadtplanungsvision befindet sich unter der teuersten Straße Münchens, der Maximilianstraße, ein frei zugänglicher Raum, der überraschende Erlebnisse durch Gestaltung bietet. In den Jahren 2010 bis 2013 entwickelten Designer_innen, Künstler_innen und Musiker_innen¹ individuelle Raumkonzepte und fungierten als Gastgeber_innen für Expert_innen anderer Disziplinen. Daraus ergaben sich spannende interdisziplinäre Diskurse und ein lebendiges Zusammenarbeiten.

Für das Programm *Transforming Design*² mit verschiedenen Diskussionsrunden schuf der Designer Steffen Kehrlé 2013 ein beeindruckendes Forum im Untergrund. Impulsgeber und Gäste saßen in einer Arena zusammen und diskutierten über das Verhältnis von Mode und Ästhetik und inwiefern ethisches Verhalten neue Trends setzen kann. Ein Abend befasste sich damit, wie aus kollaborativen Prozessen kreative Ideen entstehen können. Dabei ging es um globale Veränderungen aus Sicht von kreativen Akteur_innen dreier Generationen, und es wurde diskutiert, was Gestaltung im Design überhaupt erreichen will und kann. Schon damals war klar, dass die Wandlungen der Gegenwart neue Kooperationen und Allianzen zwischen Disziplinen, Kulturen und Generationen erfordern ebenso wie die Überprüfung bestehender Identitätskonzepte. In solchen bewusst gestalteten Nischen öffnen sich Räume für das ‚Dazwischen‘: Grenzen zwischen bestehenden Systemen und Disziplinen werden durchlässiger und ermöglichen Freiräume in denen neu verhandelt werden kann. (EH)

¹
Ayzit Bostan, Mirko Borsche,
Pollyester, Markus Benesch, u.v.a.m.

²
Vgl. Elisabeth Hartung (Hrsg.):
Transforming Design, München 2014



JOANNA WARSZA

„ES STECKT EINE
UNGLAUBLICHE KRAFT IN DER KUNST,
ALLIANZEN ZU SCHMIEDEN,
DIE NICHT NAHELIEGEND SIND.“



Als Kuratorin der *Public Art Munich 2018* lädt Joanna Warsza Künstler_innen aus aller Welt ein, sich mit Fragen nach Öffentlichkeit, politischer Verschiebung und mit Ortsspezifika auseinanderzusetzen. Konkret sollen sogenannte ‚Game Changers‘ in Münchens Geschichte und Gegenwart untersucht werden¹: Es geht dabei von der Münchner Räterepublik über die Entnazifizierung der Nachkriegszeit, *Radio Free Europe*, die 68er-Bewegung, den architektonischen Optimismus des Olympiastadions, das Jahr 1989, den Empfang von Geflüchteten 2015 im Hauptbahnhof bis hin zu den Einflüssen von Digitalisierung, künstlicher Intelligenz oder der *#MeToo*-Bewegung auf unser Leben. Von der Kunst wünscht sich Joanna Warsza, dass sie mehr wagt und sich expliziter zu ihren politischen Zielen äußert.

Ihre Arbeit baut auf Allianzen und Kooperationen auf. Welche Allianzen entstehen im Zusammenhang mit der bevorstehenden *Public Art Munich 2018 (PAM)*?

Die Münchner Kollaborationen und Partnerschaften gedeihen gerade noch. Die gemeinsame Arbeit an Ideen, Orten und Mitteln ist Teil des Konzepts der *PAM*. Wenn man etwas öffentlich macht, bedeutet es, sich mit den Meinungen, Träumen und Wünschen anderer auseinanderzusetzen, mit diesen Menschen zusammenzuarbeiten und sie in irgendeiner Form herauszufordern. Für mich ist die *PAM* eine gute Gelegenheit, ein Projekt in, für und mit einer Stadt zu kuratieren. Ich schätze die Idee des öffentlichen Auftrags – und die damit verbundenen Konzepte der öffentlichen Meinung, des öffentlichen Interesses, des Gemeinwohls.

Was erhoffen Sie sich von diesem öffentlichen Projekt?

Ich erhoffe mir, dass es die richtigen Fragen stellt: Wo stehen wir mit unserem Verständnis von Öffentlichkeit? Wo stehen wir mit unserem Verständnis von Privatheit? Welche Form des Zusammenkommens und der Mobilisierung wählen wir? Wie gehen wir mit offenen und geschlossenen Formen von Gesellschaft, wie mit der Off- und Online-Welt um?

An welchen Meta-Fragen sind Sie interessiert und in welcher Weise hängen diese mit München zusammen?

Mich interessieren Umbruchszeiten, denken Sie etwa in München an die Destabilisierung in der Räterepublik oder an die Nachkriegszeit, als das von den Amerikanern eingeleitete Umerziehungsprogramm für den Gesinnungswandel im Nachkriegsdeutschland mitverantwortlich war. Wir fragen nach einem Moment der Unterbrechung, in dem alles möglich ist und die Gesellschaft sich neu erfindet. In einem solchen Moment befinden wir uns gerade, und auch wenn uns dieser mögliche Wandel Angst macht, ist es, denke ich, wichtig, ihn anzusprechen.

Können Sie uns ein Beispiel für eine der künstlerischen Interventionen in München geben?

Lawrence Abu Hamdan, ein Künstler aus Beirut, arbeitet für die *PAM* an einem Auftrag für das ehemalige Rundfunkgebäude von *Radio Free Europe (RFE)*². Heute befindet sich dort unter anderem die Universitätsbibliothek der Medienwissenschaften der *Ludwig-Maximilians-Universität*. Seine Kindheit war, wie

Hamdan sagt, „geprägt von den Störgeräuschen auf *Radio Free Europe*, das vom Englischen Garten aus über den Eisernen Vorhang gesendet hat. Auch ich bekam mein erstes Bild von München durch *RFE*, ohne die Stadt je gesehen zu haben. In Deutschland war es nicht so bekannt, weil es nicht auf Deutsch sendete, dafür aber in allen osteuropäischen Sprachen, auf Polnisch, Tschechisch, Rumänisch und so weiter. *RFE* war ein von der *CIA* finanzierter Radiosender, der die ‚richtige Art‘ zu denken und die sogenannte Redefreiheit im Osten verbreiten sollte. Einer seiner Haupt-Slogans war: ‚Der eiserne Vorhang ist nicht schalldicht.‘“

Der Künstler thematisiert die Geschichte von *RFE*, aber vor allem fragt er nach der Entstehung der Redefreiheit und wie es heute um sie bestellt ist, wie sie genutzt, missbraucht und als Waffe verwendet wird. Es geht dabei um eine Situation in der Geschichte Münchens, die vom Umerziehungsprogramm der Amerikaner geprägt war. Das Thema ist jedoch ebenfalls für die Gegenwart relevant, befinden wir uns auch heute innerhalb eines Wandlungsprozesses, der Angst machen kann. Ich denke, darüber muss offen gesprochen werden.

Inwiefern können durch diese Projekte und Aktionen neue Synergien entstehen?

Jedes der Projekte beschäftigt sich sowohl mit der Idee von Öffentlichkeit als auch mit der Stadt. Wenn Sie mich nach Synergien fragen, würde ich sagen, es steckt eine unglaubliche Kraft in der Kunst, Allianzen zu schmieden, die nicht naheliegend sind. Kunst öffnet durch ihre Mischung aus kritischer Theorie und undogmatischem, manchmal verrücktem Denken viele Türen.

Was ist für Sie eine ‚nicht nahe liegende‘ Allianz?

Beispielsweise eine mit dem Sport beziehungsweise der Welt des Fußballs in München. Der Sport ist geradezu eine Religion geworden und noch nicht so sehr von Ideen der Kunst oder kritischer Theorie berührt. Wer sind die Menschen, die sowohl in die *Allianz Arena* als auch in die *Kammerspiele* gehen? Was können unsere kritischen Theorien der Kunst dem Fußball bieten, der zunehmend zu einem Massenspektakel wird? Vielleicht sollte man aktuell über so etwas nachdenken.

Unsere Eröffnungs-Performance von Massimo Furlan wird an einem sehr symbolträchtigen Ort stattfinden – im Olympiastadion. Es ist, als ob das Stadion

1
Siehe www.pam2018.com.
Aufgerufen am 5.2.2018.

2
Radio Free Europe wurde 1950 vom Nationalkomitee für ein freies Europa gegründet und sendete zunächst von München aus. *RFE* wandte sich an Hörer_innen in mittel- und osteuropäischen Ländern außerhalb der ehemaligen Sowjetunion. In den Zeiten des Kalten Kriegs wurden viele fremdsprachige Ausstrahlungen von Störsendern in der Sowjetunion gestört (Jamming). https://de.wikipedia.org/wiki/Radio_Free_Europe

mit dem Bau der neuen Arena bestraft wurde: Seine Transparenz musste sich der Kontrolle und Sicherheit beugen und seine Offenheit dem Spektakulären. Die Performance von Furlan wird den Fußball an den Ort zurückbringen, an dem er nicht mehr willkommen ist.

Wie würden Sie den Prozess Ihrer Arbeit beschreiben, um Allianzen vor Ort anzuregen und selbst einzugehen?

Für mich ist es wichtig, die Besonderheiten Münchens zu betrachten: München als Readymade, mit seiner Geschichte, seiner Gegenwart und seinen Stereotypen. Aber natürlich bin ich eine Fremde, eine Außenseiterin, deshalb habe ich einen anderen Blick. Wir arbeiten neben den Künstler_innen aus anderen Ländern auch mit ungefähr 20 in München lebenden Künstler_innen, um uns mit Themen wie Öffentlichkeit, politischer Verschiebung, Ortsspezifika auseinanderzusetzen. Ich bin keine Kuratorin, die kunstgeschichtliche Ausstellungen konzipiert. Ich möchte, dass wir gemeinsam diese Aufträge entwickeln, um zu sehen, wie die Künstler_innen auf die Situation reagieren, wie sie vorgehen und wie ich vermitteln kann. Wie kann sich daraus eine Theorie für das Programm entwickeln? Wie schafft man mehr lokale Öffentlichkeit und Gegenöffentlichkeit?

Wie wird das Publikum teilnehmen können?

Statt Ausstellungen wird es ein dreimonatiges Programm mit Live-Projekten und Performances geben, die sich auf verschiedene Kontexte beziehen. Es wird etwas sein, das sich lebendig in die Stadt ausbreitet, und alle sind eingeladen, es mitzuerleben. Ich glaube nicht, dass wir es schaffen, ein geschlossenes Publikum zu aktivieren. So etwas wie ‚das eine, homogene Publikum‘ gibt es nicht. Die Beiträge sollen unterschiedliche Interessensgruppen erreichen, die sich überschneiden können, so wie in der Gesellschaft auch. Mein persönliches Anliegen als Kuratorin mit einem öffentlichen Auftrag ist es, dass diese Projekte auf verschiedenen Ebenen gelesen werden. Einerseits sollen sie vorübergehende Passant_innen ansprechen, andererseits könnte jemand seine Doktorarbeit darüber schreiben.

Worin besteht die politische Kraft eines Kunstfestivals oder einer Biennale?

Bereits die Entscheidung, einen solchen Event stattfinden zu lassen, ist politisch. Das dürfen wir nicht vergessen. Auf unserer Facebook-Seite haben wir

Natürlich sollte Kunst ihre politische Relevanz nicht überschätzen. Sie kann nur politisch sein, wenn sie Teil einer größeren Gemeinschaft ist und einen Schneeballeffekt auslöst.

ein Foto von dem Moment gepostet, als der Stadtrat für das Projekt gestimmt hat. In diesem performativen politischen Augenblick beschließen die Bürger_innen durch den Stadtrat, das *PAM* stattfinden zu lassen. Aber natürlich sollte Kunst ihre politische Relevanz nicht überschätzen. Sie kann nur politisch sein, wenn sie Teil einer größeren Gemeinschaft ist und einen Schneeballeffekt auslöst; wenn sie Bewusstsein schafft, den endlosen Streit zwischen Pro und Contra durchbricht und semantische Short-Cuts erzeugt.

Können Sie uns ein Beispiel nennen, das diese Form von Aktivismus oder Debatte ausgelöst hat?

Ich habe zum Beispiel mit einer Roma-Community in Polen zusammengearbeitet. Einer der Aktivisten hatte jahrelang versucht, die Roma-Flagge in polnischen Schulen zu etablieren. Das wurde ihm immer verweigert. Als wir es aber im Namen der Kunst forderten, war es plötzlich möglich, und eine der Flaggen wurde schließlich sogar auf der Spitze eines Schlosses in Posen aufgestellt. Kunst machte diese politische Geste möglich, weil sie ihr scheinbar die Kraft nahm. Für mich ist das ein interessantes Beispiel dafür, wie man als Kurator_in mit dem bewussten Einsatz von Macht Dinge in Gang setzen kann.

Welche Erkenntnis ziehen Sie aus dem Reader *I Can't Work Like This. A Reader on Recent Boycotts and Contemporary Art*?

Meine Student_innen der Salzburger Sommerakademie und ich haben verschiedene Momente des Boykotts untersucht, die auf Biennalen zwischen 2013 und 2015 ausgerufen wurden. Künstler_innen haben mobilisiert, um bestimmte Forderungen zu erheben, während sie an Ausstellungen arbeiteten. Boykotts werden zahlreicher, weil wir uns von der Kunst wünschen, dass sie sich expliziter zu ihren politischen Zielen äußert. Im Moment weigert sie sich jedoch, explizit zu sein. Daher erleben wir stattdessen mehr Boykotts. Kunstwerke machen uns meistens nur auf Probleme aufmerksam, statt Lösungen vorzuschlagen. Wir fordern von der Kunst, dass sie den Anspruch hat, Probleme zu lösen und trotzdem Kunst zu sein.

Was meinen Sie damit? Ist es nicht die Aufgabe von Designer_innen, Probleme zu lösen, während Künstler_innen davon befreit sind?

Genau. Wir fordern daher von der Kunst mehr als das, was sie im Moment bietet.

Welche Rolle spielen die sozialen Medien?

Eine große. Aber wenn wir mit diesen Formen von Öffentlichkeit arbeiten, müssen wir uns klarmachen, dass wir Facebook-Posts nicht als ‚Business as usual‘ betrachten dürfen. Der Künstler Jonas Lund entwickelt gerade ein Projekt mit und gegen die Facebook-Datengewinnung.

Wie sollten Künstler_innen handeln, wenn sich abzeichnet, dass Allianzen oder Förderungen zu uneigennützig sind?

In unserer Boykott-Fallstudie haben wir uns damit beschäftigt. Doch grundsätzlich gibt es keine Situation, die unschuldig ist. Es geht schlicht darum, wie man als Kurator_in oder Künstler_in damit umgeht. Egal, ob man öffentliches oder privates Geld in Anspruch nimmt, es ist wichtig, Position zu beziehen. Man muss ausdrücken, wie man sich dabei fühlt. Mein Anspruch ist, sich seiner Verantwortung bewusst zu stellen und sich nicht davor zu scheuen.

Geben Sie uns dazu ein Beispiel?

Da gab es den Boykott auf der Biennale in Sydney 2014. In Australien wurden Offshore-Gefangenenlager als Flüchtlingszentren verwendet, und der Gründer der Biennale war in die Sache verwickelt. Die Künstler_innen beschlossen daraufhin gemeinsam, dass die Biennale für sie nur weitergehen kann, wenn er dieses Geschäft beendet. Aufgrund des Drucks sind er und der Vorstandsvorsitzende daraufhin zurückgetreten. Natürlich hat das nicht das Problem mit den Camps gelöst, die gibt es immer noch, aber es hat das Potenzial der Kunst verdeutlicht und Biennalen als mögliche Plattformen für konstruktives Handeln im Sinne des Gemeinwohls sichtbar gemacht.

Welche Kollaboration wünschen Sie sich?

Ich würde gern den *Bundesnachrichtendienst (BND)* in Pullach für einen Tag der Öffentlichkeit zugänglich machen. Haben Sie einen Tipp, wie ich das anstellen könnte?

Was macht den *BND* so interessant?

Es wäre spannend, das Gebäude zu öffnen und dort ortsspezifische Projekte zu entwickeln. Es ist eine starke Geste, bestimmte Orte zugänglich zu machen, und es ist ein guter Zeitpunkt, weil die meisten Abteilungen des *BND* ausziehen werden. Ich arbeite mit zwei Künstler_innen, die sich für Überwachung und geheime

Anlagen interessieren. Ich wünschte, sie könnten dorthin gehen und die Räume öffentlich machen.

Was wünschen Sie sich von der Welt in 20 Jahren?

Sie sollte empathischer und weniger narzisstisch sein und sich den Kampfgeist für das Allgemeinwohl bewahren.

Was muss heute passieren, damit das erreicht wird?

Wir müssen anfangen, wie Künstler_innen ‚outside of the box‘ zu denken und uns vorstellen, dass ein anderer Kapitalismus möglich ist.

Das Interview führte Sarah Dorkenwald, übersetzt von Mira Sacher.

Joanna Warsza ist Kuratorin, Forscherin und Autorin in den Bereichen visuelle und darstellende Künste und Architektur. Sie arbeitet hauptsächlich im öffentlichen Raum und untersucht soziale und politische Agenden. Joanna Warsza kuratierte unter anderem das öffentliche Programm der *Manifesta 10* in St. Petersburg 2014 und den georgischen Pavillon auf der *55. Biennale von Venedig 2013*. Sie lebt und arbeitet in Berlin und Warschau.

CATHRINE KRAMER, ZACK DENFELD,
EMMA CONLEY, CONOR COURTNEY
(THE CENTER FOR GENOMIC GASTRONOMY)

„WIR WOLLEN UNS
VON DER CHEMIE WEGBEWEGEN,
HIN ZUR BIOLOGIE,
ÖKOLOGIE UND BIOWISSENSCHAFT,
UM ANHAND VON ESSEN NEUE GESCHICHTEN
ÜBER UNSERE
KULTUR ZU ERZÄHLEN.“

Wie schmecken eigentlich gentechnisch veränderte Pflanzen? Diese Frage markiert den Beginn des *Center for Genomic Gastronomy* und seine intensive Auseinandersetzung mit der Biotechnologie und Biodiversität in Bezug auf unser Ernährungssystem. Cathrine Kramer und Zack Denfeld, die Gründer des Kollektivs, sowie Emma Conley als neue Partnerin und Conor Courtney als wissenschaftlicher Berater verstehen das *Center* als Thinktank für Kontroversen über die Ernährung und eine alternative kulinarische Zukunft. Für sie ist das Zusammenführen der Biowissenschaften mit der Kunst des Essens keineswegs rückwärtsgewandt und romantisierend, sondern eröffnet ihnen unerforschte Gebiete und Themen, die sie, auch mithilfe ungewöhnlicher Allianzen, erkunden.

Woher kommt der Name *The Center for Genomic Gastronomy*?

Dazu gibt es tatsächlich zwei Entstehungsgeschichten. Die eine ist politisch inspiriert und die andere kulturell.

Zack Denfeld: Der politische Hintergrund ist, dass wir am *Srishti Institute of Art, Design and Technology* in Bangalore einen Kurs zu Ernährungspolitik abgehalten haben. Gemeinsam mit einer Gruppe Kunststudent_innen wollten wir die Debatte über gentechnisch veränderte Organismen (GVO) in Indien dokumentieren und verstehen. Zu dieser Zeit hat *Mahyco*, eine Tochtergesellschaft von *Monsanto*, versucht, die staatliche Zulassung für den Verkauf von gentechnisch veränderten Auberginensamen (BT Brinjal) zu bekommen. Es gab großen Widerstand von vielen verschiedenen zivilgesellschaftlichen Organisationen und Bürger_innen in ganz Indien. Aber obwohl unsere Klasse feststellte, dass diese Gruppen Bedenken bezüglich der Umweltgesundheit, der Agrarwirtschaft, der menschlichen Gesundheit, dem geistigen Eigentum und vielem anderem äußerten, fragte sich niemand, wie GVOs eigentlich schmecken. Auch wenn sich das zunächst dumm anhört: Unsere Suche nach einer Möglichkeit, etwas über den Geschmack herauszufinden, brachte uns dazu, die bestehende kulinarische Biodiversität der Auberginen Südasiens näher zu untersuchen und den Geschmack, Geruch und die Küche als ein zusätzliches Werkzeug für die Beurteilung von biotechnologischen Entwicklungen zu begreifen. Diese erste Untersuchung von BT Brinjal war der Beginn unserer siebenjährigen Studie über Biotechnologien und die Biodiversität des Ernährungssystems.

Cathrine Kramer: Die kulturell begründete Entstehungsgeschichte beginnt 2010. Als wir in diesem Jahr mit unserer Arbeit begonnen haben, hatte die Molekularküche bereits ein breites Publikum erreicht, weit über die Welt der Haute Cuisine und der Akademie, wo sie entstanden ist, hinaus. Techniken wie das *Sous-vide-Garen* oder das Herstellen von Schäumen und Gels waren nicht nur Teil des Repertoires bekannter Küchenchef_innen, sondern auch von Hobbyköch_innen. In der Molekulargastronomie geht es um Küchenchemie: Lebensmittel werden analysiert und in ihre chemischen Komponenten zerlegt, um diese Teile dann neu zusammenzubauen – und so andere kulturelle Erfahrungen zu machen.

Wir interessierten uns für das Gegenteil. Was kommt dabei heraus, wenn wir die

Biologie und das gesamte Ernährungssystem auf einem Teller zusammenbringen? Wir wollen uns von der Chemie weg bewegen, hin zur Biologie, Ökologie und Biowissenschaft, um anhand von Nahrungsmitteln neue Geschichten über unsere Kultur zu erzählen. Ironischerweise wurden 2010 Molekularküchen-Restaurants wie *The Fat Duck* in England oder *El Bull* in Kroatien von ‚Farm-to-Plate‘- und ‚Taste-of-Place‘-Restaurants wie dem *Noma* in Kopenhagen in den Schatten gestellt. Auch wenn wir noch nicht in solchen Restaurants gegessen haben, war es sehr inspirierend, über die Jahre mit Küchenchef_innen, Farmer_innen, Food-Hacker_innen und politischen Entscheidungsträger_innen zusammenzuarbeiten.

Das *Center of Genomic Gastronomy* definiert sich selbst als Kollektiv. Wie arbeiten Sie zusammen?

ZD und CK: In der Regel diskutieren wir beide erste Ideen. Wir denken und arbeiten über gängige Herangehensweisen hinaus. Dabei sind wir uns oft uneinig. Diesen Prozess tragen wir offen aus, nicht nur wenn wir gemeinsam unterrichten, sondern auch bei Formaten wie der *ArtMeatFlesh*, einer Live-Koch-Show, bei der wir in gegnerischen Teams antreten. Wir wären eher beunruhigt, wenn es keine Konflikte und Debatten gäbe. Denn dadurch treiben wir uns gegenseitig voran.

Der Arbeitsaufwand wurde innerhalb weniger Jahre so groß, dass wir Emma Conley eingeladen haben mitzumachen. Mit ihren Fähigkeiten – Probleme zu lösen sowie konkrete Dinge zu erschaffen und Sachen zu erledigen – ergänzt sie unser Team perfekt. Außerdem ist Emmas Stimme bei besonders heiklen Entscheidungen ausschlaggebend.

Vor Kurzem ist außerdem Conor Courtney als wissenschaftlicher Berater zum Team gestoßen. Mit seiner Erfahrung in der Molekularbiologie und in der Vermittlung von Naturwissenschaften gibt er unseren Ideen ganz neue Richtungen und steht uns mit seinem fundierten Wissen über die Biologie zur Verfügung. Es ist ihm sehr wichtig, ein offenes Konzept zu entwerfen, das Diskussionen über kontroverse oder schwierige Themen mit Nichtexpert_innen ermöglicht. Und er kümmert sich darum, dass die wissenschaftlichen Methoden jedermann zugänglich sind.

Was verstehen Sie unter einem offenen Konzept?

Emma Conley: Wann immer möglich,

verorten wir unsere Arbeit bewusst in offenen Konzepten. Das können bekannte Formate wie ‚Open Source‘, ‚Open Access‘, ‚Creative Commons License‘, aber auch ganz allgemeine Herangehensweisen und Beziehungen sein. Manchmal müssen aber auch erst neue Formate entwickelt werden. Wie schaffen wir zum Beispiel ‚Creative Commons‘ für neu entdeckte ‚Do it yourself‘-Bioprozesse? Die Idee hinter diesen transparenten Prozessen ist, dass Informationen umsonst sind und dass wir alle davon profitieren, wenn wir – Expert_innen und Nichtexpert_innen – teilen und die Arbeit, die Ideen und die Kreativität des anderen nutzen und weiterentwickeln. Laien stellen oft grundsätzliche Fragen, die dabei helfen, neue Verbindungen zu knüpfen oder isolierte Bereiche wieder zusammenzubringen, wie die Wissenschaft mit der Kultur, die Technologie mit dem Essen und das Design mit der Ethik. In offenen Konzepten können die Kontexte, Akteur_innen und Themen variieren, aber die Idee der Gemeinschaft bleibt immer bestehen.

Was sind die größten Herausforderungen bei Ihrer Arbeit?

CK: Das ist ziemlich banal, aber eine der größten Herausforderungen ist es, die administrativen Angelegenheiten zu bewältigen, die bei einem kleinen Unternehmen anfallen. Wir verbringen definitiv mehr Zeit damit, E-Mails zu schreiben und Projekte zu organisieren, als mit den Bereichen, die uns Spaß machen, wie der kreativen Entwicklung. Im Moment versuchen wir eine Lösung dafür zu finden, damit wir mehr Zeit dafür haben, einfach ins Blaue zu denken. Wenn wir Vorträge an Kunst- und Design-Schulen halten, versuchen wir so offen und ehrlich wie möglich in Bezug auf die Arbeit zu sein, die anfällt, wenn man als Kulturarbeiter_in in unserer neoliberalen Kulturwirtschaft seine Unabhängigkeit bewahren möchte.

Wie arbeiten Sie denn als unabhängige Kulturschaffende in ‚unserer neoliberalen Kulturwirtschaft‘?

ZD: Cat und ich haben 2010 begonnen, zusammenzuarbeiten, kurz nachdem die meisten Länder, in denen wir tätig waren, aufgrund der Finanzkrise 2008 zur Austeritätspolitik übergegangen waren. Es ist bizarr, dass der kommerzielle Kunstmarkt genau in dieser Zeit einen neuen ökonomischen Höhepunkt erreicht hatte und ein Ort für Geldwäsche, Finanzspekulationen und Steuervermeidung wurde. Uns war bewusst, dass unsere Praxis im kommerziellen Kunstmarkt weder Unterstützung noch Platz finden

Der Kompromiss, den wir eingegangen sind, um unsere kritische Arbeitsweise aufrechtzuerhalten, besteht darin, eine gewisse finanzielle Unsicherheit in Kauf zu nehmen.

würde. Deshalb mussten wir zu Beginn sehr flexibel sein, um sie auch beibehalten zu können, und die kleinen Quellen nutzen, die uns zur Verfügung standen. Das hieß, fünf Jahre zwischen den USA, Europa und Asien zu pendeln.

In gewisser Weise hatten Cat und ich Glück, weil wir uns schon immer für neue Technologien und Wissenschaft interessiert hatten, also genau die Bereiche, für die das geringe Budget der kreativen Forschung und Kulturarbeit in Europa zur Verfügung stand. Durch das Zusammenschmeißen unserer Einkünfte aus den Lehraufträgen, den Fördergeldern und gelegentlichen Jobs im Kunstbetrieb, beispielsweise als Kurator_innen, haben wir eine sehr solide Grundlage entwickelt. Wir haben erlebt, wie viele unserer Freunde ein Burn-out hatten, ausgestiegen sind oder Vollzeit-Lehrende wurden und die kreative Arbeit komplett aufgegeben haben. Der Kompromiss, den wir eingegangen sind, um unsere kritische Arbeitsweise aufrechtzuerhalten, besteht darin, eine gewisse finanzielle Unsicherheit in Kauf zu nehmen. So können wir die Arbeit machen, wie wir sie uns vorstellen und haben nichts mit dem Kunstmarkt zu tun. Jedoch mussten wir, um diesen Weg gehen zu können, ständig in Bewegung bleiben. Es ist sehr schwierig, sich ernsthaft mit der Ökologie und bestimmten Orten auseinanderzusetzen, wenn man immer unterwegs ist. Deswegen sind wir gerade dabei, unsere Herangehensweise neu zu fokussieren und eine Form der Beschäftigung zu finden, die mehr unserem Wunsch entspricht, den Jahreszeitenwechsel eines Ortes mitzuerleben und mitzugestalten.

Sie arbeiten mit Wissenschaftler_innen, Künstler_innen, Hacker_innen und Landwirt_innen zusammen. Wie sieht diese Zusammenarbeit aus?

Wir arbeiten mit Menschen zusammen, mit denen wir arbeiten möchten und die mit uns arbeiten möchten. Die Voraussetzung ist der gegenseitige Respekt für das, was jeder zum Projekt beiträgt, ein Interesse für die Arbeit und die Expertise des anderen. Wir kooperieren zum Beispiel mit Wissenschaftler_innen, die es leid sind, ihre Arbeiten nur für eine kleine Gruppe von Spezialist_innen zu veröffentlichen. Sie interessieren sich für Möglichkeiten, ihre Forschung durch neue und kreative Wege einem größeren Publikum näherzubringen. Wir Generalist_innen hingegen sind von dem Wissen, den Werkzeugen und Methoden, die sie nutzen, um die Welt zu verstehen und zu ändern, tief beeindruckt.



Wie schaffen Sie eine Verbindung und eine gemeinsame Sprache zwischen Ihnen und den Wissenschaftler_innen?

Conor Courtney: Im Grunde ist die Trennung von Kunst und Wissenschaft falsch. Tatsächlich setzen sich Künstler_innen und Wissenschaftler_innen mit ähnlichen Fragen auseinander. Ihnen stehen einfach nur unterschiedliche Werkzeuge zur Verfügung. Wissenschaftliche Forschungsfragen sind, aufgrund des Wessens von Ökonomie und Finanzierung, in den letzten Jahren gängiger geworden. Und wenn man sich mit Wissenschaftler_innen und Forscher_innen unterhält, die von ihrer Arbeit im Allgemeinen sehr überzeugt sind, dann stellt man fest, dass da eine universellere Sorge und Neugierde aufkeimt. Der Ort, von dem aus wir neue Systeme und Rahmenbedingungen verstehen und konzeptualisieren wollen, ist für alle da und dient als Ausgangspunkt für die spannendsten Projekte.

Haben Sie ein Beispiel, bei dem der Austausch fruchtbar war?

EC: Wir kooperieren in fast jedem Projekt mit anderen Partner_innen, wir experimentieren also ständig. Von 2015 bis 2016 waren wir drei Monate am *Rowett Institute of Nutrition and Health* in Schottland und haben mit Wendy Russell zusammengearbeitet. Die meiste Zeit haben wir damit verbracht, das Institut und die Arbeit von Russell kennenzulernen sowie ihre Kolleg_innen zu treffen. Für uns bedeutete das, viel mehr Zeit für die ‚Face-to-Face‘-Forschung aufzuwenden und viel weniger für die Produktion, als wir gewohnt waren. Wir konnten unsere Fragen und Ideen Russell direkt vortragen und bekamen sofort ein Feedback von ihr. Und sie konnte uns zu unseren anderen Projekten und Kollaborationen, zu unserem Zugang zur Kunst und zum Design befragen.

Was haben Sie dabei gelernt und was hat Sie überrascht?

EC: Das Ergebnis, das bei unserem Aufenthalt am *Rowett Institute* herauskam, war für alle überraschend. Unsere Idee war es, ausgehend von unserer Forschung dort, eine Art öffentliche Ausstellung zu konzipieren, stattdessen entstand am Ende eine Performance, die sich nicht an ein öffentliches Publikum (auch wenn es eingeladen war) richtete, sondern an die Forscher_innen des Instituts. Wir haben einen Spaziergang organisiert, bei dem das Institut in die Zukunft versetzt wurde. Dabei stellten wir uns vor, wie ihre Mikrobiom-Forschung

die Gesellschaft in den nächsten 20 Jahren beeinflusst und verändert und welche Konsequenzen das haben könnte. Indem den Forscher_innen ihre Zukunft in Form eines Spaziergangs vermittelt wurde, waren sie sowohl unsere Expert_innen als auch unser Publikum.

Welche neuen Allianzen brauchen wir für den Wandel unserer Gesellschaft?

CK: Die Frage ist eher, welche Voraussetzungen brauchen wir, um neue Allianzen eingehen zu können. Designer_innen müssen bei der Frage, für was und mit wem sie arbeiten möchten, ihren Radius erweitern. Sie sollten in erster Linie neugierig auf die Welt sein und sich darin üben, kritisch zu denken. Dazu fällt mir ein Zitat von Buckminster Fuller ein: „A designer is an emerging synthesis of artist, inventor, mechanic, objective economist and evolutionary strategist.“ In der Designausbildung sollte man auch lernen, wie man unternehmerisch handelt und wie man sich neue Wege für das eigene Arbeiten eröffnet. Außerdem sollte es finanzielle Strukturen geben, die ein solches Forschen ermöglichen. In der Kunst gibt es in Europa bereits eine lange Fördertradition. In vielen Ländern existieren Kulturstiftungen, die das experimentelle Arbeiten unterstützen und dadurch die Grenzen der Kunst erweitern. Für Design sollte es so etwas auch geben.

Das Interview führte Sarah Dorkenwald, übersetzt von Mira Sacher.

Das *Center for Genomic Gastronomy* ist ein von Künstler_innen geleiteter Thinktank. Es wurde 2010 von Cathrine Kramer (Norwegen) und Zack Denfeld (USA) gegründet und erforscht die Biotechnologien und die Biodiversität unseres Ernährungssystems. Ihre Mission ist es, Kontroversen in unserer Ernährung aufzuzeigen, alternative Kulinarik zu entwerfen und sich eine gerechtere, vielfältigere und schönere Welt der Lebensmittel vorzustellen. Das Zentrum präsentiert seine Forschungsergebnisse über die Organismen und Milieus, die durch diese Systemkultur verändert wurden, in Europa, Asien und Nordamerika. Gemeinsam mit Wissenschaftler_innen, Hacker_innen, Küchenchef_innen und Farmer_innen realisiert das Team Ausstellungen, Publikationen und gemeinsame Essen mit dem Ziel, „Zutaten und Geschmacksrichtungen zusammenzubringen, die noch nie zuvor kombiniert wurden“.

SCHHPLTTLR

SPIELERISCHE ALLIANZ

OHNE WORTE

Interaktionen ermöglichen Dynamisierungen. In einer fruchtbaren Zusammenarbeit inspirieren, aktivieren und beeinflussen sich Menschen gegenseitig. Wenn die Voraussetzungen stimmen, kann sich aus einer Kooperation spielerisch so etwas wie ein Tanz entspinnen. Umgekehrt ermöglicht dieser wiederum Allianzen der besonderen Art ohne Worte.

Eine Interaktion von Licht, Klang und Bewegung bildete den Ausgangspunkt für die Performance *SCHHPLTTLR electric beats*¹, die 2010 im *MaximiliansForum*, einer unterirdischen Passage in der Münchner Innenstadt, uraufgeführt wurde. In einem kabellosen Netzwerk wurden Tänzer_innen als bewegliche Sampler mit einem Rechner verbunden und generierten über Sensoren und durch dem Schuhplattler entlehnte Bewegungen Beats und Licht. Im Spannungsfeld von folkloristischen und technologischen Einflüssen entstand so ein Netz aus Aktivierungs- und Rückkopplungseffekten zwischen Teilnehmer_innen und Tänzer_innen, Klang- und Lichtsequenzen, choreografierten und improvisierten Bewegungen.

Zum performativen Abschluss des dreitägigen interdisziplinären Workshops entstand darüber hinaus eine wahrlich spontane Allianz: Als traditionelle Schuhplattler in Tracht zufällig vorbeikamen und einfach mitmachten. Allianzen brauchen Räume, in denen sie sich bilden können – Freiräume, in denen Dialog möglich und Teilhabe erfahren werden kann. Das können gerade die Nischen und Zwischenbereiche jenseits der kommerziellen Bestimmungen sein. (LVG)



1

Konzept und Realisierung: Daniel Kluge, Ken Frederick und Eugen Kern-Emden, präsentiert von peer to space, Choreografie von Mirko Hecktor, Kostüme von Corinna Brix, Tänzer_innen: Julien Feuillet, Philipp Knapp, Rosanna Graf, Dokumentation von Dirk Eisel



PEDRO GADANHO

„AM WICHTIGSTEN

IST DIE NEUGIER

DES MENSCHEN

AUF WISSENSFELDER,

DIE AUSSERHALB

SEINES EIGENTLICHEN

KOMPETENZBEREICHS LIEGEN.“

Als Begegnungsorte mit dem Fremden und Anderen sieht Pedro Gadanho Museen und beschreibt damit den kuratorischen Impetus als Direktor des Lissabonner *Museu de Arte, Arquitetura e Tecnologia* (MAAT, siehe S. 190). Macher_innen wie Rezipient_innen unterschiedlichster Generationen können sich im interdisziplinär ausgerichteten MAAT entlang der Schnittstellen von Kunst, Gestaltung, Architektur, Technologie und Stadtkultur bewegen.

Das Museum für Kunst, Architektur und Technologie (MAAT) vereint drei Disziplinen. Wie kam es zu diesem interdisziplinären Ansatz?

Bereits die Museumsausstellungen im ehemaligen Kraftwerk der *Fundação EDP* fokussierten das Miteinander von Wissenschaft, Energie und zeitgenössischer Kunst. Ich habe mich intensiv mit der interdisziplinären Verknüpfung von Kunst und Architektur beschäftigt. Als das Museum für Elektrizität einen Neubau plante und mich damit betraute, war es mir wichtig, all diese Bereiche zu bündeln. So ist das *Museum für Kunst, Architektur und Technologie* entstanden.

Welche Funktion hat das ehemalige Kraftwerk jetzt?

Das *MAAT* umfasst beide Gebäude: das Zentrum des Kraftwerks und das neue Gebäude, das von Amanda Leveté entworfen wurde. Das Kraftwerk wurde Anfang des 20. Jahrhunderts errichtet und ist aus architektonischer, historischer und sozialer Sicht sehr wertvoll. Es versorgte die Stadt und die gesamte Region mit Strom bis es 1975 geschlossen wurde. Als Gebäude des öffentlichen Interesses wurde es 1990 als *Museu da Electricidade* (Elektrizitätsmuseum) wieder zugänglich gemacht, ein von der Industrie geprägtes Wissenschaftsmuseum und Kulturzentrum, mit dem Fokus auf zeitgenössische Kunst. Vor Kurzem wurde es umgestaltet, um Platz für die Ausstellungsräume des *MAAT* zu bieten. Seine Sammlung und die noch vorhandenen Maschinen, als einzigartiges Beispiel des industriellen Erbes, werden ausgestellt.

Welche Entwicklungen und Perspektiven erhoffen Sie sich von Eröffnung und Programmatik des MAAT?

Unsere kuratorische Leitlinie sieht die Ausrichtung jeder Ausstellung auf eine der vielen möglichen Schnittstellen zwischen jenen Wissensbereichen vor, die die Identität des *MAAT* ausmachen. So setzten sich in unseren Ausstellungen Künstler_innen bereits mit Architektur oder Stadtkultur auseinander. Oder reagierten gemeinsam mit Architekt_innen und anderen Gestalter_innen auf technologische Entwicklungen. Einmal jährlich sind auch sogenannte ‚Manifesto‘-Ausstellungen geplant, bei denen Künstler_innen und Architekt_innen zusammenkommen, um gemeinsam über relevante gesellschaftliche Themen nachzudenken. Zwei Beispiele sind *Utopia/Dystopia* im vergangenen Sommer und die für Frühling 2018 geplante Ausstellung *Eco-Visionaries*.

Was bedeutet diese neue Allianz für Sie persönlich?

Für mich bedeutet es, Kulturschaffenden zu ermöglichen, im Dialog mit anderen kreativen Disziplinen Beiträge zum zeitgenössischen Diskurs zu liefern. Es bedeutet, Künstler_innen, Architekt_innen und andere Denker_innen auf derselben intellektuellen Ebene zu vereinen. Es bedeutet, das Museum als Plattform zu nutzen, um öffentliches Engagement jenseits traditioneller Bildungsprogramme zu fördern.

Was sind notwendige Voraussetzungen für eine erfolgreiche Allianz zwischen Kunst, Architektur und Technologie?

Am wichtigsten ist die Neugier des Menschen auf Wissensfelder, die außerhalb seines Kompetenzbereichs liegen.

Kann man ‚erfolgreiche Allianzen‘ anhand ihres Outputs an Ideen, Produkten oder anhand ihrer Kommerzialität messen?

Der Erfolg von Allianzen wird messbar, wenn durch sie Ideen entstehen, zu denen es nicht gekommen wäre, hätte man als Ausgangspunkt lediglich über eine Disziplin und eine thematische Ausrichtung verfügt.

Künstler_innen und Architekt_innen gelten als Individualist_innen und hängen meist auch an dieser Einschätzung. Kann Scheitern ein konstruktiver Teil neuer Allianzen sein?

Kollaborationen sind nicht immer einfach, weil jede_r schöpferische Urheber_in ein Bedürfnis nach Bestätigung hat. Sind Menschen aber einmal wirklich in den Dialog mit anderen vertieft, können viele wunderbare und unerwartete Dinge entstehen. Eine solche Allianz konnte man in meiner fürs *MoMA* kuratierten Ausstellung *Uneven Growth* beobachten. Dort setzten wir zwölf Design-Teams aus der ganzen Welt zusammen, um sechs Visionen für sechs Megacitys zu entwickeln. Trotz anfänglicher Differenzen und dem Beinahe-Scheitern der Kooperationen erzielten die Teams schließlich quer gedachte, innovative Ergebnisse – und bislang voneinander losgelöste Sichtweisen auf stadtplanerische Problemstellungen wurden gelungen kombiniert.

Können Sie uns anhand eines spezifischen Beispiels Ihre Idee des Uneven Growth und des Beinahe-Scheiterns näher erläutern?

Ein Beispiel ist die Kollaboration zwischen dem Pariser *Atelier d'Architecture Autogérée* und dem Studio *Superpool* in

Der Erfolg von Allianzen wird messbar, wenn durch sie Ideen entstehen, zu denen es nicht gekommen wäre, hätte man als Ausgangspunkt lediglich über eine Disziplin und eine thematische Ausrichtung verfügt.

Istanbul, die für beide mit Spannungen verbunden war. Aber letztlich hat das jüngere Studio *Superpool* die bisherige Langzeituntersuchung in eine neue Dimension geführt und ihre Arbeit auf einen neuen Stand gebracht. Die Gestaltung einer App ermöglichte den Handel innerhalb einer Mikroökonomie in einem Istanbuler Vorort. Diese Form des monoökonomischen Urbanismus wurde dadurch mehr zu einem Teil des partizipativen und traditionellen Lebens der Stadt, als es dem Atelier in Zusammenarbeit mit lokalen Communitys gelungen war. Das beweist, dass durch den Austausch zwischen den Generationen trotz der unterschiedlichen Praxis etwas Neues aus der Fusion ihrer Konzepte entstehen kann.

Welche der bisherigen MAAT-Ausstellungen hat dazu beigetragen, Lissabon als Stätte der Allianz aus Kunst, Architektur und Technologie zu positionieren?

Die *Utopia/Dystopia*-Ausstellung hatte 110.000 Besucher_innen, das allein ist lokal gesehen bemerkenswert. Darüber hinaus wurden im Rahmen der Ausstellung ein Buch und eine Konferenz realisiert, deren Ergebnisse und Beiträge aufgrund ihrer besonderen Allianzen weit über die Ausstellung hinaus nachklingen werden. Das Buch wurde von dem in Italien ansässigen Herausgeber des Kunstmagazins *Mousse* publiziert, und die Konferenz entstand in Kooperation mit der Onlineplattform *e-flux*, was uns eine große internationale Aufmerksamkeit bescherte.

Gab es Momente oder Personen, die für Ihre neuen Allianzen eher hinderlich als förderlich waren?

Wie Einstein einmal gesagt hat, gibt es zwei Dinge, von denen wir wissen, dass sie unendlich sind. Das eine ist die menschliche Dummheit – und das andere das Universum selbst. Nach wie vor gelingt es den Arschlöchern dieser Welt, jede Allianz sofort zugrunde zu richten. Ich versuche, solche Menschen zu meiden.

Wenn es also zu Problemen kommt: Greifen Sie ein oder lassen Sie es geschehen? Akzeptieren Sie Behinderungen vielleicht sogar als lebendigen Faktor des Entstehungsprozesses?

Im Museumsalltag passieren ständig irrationale Dinge. Die meisten davon versuchen wir in den Griff zu bekommen. Andere müssen wir akzeptieren, vor allem, wenn die Gefahr besteht, ansonsten höhere Ziele aufs Spiel zu setzen.

Wie lässt sich ein Gesinnungswandel im ökonomischen Sektor bewirken?

Das wird sowieso unvermeidlich sein – da der Klimawandel, die Ressourcenverknappung und die Überbevölkerung zu massiven Problemen führen, die alle menschlichen Belange an ihre Grenzen bringen.

Was muss getan werden, damit sich Kooperationen zwischen Visionär_innen aus unterschiedlichen Disziplinen wirtschaftlich tragen? Wie lässt sich dieser Prozess vorantreiben, ohne dabei auf Stiftungen angewiesen zu sein?

Visionär_innen halten in der Regel selbst Ausschau nach Kooperationen und auch nach Wegen, diese zu finanzieren. Wenn die Lösung nicht auf dem Markt gefunden wird oder dank der Unterstützung durch Stiftungen oder Kulturgelder, dann liegt es vielleicht daran, dass das alte künstlerische Prinzip immer noch greift: Man wechselt zwischen irgendeinem Job im Niedriglohnbereich und der eigenen kreativen Arbeit hin und her. So unterstützt eine Teilzeitarbeit im kommerzielleren Bereich die eigene künstlerische Recherche und die Erkundung neuer Möglichkeiten und Allianzen.

Mit wem würden Sie gern zusammenarbeiten?

Mit jedem, dem zur aktuellen Weltlage etwas Schlaues einfällt.

Wie wünschen Sie sich die Welt in 20 Jahren?

Noch nicht vollständig zerstört.

Welche Allianzen sind notwendig, um Ihre Wünsche wahr werden zu lassen?

Allianzen zwischen allen und jedem. Jenseits von Nationalität, politischer Ideologie, ökonomischer Macht, Rasse oder sexueller Orientierung, von religiösem Glauben, Geschlecht oder Geschmacksvorlieben.

Die Fragen stellte Evelyn Pschak, übersetzt von Mira Sacher

Der Architekt und Autor Pedro Gadanho leitet seit Oktober 2016 das neu eröffnete *Museum für Kunst, Architektur und Technik, MAAT*, in Lissabon (siehe S. 190). Der ehemalige Kurator für Architektur am *MoMA New York* ist verantwortlich für das kulturelle Programm des Hauses, mit dem er aktuelle Themen und Tendenzen reflektieren und interdisziplinäre Diskurse anstoßen möchte. Zuvor war Gadanho unter anderem Mitglied im strategischen Rat des britischen Pavillons auf der *Biennale von Venedig 2011*, Berater bei dem Kopenhagener Thinktank *Dansk Arkitektur Center (DAC)/ Realdania* sowie Kurator für den portugiesischen Pavillon auf der *9. Architekturbiennele* in Venedig.



MAAT, LISSABON

RÄUME FÜR DIE BEGEGNUNG
MIT TECHNIK,
KUNST UND ARCHITEKTUR

Als Ort des Austauschs, kritischen Denkens, und internationalen Dialogs wirft das 2016 in Lissabon eröffnete *Museu de Arte, Arquitetura e Tecnologia (MAAT)* einen multidisziplinären Blick auf die Gegenwart. Vereint unter einem Dach werden mit Kunst, Design und Medien, Architektur sowie Technik und Wissenschaft Themen unserer Gegenwart und Zukunft anschaulich präsentiert. Ziel ist es, Austausch und Diskurs über die Formen des urbanen Lebens und des vielfältig von Technologie geprägten Alltags anzustoßen.

Das Museum öffnet sich damit vom reinen Ausstellungsraum zu einem Ort der Begegnung für Menschen verschiedener Interessen und Anliegen. Beispielhaft am Konzept ist, dass es seine Entstehung einer vielfältigen Allianz unterschiedlichster Institutionen, Unternehmen und Vertreter_innen der Bürgerschaft verdankt und damit zu einem besonderen Ort wurde, mit dem sich von Anfang an viele identifizieren konnten.

Der dialogische Ansatz spiegelt sich bereits in der ungewöhnlichen Architektur des Museums wider. Die Londoner Architektin Amanda Levete verband einen spektakulären Neubau und ein 1975 stillgelegtes Kraftwerk aus rotem Backstein, das umgebaut und saniert wurde. Die besondere Lage der Ausstellungshalle zwischen Fluss, Ozean und Stadt verwandelt den Komplex in einen öffentlichen Raum – ein Forum des Austauschs an der Atlantikküste im Südwesten Europas. (DB)





TOMÁS SARACENO

„WIR SIND MIT DEM UNIVERSUM

VERBUNDEN

WIE MIT EINEM

GIGANTISCHEN

KOSMISCHEN NETZ“

Spinnen und ihre Netze inspirieren den Künstler Tomás Saraceno ganz besonders. Sie erinnern ihn daran, wie stark alles in der Welt miteinander verwoben ist: Eine Erschütterung kann sich durch das ganze Geflecht fortsetzen. Ähnlich funktioniert für ihn das Teilen von Ideen: Sie vibrieren in ihren Verlinkungen, setzen sich fort und schaffen dadurch eine weitaus größere Resonanz, als es jemals durch eine einzige Idee möglich wäre. Mit der Vorstellungskraft der Kunst, endlosem Experimentieren und in Zusammenarbeit mit unterschiedlichsten Wissenschaftler_innen arbeitet Tomás Saraceno an Modellen für das zukünftige Leben auf dem ‚Raumschiff Erde‘¹.

In Ihrer Arbeit mit Spinnen bringen Sie Einzelgänger mit Gruppentieren zusammen. Können wir im Hinblick auf neue Allianzen noch etwas von den achtbeinigen Tieren lernen?

Von über 45.000 Spinnenarten, sind nur 20 gesellig, und die Geselligkeit ist unterschiedlich stark ausgeprägt. Daran zeigt sich, dass es nicht einfach ist, sich sozial zu verhalten und dass es vermutlich von der Umgebung und den Strukturen abhängt, in denen man lebt. Dabei gibt es Phänomene, die sehr interessant zu beobachten sind. So lebt beispielsweise eine Spinnenart in Argentinien in großen Kolonien. Ihr Beutefang hängt von den Dürre- und Regenzeiten ab. In Perioden, in denen es nicht so viel zu erbeuten gibt, steigt ihre Fähigkeit zu sozialem Verhalten, zur Kooperation und zum kollektiven Teilen merklich an, um die Kolonie zu erhalten. Tierisches Kollektivverhalten ist ein interessantes Forschungsfeld. Diese Verhaltensweise könnte für die Sozialwissenschaften, für Politik und Wirtschaft aufschlussreich sein.

Inwiefern taugen Spinnennetze als Sinnbild für gesellschaftliche Strukturen?

Es geht nicht so sehr darum, etwas zu symbolisieren oder zu veranschaulichen, sondern vielmehr darum, dass wir nicht allein sind. Und dass wir mit den anderen Wesen auf diesem Planeten friedlich koexistieren sollten. Das Spinnennetz erinnert daran, wie sehr alles miteinander verknüpft und in einem Ökosystem verwoben ist. Wir sind mit dem Universum verbunden wie mit einem gigantischen kosmischen Netz. Eine Erschütterung kann sich durch das ganze Geflecht fortsetzen – so wie bei einer Spinne, die an ihrem Netz zupft.

Ihre Kunst enthält ein starkes wissenschaftlich-experimentelles Moment. Warum sind Sie Künstler geworden und nicht etwa Wissenschaftler?

Ich mag diese Klassifikationen und Grenzen zwischen Disziplinen, Berufen und Rollen nicht. Ich denke, der Unterschied zwischen dem Wissenschaftler und dem Künstler kann bisweilen sehr unbedeutend sein, weil es in der Kunst genauso um ständiges Forschen und endlose Serien von Experimenten geht. Allerdings bietet Kunst vermutlich ein bisschen mehr Raum oder Freiheit für das Entwickeln von Ideen.

Wie profitiert Ihre Kunst von anderen Disziplinen, zum Beispiel den Wissenschaften?

Ich würde sagen, der Nutzen ist immer auf beiden Seiten: Wissenschaft trägt etwas zur Kunst bei und die Kunst nährt die Wissenschaft. Ein gutes Beispiel dafür ist die Installation *14 Billions*, die Rekonstruktion eines dreidimensionalen Spinnennetzes in Menschengröße. Dafür mussten wir zunächst ein komplexes Spinnennetz scannen und es in ein 3-D-Modell umwandeln. Das war damals noch eine große Herausforderung für die Wissenschaftler_innen. Wir haben mit dem *Institut für Photogrammetrie und Kartographie* an der *TU Darmstadt* zusammengearbeitet und eine neue Scan-Methode entwickelt. Sie wurde später von mehreren anderen Wissenschaftsinstitutionen übernommen, unter anderem vom *Istituto Italiano di Tecnologia* und dem *MIT Department of Civil and Environmental Engineering*. Sie verwenden die Methode heute für ihre eigenen Forschungszwecke.

Wenn Kunst dazu beitragen kann, die Zukunft zu formen, was ist dann ihr spezifisches Potenzial im Unterschied zu anderen Disziplinen?

In der Kunst geht es viel um Vorstellung, Ideen, Gedanken, Gefühle und darum, Dinge anders wahrzunehmen. Die Wirklichkeit abzubilden, in dem sie Berechnungen anstellt, versucht sie eher selten. Kunst kann aber auch dazu dienen, auf bestimmte Sachverhalte zu antworten und direkte Handlungsmöglichkeiten aufzuzeigen. Die Kombination dieser Eigenschaften spielt in meiner Praxis eine große Rolle.

Stellen Sie uns kurz die Menschen vor, mit denen Sie aktuell zusammenarbeiten, mit denen Sie zuletzt Allianzen eingegangen sind?

Gerade arbeiten wir mit vielen brillanten Menschen zusammen: mit den *MIT*-Spezialist_innen Lodovica Illari und Glenn Flierl (*Department of Earth, Atmospheric and Planetary Science*) und mit Markus Buehler und Zhao Qin (*Department of Civil and Environmental Engineering*), mit den Wissenschaftler_innen des *Max-Planck-Instituts für Ornithologie*, Iain Couzin und Alex Jordan (Abteilung für Kollektivverhalten an der *Universität Konstanz*), mit Nick Shapiro und Liz Barry vom *Public Lab*. Außerdem hat das *Aerocene*-Projekt ein eigenes Netzwerk aufgebaut, eine weltweite, proaktive Gruppe aus Wissenschaftler_innen, Forscher_innen, Künstler_innen, Ballonfahrer_innen, Geograf_innen und Soziolog_innen.

1

Vgl. Richard Buckminster Fuller: *Bedienungsanleitung für das Raumschiff Erde*, Philo Fine Arts, EVA, Hamburg, 2008

Welche Eigenschaften vereinen alle guten Kollaborateur_innen?

Eine geteilte Sensibilität – ein Gespür für fortschreitendes, gemeinsames Arbeiten und ein paar Grundbegriffe, die das Verstehen und den Dialog erleichtern. Manchmal dauert es etwas, bis man die richtige Art des Zusammenspiels und des Austauschs gefunden hat.

Aus dem Scheitern entwickelt sich manchmal erst Neues. Fällt Ihnen eine gescheiterte Allianz ein, die vor Augen führt, worauf man besonders achten sollte?

Francis Bacon hat zwei verschiedene Arten des Experiments genannt. Die eine beschreibt Experimente, die zu handfesten, mechanischen Ergebnissen führen sollen und nützlich sind: ‚Experimenta Fructifera‘. Der andere Typ versammelt diejenigen Versuche, die nicht unbedingt anwendbaren Nutzen erzielen, aber die einfache Naturformen anschaulich machen: ‚Experimenta Lucifera‘. Da spielt Scheitern keine Rolle. Wenn wir ein Mikrofon an das Netz einer Spinne halten und den Vibrationen lauschen oder Leichter-als-Luft-Skulpturen bauen, die nur durch die Wärme der Sonne nach oben steigen, dann tun wir das nicht für konkrete, technische Zwecke. Und deshalb denken wir nicht über das binäre System aus Scheitern und Erfolg nach.

Inwiefern ist gerade interdisziplinäres Arbeiten dazu prädestiniert, die Welt zum Positiven zu verändern?

Um auf das Netz zurückzukommen, das mit der Spinne kommuniziert, Vibrations-signale aussendet und das Tier mit dem Außen verbindet: Genauso ist es, wenn verschiedene Ideen geteilt werden, sie vibrieren in ihren Verlinkungen und Verbindungen, setzen sich fort und schaffen dadurch eine weitaus größere Resonanz, als es jemals durch ein einziges Individuum oder eine einzige Idee möglich wäre. In Kollaborationen geht es darum, Ideen zu teilen. Das Teilen von Wissen kann sowohl auf individueller als auch gesellschaftlicher Ebene äußerst verstärkend sein.

Sie haben zum Thema Wolken gearbeitet, jetzt beschäftigen Sie sich mit Netzen – was interessiert Sie am Ephemeren, obwohl Sie doch eine ‚realisierbare Utopie‘ im Auge haben?

Ephemere Einheiten sind ein spannendes Arbeitsmaterial: Luft, Wärme, Staubpartikel. Wenn man sie sichtbar macht, offenbaren sie zahllose Muster, Verbindungen und Beziehungen, die uns jeden

Die Erde ist ein Raumschiff, ein Partikel, das im Universum schwebt, seine Reise ist endlos, aber die Ressourcen sind begrenzt.

Tag umgeben, so wie bei den Luftströmen, die das Mikroklima in Räumen in Bewegung versetzen, oder wie die Beziehungen zwischen Mittler_innen, uns eingeschlossen, deren Fähigkeit zum Affekt verschieden stark ausgeprägt ist. Dadurch eröffnet sich ein heterotopischer Raum für endloses Experimentieren.

Ihre Kunst ist stark von den Arbeiten Buckminster Fullers inspiriert. In welcher Weise fühlen Sie sich dem ‚Raumschiff Erde‘ verpflichtet?

Die Metapher vom ‚Raumschiff Erde‘ ist heute eindeutig zur Realität geworden. Die Erde ist ein Raumschiff, ein Partikel, das im Universum schwebt, seine Reise ist endlos, aber die Ressourcen sind begrenzt. In dem geochronologischen Zeitalter, in dem wir leben, dem Anthropozän (von Jason W. Moore kritisch zum Kapitalozän umbenannt), sind wir, nachdem uns die Kapitalanhäufung wichtiger war als alle biologischen, geologischen und meteorologischen Formen, dazu gezwungen, unsere Ressourcen neu zu erfinden. Bucky Fuller mit seiner Fähigkeit, die Perspektive zu wechseln, hätte uns an dieser Stelle ermutigt: „Es gibt keine Energiekrise, sondern eine Krise der Ignoranz.“ Marshall McLuhan hätte dem hinzugefügt: „Es gibt auf dem Raumschiff Erde keine Passagiere. Wir sind alle Teil der Crew.“ Das kollektive Projekt *Aerocene* versucht unser Bewusstsein für das ‚Auf-der-Erde-Sein‘ zu schärfen: Wir fliegen und stehen dabei mit den Füßen auf festem Grund.

Was möchten Sie durch Ihre Arbeit anstoßen?

Vorstellungskraft – die wir niemals verlieren sollten. Eine Neuinterpretation der Proxemik, damit wir verstehen, wie nahe wir einander auf diesem Planeten sind und welche Distanz wir bewahren sollten. Eine Neuorientierung, um die Aufmerksamkeit auf die Dinge zu richten, die gerade übersehen werden.

Welches Umfeld wäre ideal, damit sich diese Neuorientierung entfalten kann?

Ein dreidimensionaler Raum statt unserer derzeitigen zweidimensionalen Fläche. Ein Raum, der unterschiedlich bewohnt ist, ohne territoriale Expansion und politische Teilungen. Alles ist in einem nomadischen Fluss, getragen von den Strömen der Atmosphäre, wie kosmischer Staub im Universum.

Was sollte in Ihrer Vorstellung in 20 Jahren in unserer Welt besser sein als heute?

Hoffentlich werden die Menschen dann inspirierter, fantasievoller und kreativer sein und respektvoll auch gegenüber nicht menschlichen Wesen, mit denen wir zusammenleben. Außerdem sollte unser Bewusstsein für die Ressourcen und den Energiekreislauf stärker und Urkräfte wie Sonnenstrahlung und Windströme sollten zu unserer Lebensgrundlage geworden sein.

Die Fragen stellte Dorothea Bethke, übersetzt von Mira Sacher

Der argentinische Künstler Tomás Saraceno bewegt sich an der Schnittstelle zwischen Kunst, Architektur und Naturwissenschaften. Seine Projekte sind dem Planeten Erde verpflichtet: Mithilfe von biologischen und physikalischen Erkenntnissen entstehen Prototypen und Ideen, die das Leben in der nahen Zukunft nicht nur ökologischer und sozialer, sondern auch ästhetischer und aufregender machen sollen. Im *Studio Tomás Saraceno* in Berlin arbeiten bis zu 30 Personen an der Umsetzung dieser Utopie.

UTOPIEN FÜR ZUKÜNFTIGE LEBENSFORMEN TOMÁS SARACENO UND SEINE ALLIANZEN MIT SPINNEN

Tomás Saraceno geht bei der Gestaltung der Zukunft ungewöhnliche Allianzen ein – wenn es sinnvoll ist auch mit Spinnen. Kunst ist für den in Argentinien geborenen Künstler mehr als bloße Theorie (siehe S. 192). Sie ist eine konkrete Möglichkeit, auf bestimmte Probleme zu antworten und direkte Handlungsmöglichkeiten aufzuzeigen. Angetrieben wird er von der Sehnsucht nach einem ganzheitlichen Miteinander von Mensch, Natur und Technik. Dafür entwickelt er realisierbare Utopien und nimmt in konkreten Modellen die Zukunft des Planeten vorweg. Im Fokus stehen dabei immer Lösungen, für die Umwelt und alle Lebewesen. Die Grenzen zwischen Wissenschaft und Kunst sind dabei fließend: Saracenos Arbeiten entstehen in engem Austausch mit Spezialist_innen und in intensiver Auseinandersetzung mit biologischen und physikalischen Erkenntnissen. Das Studio mit rund 30 Mitarbeiter_innen gleicht daher einem Labor, in dem seine dreidimensionalen Studien für alternative Realitäten entstehen. Ob im Projekt *Cloud Cities*, wo er mit alternativen Wohnmodellen spielt, oder *Aerocene*, bei dem er sich mit verschiedenen Möglichkeiten beschäftigt, Menschen fliegen zu lassen. In seinem Studio geht es viel um Vernetzungen, um Kooperationen mit Wissenschaftler_innen und Forschungseinrichtungen aller Art, darunter das *MIT* oder die *NASA*. Die Arbeit mit Spinnen ist nur eine dieser ungewöhnlichen Allianzen: Für Saraceno sind die Spinnennetze Sinnbild für das psychosoziale Miteinander, ein Vorbild dafür, wie Zusammenleben organisiert werden kann. (DB)





HEIKO HAMANN UND DANIEL HOFSTADLER (FLORA ROBOTICA)
„DER UMGANG MIT
UNTERSCHIEDLICHEN
SPRACHEN SORGT FÜR STÄNDIGEN AUSTAUSCH,
FÜR MISSVERSTÄNDNISSE
UND DEREN AUFLÖSUNG,
FÜR KREATIVITÄT
UND PERSPEKTIVEN.“

Die einen sprechen Persisch, die anderen Dänisch, die einen untersuchen das Schwarmverhalten von Honigbienen, die anderen den Einfluss der digitalen Kultur auf die Architektur. Im Projekt *Flora Robotica* zeigen Wissenschaftler_innen wie Heiko Hamann und Daniel Hofstadler, dass Zusammenarbeit und Austausch über viele Unterschiede hinweg möglich ist. Expert_innen aus Zoologie, Informatik, Pflanzenwissenschaft, Architektur und Robotik forschen gemeinsam an einer Symbiose zwischen Pflanzen und Robotern. Dabei arbeiten sie nicht nur disziplin- sondern auch länderübergreifend. Konkrete Vision dieser Kollaboration, in der Menschen mit Menschen, Menschen mit Robotern und Roboter mit Pflanzen kommunizieren, könnte ein ‚Sozialer Garten‘ sein – ein biohybrides System im öffentlichen Raum, in dem Menschen sich treffen, austauschen und sogar wohnen.

Was ist Ihre Motivation für die Zusammenarbeit an diesem Projekt?

Heiko Hamann: Die extrem weit gestreute interdisziplinäre Zusammenarbeit in *Flora Robotica* ist absolut faszinierend. Als Spezialist für Schwarmintelligenz habe ich bereits viel mit Biolog_innen zusammengearbeitet. Die Arbeit nun auch mit Architekt_innen hat nochmals ganz neue Erfahrungen gebracht. Es ist zwar mühsam, aber auch spannend, zuerst überhaupt eine gemeinsame Sprache zu entwickeln, um dann andere, zusätzliche Eindrücke in der Zusammenarbeit zu bekommen.

Daniel Hofstadler: Als Pflanzenphysiologe mit Hintergrund in Informatik und Systemwissenschaften traute ich meinen Augen erst nicht, als ich von diesem Projekt erfuhr. Viele meiner größten Interessen sowie der Bedarf meiner praktischen Fähigkeiten bündeln sich darin optimal. Das *Artificial Life Lab* der Universität Graz imponiert mir schon seit Jahren, und ein Teil dieses Teams zu sein, genieße ich jeden Tag. Schnell lernte ich die anderen Projektpartner_innen kennen, außerdem hatte ich Freude daran, international und interdisziplinär auf ein nahezu verrückt hohes Ziel hin zu arbeiten.

Aus welchen Bereichen kommen die Mitglieder des Teams?

DH: Das Team an der Universität Graz besteht aus Zoolog_innen, Computer- und Pflanzenwissenschaftler_innen. Unser Schwerpunkt liegt auf biologischer Schwarmintelligenz (vor allem von Honigbienen), davon inspirierten Algorithmen und deren emergenten Eigenschaften. Unsere Zuständigkeit im Projekt ist es, genau solche verteilten Kontroll-Algorithmen zu entwickeln. Wegen unserer interdisziplinären Zusammensetzung fungieren wir gelegentlich als Übersetzer_innen zwischen verschiedenen Partner_innen, vor allem zwischen Ingenieur_innen und Pflanzenwissenschaftler_innen. Die anderen Projektpartner_innen haben ihren Schwerpunkt in Robotik, Architektur, Informatik, Pflanzenwissenschaften und in der Entwicklung und Bereitstellung von Sensoren.

Was war die größte Herausforderung zu Beginn Ihrer Zusammenarbeit?

HH: Das Entwickeln eines gemeinsamen Vokabulars und Verständnisses.

DH: Einander zu verstehen war sicherlich ein allgemeines Problem. Intensive Zusammenarbeit und vor allem der Wille dazu auf allen Seiten half aber, die Barrieren abzuflachen. Für mich persönlich war es besonders der kreative Umgang

mit elektronischen Bauteilen, da ich diesbezüglich keine großen Erfahrungen mitbrachte. Weil ich aber von vielen Seiten innerhalb unseres Teams in Graz sowie von anderen Projektpartner_innen Unterstützung bekam, und auch weil ich mich dafür begeisterte, fühle ich mich damit heute bereits wohl.

Welche Assoziationen kommen Ihnen zum Begriff Allianzen, welche zum Begriff Kollaboration?

HH: Ein wissenschaftliches Projekt lebt von Kollaboration. Nur wenn alle bereit sind, ihren Teil beizutragen, ohne auf den eigenen, unmittelbaren Nutzen zu achten, kann ein Team funktionieren. Die Arbeit im Team sehe ich nicht als ‚Allianz‘, da es dem wissenschaftlichen Ideal nach kein ‚außen‘ geben sollte. Wir arbeiten alle gemeinsam an einer Sache, die größer ist als wir.

DH: ‚Allianz‘ ist für mich ein Bündnis, um ein Problem zu lösen, gegen gemeinsame Gegner_innen, Sichtweisen oder (projekt-)politische Richtungsentscheidungen. Das Ganze ist in etwa gleich der Summe seiner Teile.

Kollaboration beschreibt die Zusammenarbeit für ein höheres Ziel, das allein nicht erreichbar wäre. Die jeweiligen Expertisen ermöglichen Synergien, die sich in unserem Fall in den dynamischen Systemen offenbaren, die wir gemeinsam zu erschaffen trachten.

Wie würden Sie in diesem Zusammenhang Ihre Form der Zusammenarbeit definieren?

HH: Dieses Projekt lebt von der Kollaboration. Glücklicherweise hat sich unser Team trotz seiner Größe und Vielfalt zu einer sehr gut funktionierenden Gruppe zusammengefügt. Die harmonische Zusammenarbeit hat zu einer freundschaftlichen Kooperation geführt. Regelmäßige Projekttreffen und intensive Workshops schaffen ein verbindendes Element für die harte, gemeinsame Arbeit.

DH: Beide Formen haben wohl ihre Existenzberechtigung in verschiedenen Situationen und Konstellationen, wobei ich persönlich meinen Teil als primär kollaborativ betrachte. Ich kommuniziere ausgiebig mit Leuten aus allen Teams, arbeite an vielen ‚partnerübergreifenden‘ Teilprojekten mit und helfe gern anderen beim Knüpfen fruchtbarer Kontakte, um eben die oben beschriebenen kollaborativen Synergien zu fördern, und ein Teil davon zu sein.

In einem Video wird erwähnt, dass Sie alle aus unterschiedlichen Ländern

kommen und unterschiedliche Sprachen sprechen. Wie gehen Sie damit um?

HH: Wir sprechen verschiedene Sprachen im eigentlichen Sinne (wie Deutsch, Englisch, Dänisch, Polnisch, Persisch, Arabisch), aber auch fachlich (wie informatisch, biologisch, architektonisch). Erst mal mussten diese Unterschiede überwunden werden. Durch die gemeinsame Sprache Englisch geht der erste Schritt, wie in der Wissenschaft üblich, sehr schnell. Länger dauert es aber, die Grenzen zwischen den Fächern im Denken zu überwinden. Die fachspezifischen Denkweisen sind über Jahre eingeübt und gewohnt, sie zeigen sich manchmal als fast unüberwindliche Hindernisse. Da helfen nur Geduld und viel Erklärungsarbeit im Dialog.

DH: Der Umgang mit den unterschiedlichen Sprachen sorgt für ständigen Austausch, für Missverständnisse und deren Auflösung, für Kreativität und Perspektiven. So etwas ist besonders wichtig in interdisziplinären, visionären Projekten wie *Flora Robotica*.

Sie sind Spezialist_innen aus unterschiedlichen wissenschaftlichen Bereichen, die sich hier zusammengetan haben. Bedingen aktuelle Entwicklungen und Herausforderungen neue Arbeitsweisen?

HH: Ja, wir leben in einer immer komplexer werdenden Welt mit großen Herausforderungen, denken wir an den Klimawandel oder die Überbevölkerung. Wir brauchen dringend völlig neue und innovative Lösungen. Die Wahrscheinlichkeit, dass diese aus interdisziplinärer Arbeit entstehen, ist um ein Vielfaches größer, als dass eine einzelne Disziplin diese aus sich heraus erzeugt. Die neue ‚Arbeitsweise‘ ist also, Fakultätsgrenzen zu ignorieren und das Neue im Mix der Fächer zu suchen. Dieser Weg ist auf vielen Ebenen beschwerlich, sowohl wissenschaftlich als auch verwaltungstechnisch, aber er lohnt sich.

DH: In Bezug auf das Leben gab es von Anfang an komplexe Probleme zu lösen. Evolution erzeugte aus kombinierten (und rekombinierten) spezialisierten Teillösungen unzählige synergistische Gesamtlösungen – die Arten, deren Symbiosen und Ökosysteme. Die im heutigen Wissenschaftsbetrieb teils extreme Spezialisierung ermöglicht die Tiefe, die interdisziplinäre Projekte erst interessant macht und ihnen ihr Potenzial gibt.

Hinsichtlich Globalisierung im Sinne von Vernetzung und Mobilisation der Menschheit, Klimawandel und Wohlstandsvertei-

Die Methoden, die wir in *Flora Robotica* entwickeln, werden es möglich machen, mit geringem Aufwand eine sogenannte grüne Infrastruktur in unseren Städten wachsen zu lassen.

lung tut sich sicherlich eine ungeheure Vielzahl von Problemen und Chancen auf, die – wenn überhaupt – nur interdisziplinär zu lösen sind. Ich würde dies aber nicht unbedingt als ‚neue Arbeitsweise‘ bezeichnen, sondern als wohlbekanntes Prinzip. Es muss jedoch in jedem Fall neu erlernt und erarbeitet werden.

Neu ist vielleicht die geringere Relevanz geografischer Distanzen, diese ergibt sich aber gerade aus den aktuellen Entwicklungen. Der Pool potenzieller Partner_innen wächst damit kontinuierlich für alle. Vielleicht erfordert das mehr Kommunikationsarbeit denn je.

Haben sich in Ihrer bisher zweijährigen Praxis Werkzeuge der Zusammenarbeit herausgebildet, auf die Sie immer wieder zurückgreifen? Welche sind das?

HH: Die ‚üblichen Verdächtigen‘: *Skype*, *Google Docs*, E-Mail, *Overleaf* (Erstellung von Latex-Dokumenten in der Cloud), Versionierungssysteme und viele weitere Cloud-Dienste. Nichts davon ist perfekt, aber in der Summe ungemein hilfreich.

DH: *Slack*, *Google Drive*, *Telegram*, *Git*, *ownCloud*.

Wie weit sollte man sich zum Wohle der Zusammenarbeit von seinen eigenen Prinzipien entfernen?

HH: Es ist wichtig, auf bestimmten Prinzipien zu beharren, aber man muss offen bleiben. Gute Wissenschaftler_innen bleiben immer misstrauisch gegenüber ihren eigenen Überzeugungen, immer bereit, sie auch aufzugeben, wenn einigedagegen spricht. Wenngleich alle von ihrem Fach und ihren Methoden überzeugt sind und sie für besonders wichtig halten, so muss man für eine gute Zusammenarbeit flexibel sein für die Ansichten anderer Fachbereiche und auch ganz andere Methoden gelten lassen oder gar bereit sein sie zu übernehmen.

DH: Nicht sonderlich weit, möchte ich meinen. Man gibt seine Prinzipien am Beginn einer Zusammenarbeit bekannt. Stehen diese denen anderer Partner_innen diametral gegenüber, würde ich wohl von der konkreten Zusammenarbeit absehen. Da mir aber bisher alle unsere Partner_innen als integer und rational erscheinen, stellte sich mir diese Frage bisher nur in sehr eingeschränktem Rahmen. Man korrigiert sich in der Regel gegenseitig und respektiert einander.

Wie kommen Sie zu einer gemeinsamen Entscheidung?

HH: In einem wissenschaftlichen Projekt muss vorwiegend im Konsens gearbeitet und entschieden werden. Nur in Ausnahmefällen kann man per Mehrheit entscheiden. In wissenschaftlichen Fragen wird sowieso aus Prinzip auf die fachliche Meinung der jeweiligen Expert_innen vertraut.

DH: Durch Präsentationen unserer Arbeiten und Pläne, längere Diskussionen und gegebenenfalls Abstimmungen. Bei Detailfragen haben natürlich Teams mit größerer Expertise eine größere Gewichtung. Die Kommunikation funktioniert aber bisher dahingehend ausreichend, sich einigermaßen konsensual auf die weitere Vorgehensweise zu einigen.

Welche Auswirkung wird Flora Robotica auf den öffentlichen Raum haben?

HH: Ich nehme den Begriff öffentlicher Raum mal wörtlich. Die Methoden, die wir in *Flora Robotica* entwickeln, werden es möglich machen, mit geringem Aufwand eine sogenannte grüne Infrastruktur in unseren Städten wachsen zu lassen. Das beginnt bei einfachen Hecken, über grüne Wände und Dächer, bis hin zu gewachsenen Hausteilen und Häusern. Ob dies wirklich durch unsere Methoden oder auf andere Weise geschieht, ist zweitrangig. Klar ist nur, dass wir dem Menschen des 21. Jahrhunderts die Natur wieder näher bringen müssen. Am besten bis direkt ins Haus.

Wie wird die Interaktion zwischen Mensch, Pflanze und Roboter aussehen?

Es wird im Wesentlichen zwei Schnittstellen geben: Mensch-Roboter und Roboter-Pflanze. Der Mensch kann dem Roboter direkt oder indirekt, also auch unbewusst Aufträge erteilen, die dann durch die Pflanzen ausgeführt werden, indem die Roboter beispielsweise das Richtungswachstum der Pflanzen beeinflussen. Der Zustand und die Bedürfnisse der Pflanzen werden durch aufwendige Sensorik gemessen und entsprechend an Roboter und Menschen weitergegeben.

Was verstehen Sie unter einem ‚Sozialen Garten‘, von dem Sie in Ihrer Arbeit sprechen?

DH: Wir haben ein breites Verständnis davon. Es reicht von Internet-verbundenen Innenraum-Installationen bis hin zu interaktiven, adaptiven Parks.

HH: Der Soziale Garten ist einerseits tatsächlich ein Garten in dem Sinne, dass verschiedene natürliche und hybride

‚Exponate‘ arrangiert werden: normal wachsende Pflanzen, neben biohybriden Systemen (Pflanze-Roboter-Kombinationen) und Robotern. Der Soziale Garten dient dem Menschen als Erholungsgebiet, Treffpunkt und Wohnort. Die Roboter, Menschen und Pflanzen interagieren miteinander und schaffen ein soziales Gefüge in der Form einer künstlichen Ökologie. Der Soziale Garten dient als Beispiel für den Einsatz unserer neu entwickelten Methoden.

Roboter und Pflanze sind mit dem Internet verbunden. Wie kann man das System vor Missbrauch und Hackerangriffen schützen?

HH: Diese Frage stellt sich noch nicht wirklich, da das System noch nicht operativ ist. Trotzdem ist dies ein wichtiger Punkt. Ähnlich der Problematik im Internet der Dinge ist auch unser Internet der Pflanzen potenziell gefährdet. So wie wir Fremden keinen Zugriff auf unseren Kühlschranks oder unser Heizungssystem geben wollen, wollen wir auch nicht, dass Fremde unsere Pflanzen von außen beeinflussen können. Hierfür werden in der Informatik entsprechende Sicherungsmethoden entwickelt, die auch in *Flora Robotica* anwendbar sind. Wir wissen aber nur zu gut, dass trotz Hightech am Ende unter Umständen ein Mensch das schwächste Glied in der Kette sein kann. DH: Solange diese Systeme keine kritische Infrastruktur bereitstellen, ist diese Frage eher nebensächlich, würde ich meinen. Natürlich sollte man versuchen zu verhindern, dass die vielen kleinen Rechner für Botnets rekrutiert werden, etwa durch gute Passwörter. Auch die Pflanzen müssen vor vorsätzlich schadhaftem Verhalten der Nutzer_innen geschützt werden. Da aber vorerst jede Installation lokal betreut werden wird, ist solcher Missbrauch sicherlich leicht zu verhindern. Sobald aber *Flora Robotica* Lebens- und Wohnräume bereitstellt, wird es ungleich wichtiger werden, das System auf erwünschte – biologische wie technologische – Zugriffe zu beschränken.

Was kann die Gesellschaft von der Symbiose zwischen Pflanze und Roboter lernen?

HH: Der Roboter-Pflanzen-Analogie folgend, kann man sagen, dass es ein Ziel der modernen Technologie sein sollte, das Natürliche zu integrieren. So wie man in der Architektur die Konzepte des Äußeren und Inneren versuchen kann aufzulösen (angefangen vom Wintergarten bis zum Garten im Haus), kann man auch

versuchen, die Gegensätze von Technologie und Natur zu verringern. Die Natur zeigt uns, wie günstig Baumaterial entstehen kann, wie sauber dies geschehen und auch wie robust ein System gegen Eingriffe von außen sein kann. Die Technologie erlaubt uns, die natürlichen Systeme in unserem Sinne zu beeinflussen. Es spricht nichts dagegen, das Beste aus beiden Welten zu vereinigen.

DH: Die Ratio der Pflanzen sowie die Prinzipien von Selbstorganisation, Symbiose, Schwarmintelligenz und Technologie werden erfahrbar. Im Big-Vision-Szenario werden unsere Abhängigkeit und unser intimes Zusammenleben mit Pflanzen von theoretischem Wissen wieder zu gelebtem Alltag.

Diesmal aber wollen wir Schnittstellen zwischen Pflanzen und der Gesellschaft bereitstellen, die Kommunikation auf Augenhöhe normalisieren. Dies soll aber nicht einfach darin bestehen, Fachwissen maschinell zwischen Sprache und Aktion zu übersetzen und wieder zurück. Auch ohne gesellschaftlichen Input sollen die biohybriden Symbiosen autonom erfolgreich gedeihen, dann eben gemäß ihren eigenen Idealen.

Ältere *Flora-Robotica*-Installationen (oder auch Simulationen) veranschaulichten überdies die vielen Verzahnungen der verschiedenen Zeitskalen, die beim adaptiven Wachsen von Architektur eine Rolle spielen.

Welches aktuelle, gesellschaftliche Problem sehen Sie, das nur in der Zusammenarbeit zu lösen wäre?

HH: Fast alle großen Probleme unserer Zeit können nur durch wirkliche Zusammenarbeit gelöst werden. Das ist vermutlich der Grund, warum genau diese Probleme übrig und ungelöst geblieben sind. Gleichzeitig reicht aber auch oft bereits ein ‚Falschspieler‘ aus, um das Gleichgewicht zu stören.

DH: Ungleichheit und Klimawandel, bei Letzterem kann *Flora Robotica* auf lange Sicht helfen, Lösungen zu finden. Den mit dem Klimawandel einhergehenden Problemen wie Dürre und Wüstenbildung könnte man mit biohybriden Lösungen begegnen.

Im Allgemeinen bin ich aber der Meinung, dass alle gesellschaftlichen Probleme nur durch Zusammenarbeit zu lösen sind.

Mit wem würden Sie als Wissenschaftler_innen-Kollektiv gern eine Allianz eingehen?

DH: Ich würde lieber kollaborieren.

HH: Wie schon gesagt, es sollte kein In-

Die Roboter,
Menschen
und Pflanzen
interagieren
miteinander und
schaffen ein
soziales Gefüge
in der Form
einer künstlichen
Ökologie.

nen und Außen geben. Die Wissenschaft zeichnet aus, dass alle Beteiligten letztlich immer an genau einer Sache arbeiten. Gegnerschaft und Reibungen treten natürlich auf und helfen, die besten Lösungen herauszufiltern. Die Dialektik und Diskussion sollte nie enden, aber das gemeinsame Ziel sollte immer allen klar sein.

Haben Sie ein Beispiel für eine ungewöhnliche Symbiose (vgl. S. 204)?

HH: Informatik und Architektur. Ich habe mich davon überraschen lassen, wie kunstvoll der Zusammenklang zwischen architektonischer Exploration, Rechenmethoden und Form sein kann. Das Zusammenspiel aus harten Randbedingungen eines Algorithmus und der menschlichen Spielfreude führen letztlich nur zu umso raffinierteren Kunstformen.

DH: Da gibt es viele. Persönlich gefällt mir das System aus Pflanzen, Blattläusen, Ameisen und Marienkäfern. Die Blattläuse parasitieren die Pflanzen, indem sie gezielt die pflanzlichen Zucker-Transportrouten (Phloem-Gefäße) anzapfen. Die Marienkäfer (und vor allem deren Larven) fressen die Blattläuse. Diese aber stellen einen Teil ihrer zuckerreichen Beute den Ameisen zur Verfügung, die im Gegenzug um die Pflanze patrouillieren und potenzielle Fressfeinde der Blattläuse attackieren und vertreiben.

Ich sprühe sozusagen nur so von Symbiosen: Ich habe mein Masterstudium als Teil der *Symbiosis Group* unter Martin Grube am *Institut für Pflanzenwissenschaften* in Graz absolviert.

Im Allgemeinen stellt sich die Frage, inwiefern technische Systeme dazu befähigt sind, eine Symbiose – eine für beide biologische Partner_innen vorteilhafte Beziehung – einzugehen. Eine Antwort besteht darin, die technologischen Komponenten als Agenten zu verstehen, und sie ihre eigenen Bedürfnisse wissen beziehungsweise erlernen zu lassen. Sie müssen als selbstständige, soziale Organismen verstanden und gebaut werden.

Die Fragen stellten Mira Sacher und Elisabeth Hartung, übersetzt von Mira Sacher.

Das Forschungsprojekt *Flora Robotica* wurde im April 2015 gestartet, mit dem Ziel, die Symbiose zwischen Robotern und Pflanzen zu untersuchen und weiterzuentwickeln. In Laboren und an Universitäten in Österreich, Polen, Deutschland und Dänemark arbeiten Wissenschaftler_innen aus den Bereichen Computer, Robotik, Molekular- und Zellulär-Biologie, Zoologie, Mechatronik, Umweltsensorik und Architektur zusammen. Das vom EU-Programm *Horizont 2020* geförderte Projekt hat eine Laufzeit von vier Jahren.

SYMBIOSE

VON DER ERFOLGREICHEN

ZUSAMMENARBEIT IN DER NATUR

„Es ist die lange Geschichte der Menschheit (und Tierarten), dass diejenigen, die lernten zusammenzuarbeiten und zu improvisieren, am effektivsten obsiegt haben.“¹

Während die Menschen den Wert der Allianz scheinbar gerade erst wieder neu entdecken und die Rahmenbedingungen und Regeln im Einzelfall bisweilen mühsam aushandeln, hat sich dieses Konzept in der Natur längst bewährt. Als Allianz bezeichnet man hier die gelegentliche ‚Zusammenarbeit‘ von zwei oder mehreren Lebewesen, die auch allein überlebensfähig sind. Sie ist die lockerste Form der Symbiose (griechisch: ‚gemeinsam Leben‘), die allgemein die Interaktion zweier oder mehrerer unterschiedlicher Organismen, meist Pflanzen oder Tiere, beschreibt. Für alle Beteiligten ist die Beziehung in Bezug auf das Überleben, die biologische Fitness oder den Stoffwechsel von Vorteil.²

Die eigentlich zufällige Bestäubung von Blumen durch die Nektar sammelnden Bienen ist vermutlich das bekannteste Beispiel für eine Allianz. Auch die Kooperation der Zwergmangusten mit dem Gelbschnabeltoko wird als solche bezeichnet. Die von den Mangusten bei der Nahrungssuche aufgeschreckten Insekten dienen den Vögeln als Nahrung. Im Gegenzug warnen die Tokos die Vierbeiner vor Fressfeinden aus der Luft.³

Bei der Betrachtung verschiedener Modelle ‚lebendiger‘ Zusammenarbeit drängt sich auch die Frage nach nicht organischen Partner_innen auf: Inwiefern sind technische Systeme dazu fähig, eine Symbiose – eine für beide Partner_innen vorteilhafte Beziehung – einzugehen? Diese Frage stellen sich auch die Forscher_innen des Projekts *Flora Robotica* (siehe S. 198). Bei der Zusammenarbeit zwischen organischen und künstlichen Lebewesen sei es wichtig, so ein Wissenschaftler des Projekts, „die technologischen Komponenten als Agenten zu verstehen, und sie ihre eigenen Bedürfnisse wissen beziehungsweise erlernen zu lassen. Sie müssen als selbstständige, soziale Organismen verstanden und gebaut werden.“

Wenn aus Allianzen im Laufe der Entwicklung eine stärkere Verbindung und gegenseitige Abhängigkeit entsteht, spricht man in der Naturwissenschaft von Koevolution.⁴ Auf die Gesellschaft übertragen könnte man sagen, dass etwas Ähnliches auch bei einer gelingenden Zusammenarbeit passiert: Aus dem (lockeren) Bündnis von zwei unterschiedlichen Partner_innen entwickelt sich ein Team, das im respektvollen Umgang miteinander die Verschiedenheiten der Beteiligten positiv zu nutzen lernt. Dabei treiben kontroverse Meinungen das Projekt noch weiter voran, und die unterschiedlichen Fähigkeiten ergänzen sich. (MS)

1
Charles Darwin: „Die Entstehung der Arten“, 1859. https://de.wikipedia.org/wiki/%C3%9Cber_die_Entstehung_der_Arten.
Aufgerufen am 3.11.2017.

2
<http://www.biologie-schule.de/symbiose.php>.
Aufgerufen am 19.11.2017.

3
<https://de.wikipedia.org/wiki/Protokooperation>.
Aufgerufen am 1.12.2017.

4
Vgl. <http://www.spektrum.de/lexikon/biologie-kompakt/koevolution/6493>.
Aufgerufen am 1.12.2017.



MICHAEL JOHN GORMAN

„EIN ORT, DER MENSCHEN ZU
SCHLÜSSELTHEMEN DER BIOWISSENSCHAFTEN,
UMWELT UND
GESUNDHEIT
ZUSAMMENBRINGT.“



Kunst und Design mit den Naturwissenschaften zu verknüpfen, darin sieht der Gründungsdirektor des neuen Naturkundemuseums *BIOTOPIA*, Michael John Gorman, eine große Chance, um aktuelle wissenschaftliche Themen zu vermitteln. Und zwar so, dass Empathie entstehen kann – für unsere Umwelt und alle an ihr teilhabenden Lebewesen. *BIOTOPIA* (siehe S. 210) betrachtet er dabei als einen offenen Ort, an den man immer wieder zurückkehrt und an dem viele verschiedene Sichtweisen aufeinandertreffen. Die Mischung aus Wissenschaft und Emotion dient ihm dabei als Katalysator für neue Formen des Engagements für die Natur.

Sie sind immer auf der Suche nach neuen Partner_innen und Kooperationen. Was fordert Sie dabei am meisten heraus?

Damit *BIOTOPIA* erfolgreich ist, muss es eine neue Art von Plattform sein – eine Plattform für öffentliches Engagement in den Lifesciences, den Biowissenschaften und für die Umwelt. Um das zu erreichen, braucht es unterschiedliche Partner_innen. Relevant sind dabei vor allem die Institutionen und Universitäten, die in den Umweltwissenschaften und Lifesciences forschen und denen oft eine solche Plattform fehlt, um mit der Öffentlichkeit zu kommunizieren. Diese Einrichtungen geraten immer stärker unter Druck, ihre Forschungen öffentlich zu machen und den gesellschaftlichen Wert ihrer Arbeit zu vermitteln, weil sie sich über Steuern finanzieren und die Menschen wissen wollen, was in der Forschung passiert. Ich betrachte es als eine wesentliche Funktion von *BIOTOPIA*, eine Schnittstelle zwischen Forschung und Öffentlichkeit zu sein. Aber aus meiner Sicht macht Partnerschaft vor allem dann Sinn, wenn man gemeinsame Ziele und Projekte formuliert.

Wie gestaltet sich der Prozess, wenn Sie mit verschiedenen Partner_innen zusammenarbeiten?

Wir entwickeln gerade den Ausstellungsbereich. Die Anfangsrecherche läuft auf informeller Ebene, in der wir verschiedene Expert_innen zu Themen wie ‚Essen‘ zusammenbringen – Wissenschaftler_innen, aber auch Designer_innen, Künstler_innen und Menschen, die sich für Landwirtschaft oder andere Themen rund ums Essen interessieren. Und dann gibt es noch unser internes Content-Team sowie externe Berater_innen, die uns helfen, eine bestimmte Vision herauszuarbeiten. In der Folge entwickeln wir ein vollständiges Konzept für die Inhalte der Ausstellung und das Design wie etwa das *Eating Lab*. Es ist ein sehr interdisziplinärer Ansatz, bei dem Akteur_innen unterschiedlicher Bereiche involviert sind, die normalerweise nicht aufeinandertreffen würden. Für mich sind die Dynamiken und Interaktionen zwischen diesen Menschen das Spannendste. Gerade im Austausch können Funken für Neues überspringen und daraus wiederum können weitere Möglichkeiten der Zusammenarbeit entstehen.

Wie bekommt man diese Menschen, die sich andernfalls vielleicht nie getroffen hätten dazu, erfolgreich miteinander zu arbeiten?

Eine Möglichkeit ist es, dass bei sogenannten Open Calls Ideen eingereicht

werden. Im Anschluss hilft ein interdisziplinäres Kurator_innenteam dabei, passende Partner_innen zusammenzubringen. Plant beispielsweise ein_e Künstler_in ein größeres Projekt mit Insekten, dann vermitteln wir an jemanden, der in der Entomologie forscht. Das kann ein produktiver Ansatz sein, aber man muss einige Zeit investieren, damit etwas Sinnvolles dabei herauskommt. Manchmal stimmt die Chemie nicht, dann wird es kompliziert und manchmal entsteht sofort eine sehr gute Verbindung zwischen den Beteiligten.

An der Ludwig-Maximilians-Universität München haben Sie den Lehrstuhl für ‚Life Sciences in Society‘ inne und sind in der Lehre tätig. Wie kann interdisziplinäres Handeln schon dort praktiziert werden?

Die Lehre ist ein weiterer Ansatz, um diverse Gruppen zusammenzubringen. An der *Venice International University* in San Servolo habe ich einen Kurs gegeben, in dem wir die Sinne – das Gehör, das Sehen und das Riechen – sowohl aus der Perspektive der Neurowissenschaften als auch der Kunst betrachtet haben. Mit dabei waren verschiedene Mentor_innen, wie der Neurobiologe Benedikt Grothe von der *LMU*, Experte für das Gehör und die Echolotung, Mark Hübener vom *Max-Planck-Institut für Neurobiologie*, Experte für das menschliche und tierische Sehen sowie Barry Smith, Philosoph und Direktor des Lehrstuhls für Philosophie am ‚Institute of Advanced Studies‘ der *University of London*, er ist Experte für den Geruchssinn.

Mit dabei waren auch Künstler_innen wie Sissel Tolaas aus Berlin, die sich mit dem Riechen beschäftigt, David Rothenberg, der sich für Tiergeräusche interessiert und mit Walen musiziert, und das Künstlerduo *Cleary Connolly*, durch deren *Metaperceptual Helmets* man erfahren kann, wie Tiere die Welt sehen. Die Student_innen der Neurowissenschaften der *LMU* haben drei Tage lang an Ideen für Exponate gearbeitet, die sie im *BIOTOPIA* ausstellen sollten. Es war ein schneller Prozess, in dem die Student_innen, ähnlich wie bei einem Hackathon, Prototypen entwickelt haben. Für sie war die Zusammenarbeit mit Künstler_innen und Wissenschaftler_innen eine völlig neue Erfahrung, durch die sie teilweise aus ihrer Komfortzone herausgeholt wurden. Der kreative Prozess hat aber allen großen Spaß gemacht. Das nächste Mal wäre es interessant, auch Designstudent_innen dabei zu haben.

Was ist so interessant daran, Wissenschaft mit Kunst oder Design zu verknüpfen?

Kunst und Design unterscheiden sich ein Stück weit, aber sie stellen manchmal Fragen an die Wissenschaft, die Wissenschaftler_innen selbst nicht stellen. Diese Fragen können herausfordern oder eine Verbindung zu einem vormals nicht erreichten Publikum herstellen. Sie können provokant sein. Und sie können die Wissenschaft an ihre Grenzen bringen. Es gibt frühere Experimente, die ich für sehr stark halte, beispielsweise bei Billy Klüver und Robert Rauschenberg mit ihren *Experiments in Art and Technology*, den *E.A.T.* Sie haben in den 1960er-Jahren in New York die *9 Evenings: Theatre and Engineering* organisiert und durch die Verbindung von Kunst, Wissenschaft und Technologie aufregende Momente geschaffen. Zu diesem Zeitpunkt interessierte man sich für Künstler_innen besonders in ihrer Rolle als Visionär_innen, die dazu beitragen können, Entwicklungen und Wirkungen von Technologie zu imaginieren.

Ich mag Marshall McLuhans Formulierung, dass Künstler_innen in der Lage seien, die gesellschaftlichen und sozialen Konsequenzen künftiger Technologien vorauszuahnen. Künstler_innen sind ein Frühwarnsystem für die Wissenschaft. Ich glaube nicht, dass Kunst nur provozieren sollte. Es gibt ein paar Künstler_innen, die wirklich vielversprechende Dinge mit Biologie machen. Dabei meine ich nicht Kunst etwa im Zusammenhang mit umstrittenen Bereichen wie der synthetischen Biologie oder des ‚Human Enhancement‘, sondern zum Beispiel Tomás Saraceno und seine Arbeit mit Spinnen (siehe S. 192).

Wie wecken Sie Engagement beim Publikum?

Für uns ist es wichtig, dass *BIOTOPIA* nicht einfach nur ein Museum ist, das eine passive Erfahrung durch das Herumgehen und Betrachten von Objekten ermöglicht. *BIOTOPIA* soll auch als Forum funktionieren. Ein Ort, der Menschen zu Schlüsselthemen der Biowissenschaften, Umwelt und Gesundheit zusammenbringt und relevante Fragen stellt. Was ist die größte Herausforderung, der die Menschheit heute gegenübersteht? Da stehen viele Themen an: Klimawandel, Antibiotikaresistenz, Luftverschmutzung, Plastik im Ozean... Aber ich glaube, das gefährlichste Problem von allen ist das Massensterben – der Zusammenbruch der Biodiversität.

Wie können wir uns dieses ‚Massensterben‘ vorstellen?

Die Autorin Elizabeth Kolbert hat *Das sechste Sterben* geschrieben – ein Buch über die Tatsache, dass wir gerade jetzt ein Massensterben erleben, in dem wir Menschen sozusagen der Asteroid sind, der mit der Erde kollidiert. Das ist ein packendes Konzept, mit dem man sich unbedingt befassen sollte. Kolbert spricht über den vom Aussterben bedrohten *Panama-Stummelfußfrosch*. Diese Amphibien sind eine der am meisten gefährdeten Tierarten – ihre Aussterberate liegt aktuell ein 25.000-Faches über der normalen Quote. Und erst vor ein paar Monaten haben wir eine Diskussion darüber geführt, dass 76 Prozent der Insekten in Deutschland seit 1989 verschwunden sind. Auch das ist sehr besorgniserregend. Das Phänomen wirkt sich auf viele Bereiche aus, von der Biodiversitätsforschung bis hin zu den verschiedenen Sparten der Industrie – sei es die Lebensmittelproduktion, die Landwirtschaft oder die chemische Industrie. Wir müssen unser Vorgehen radikal ändern. Und genau hier liegt die Chance für *BIOTOPIA*. Es kann das Forum sein, das die Schlüsselakteur_innen zusammenbringt und die Menschen dazu inspiriert, neue Herangehensweisen zu finden.

Wie muss sich das Museum verändern, damit es ein Forum für aktuelle Themen wird?

Ein Museum darf nicht länger statisch sein, sondern muss dynamisch und wandelbar werden, um direkt auf das aktuelle Geschehen antworten zu können. Wir müssen einen aktiven Ort schaffen, der im Austausch steht mit dem, was lokal und global in Bezug auf diese Themen passiert. Als Museumsteam brauchen wir Antennen, die in die Gemeinschaften hineinreichen, um Expert_innen zusammenzubringen und auch, um eine breite Öffentlichkeit anzusprechen, sowohl direkt als auch über die digitalen Medien. Wir müssen schnell arbeiten und auf die Ereignisse so reagieren, wie sie uns begegnen. Heutzutage muss ein Museum mit einem anderen Rhythmus und anderen zeitlichen Zielen arbeiten. Wenn es also eine Meldung über den Untergang der Insekten gibt, dann müssen wir in der Lage sein, eine größere Diskussion dazu zu entfachen und die verschiedenen Akteur_innen nicht nur aus der Wissenschaft, sondern auch aus der Industrie und der Politik zu versammeln und zum Handeln zu bewegen. Es ist sehr wichtig, dass diese Debatten glaubwürdig und transparent sind und dass sie die Menschen zu einem offenen Prozess einladen.

Inwiefern kann ein Museum wie *BIOTOPIA* auch mit der Industrie kooperieren und Veränderungen anstoßen?

Bereiche wie das Biodesign gehören zu den zentralen Anliegen der Industrie. Ein Beispiel: Leder wird für Kleidung, Schuhe und Jacken verwendet. Die Lederindustrie ist riesig und hat im Moment einen großen Einfluss auf unsere Umwelt. Wenn es uns tatsächlich gelänge, einen nachhaltigen Ersatz für Leder zu finden, der überzeugend und qualitativ hochwertig ist, dann hätte das radikal positive Auswirkungen.

Ich stehe gerade im Austausch mit Philip Ross, dem Gründer von *MycoWorks* und Künstler aus San Francisco. Er hat einen Weg entdeckt, ‚Pilz-Leder‘ herzustellen, ein Leder, das aus Myzel gewonnen wird. Das ist interessant, weil Pilze sehr schnell wachsen und einen nur sehr geringen ökologischen Fußabdruck haben. Dann gibt es Suzanne Lee von *Modern Meadow*, die sich mit auf Kollagen basierendem Leder beschäftigt. Ihr *Zoa*-T-Shirt wird gerade im *MoMA* in New York gezeigt, als Teil von Paola Antonellis Ausstellung *Items: Is Fashion Modern?* Andere arbeiten daran, Leder aus Ananas- oder anderen Pflanzenabfällen herzustellen. Vor allem der Fashionindustrie liegt viel daran, diese neuen Entwicklungen voranzutreiben, sowohl aus ethischen als auch aus marktorientierten Gründen – 2017 ist der Preis für Vieh um 30 Prozent gestiegen. Ich denke, *BIOTOPIA* kann ein Katalysator für solche Alternativen sein.

Brauchen wir zum Erhalt der Natur neue Technologien?

Als kuratorischer Berater bin ich an der nächsten *Cooper Hewitt Design Triennial* in New York beteiligt. Das Thema ist ‚Natur‘ und wir haben uns viele verschiedene Projekte angesehen. Diese beschäftigen sich meist damit, wie man Natur durch Technologie, Design, Architektur oder sogar Stadtplanung erhalten kann. Spannend sind beispielsweise Städte wie Singapur. Dort wurde der urbane Raum neu erfunden, die Grenzen zwischen Natur und Stadt verschwimmen. Statt kleiner Parks, Isolation und den kleinen Flecken Natur, die sich im Raum verteilen, wurden grüne Adern geschaffen – ein Dschungel, der sich durch die Stadt zieht und die Spezies miteinander verbindet. Es ist sehr spannend, wenn die Leute beginnen, urbane Räume nicht nur mit Blick auf die menschliche Gattung zu gestalten, sondern sich auch Gedanken darüber machen, wie andere Arten dabei berücksichtigt werden können. Gerade jetzt ist das besonders interessant, weil die

Empathie ist die Grundlage für unser Fortbestehen und für das unseres Planeten im 21. Jahrhundert.

Biodiversität in den Städten oft wesentlich größer ist als außerhalb. Das ist eine seltsame Entwicklung, die vor allem auf die industrialisierte Landwirtschaft zurückzuführen ist. Wenn es außerhalb nur riesige landwirtschaftliche Betriebe gibt, dann flüchtet sich die Natur in die Stadt. Wie können wir also den urbanen Raum neu erfinden, um dieses Zusammenspiel mit anderen Spezies zu fördern, statt es zu ignorieren?

Wie können wir eine andere Beziehung zur Natur gewinnen, wenn wir sie auch für die Zukunft erhalten wollen?

Für mich ist das eine Frage von Empathie. Wir müssen ein größeres Gespür für die Umwelt entwickeln. Es ist einfach, Mitgefühl für ein Rehkitz zu empfinden. Aber schwieriger ist es vielleicht, Empathie für Insekten aufzubringen. Gerade jetzt ist das ein großes Problem: Wir beobachten den Untergang von Insektenpopulationen und gleichzeitig beobachten wir Menschen, die denken, dass ein Insekt etwas ist, das man mit seinen Schuhen zerquetschen kann. Hier zum kollektiven Handeln aufzurufen, ist sehr schwer. In der chinesischen Provinz Sichuan bestäuben die Menschen Birnbäume bereits per Hand, weil es keine Bienen mehr gibt. Dieser Ansatz – auch wenn man sagen könnte, er schafft Arbeitsplätze – ist global nicht zu verwirklichen, wir sind auf den Dienst der Insekten angewiesen. Die Menschen brauchen ein tieferes Verständnis davon, dass alles in der lebendigen Welt, uns mit eingeschlossen, voneinander abhängig ist und sie brauchen Respekt, um einen Perspektivenwechsel zu erleben. Wenn das geschafft ist, können wir es mit den Herausforderungen, die uns bevorstehen, aufnehmen. Das aber erfordert eine Mischung aus Wissenschaft und Gefühl. Es erfordert ein Lernen und Verstehen, aber auch emotionale Verbundenheit. Empathie ist die Grundlage für unser Fortbestehen und für das unseres Planeten im 21. Jahrhundert.

Was würde Sie, wenn sie in 20 Jahren auf BIOTOPIA zurückblicken, besonders stolz machen?

Für mich wäre es toll, wenn man auf BIOTOPIA zurückblickt und feststellt, dass es ein Katalysator für neue Formen des Engagements für Natur und Umwelt war. Und wenn es überall auf der Welt eine neue Art von Institutionen gäbe, die, wie auch immer, von BIOTOPIA inspiriert wären. Wenn es Fälle gäbe, in denen die Erfahrungen bei BIOTOPIA jemandes Leben und seinen Bezug zur lebendigen

Welt bedeutend verändert hätten. Wenn es beispielsweise führende neue Umweltprojekte gäbe, die einen Einfluss auf die Welt hätten und die durch etwas entstanden sind, das sich bei uns ereignet hat. Vielleicht von Menschen, die eine wissenschaftliche Karriere begonnen haben und durch ein Gespräch oder einen Workshop bei BIOTOPIA weiter inspiriert wurden. Das sind Dinge, die wir uns wünschen, jetzt, da wir dieses Museum entwickeln, um unsere Beziehung mit der Natur und der lebendigen Welt neu zu gestalten. Auf so etwas könnte man, denke ich, stolz sein.

Das Interview führte Sarah Dorkenwald, übersetzt von Mira Sacher.

Michael John Gorman ist Inhaber des neuen Lehrstuhls für ‚Life Sciences in Society‘ an der *LMU München* und Gründungsdirektor von *BIOTOPIA – Naturkundemuseum Bayern*. Zuvor gründete er die *Science Gallery* in Dublin, die aufgrund Gormans interdisziplinärer Herangehensweise, bei der er Naturwissenschaften mit Kunst und Design verbindet, bekannt wurde. 2012 folgte *Science Gallery International*, ein globales Netzwerk mit Aktivitäten in London, Melbourne, Bangalore und Venedig. Gorman promovierte in Geschichte am *European University Institute* in Florenz und studierte Physik und Philosophie an der *University of Oxford*.

BIOTOPIA

VON NEUEN BEZIEHUNGEN UNTERSCHIEDLICHSTER LEBEWESSEN

Wie kann unser Bezug zu anderen Lebewesen neu gedacht und gestaltet werden? Wie können wir der Vielfalt des Planeten neu begegnen? *BIOTOPIA* will als Naturkundemuseum Labor der Zukunftsgestaltung sein und Verbindungen zwischen Wissen und Erfahrung schaffen. Denn, so der Wissenschaftsjournalist, Physiker und Moderator Ranga Yogeshwar, „wenn man einen Schmetterling ansieht, kann man die Welt verstehen.“¹

In den nächsten Jahren werden an mehreren Standorten in Bayern die Beziehungen zwischen Menschen und anderen Lebewesen erfahrbar gemacht und neu gestaltet. Das Museum, das als Neukonzeption aus der Sammlung *Mensch und Natur* am Nymphenburger Schloss in München hervorgeht, legt den Fokus auf systemisches und ökologisches Denken. Die meisten Naturkundemuseen sind nach taxonomischen oder geografischen Prinzipien strukturiert, *BIOTOPIA* hingegen organisiert die Dauerausstellung nach Verhaltensweisen, Aktivitäten und Prozessen, die Menschen und andere Lebewesen miteinander verbinden – wie Essen, Schlaf oder Bewegung. Ein weiterer Ausstellungsbereich widmet sich den Auswirkungen menschlichen Handelns auf die Umwelt. Auch hier soll zum Nach- und Umdenken angeregt werden. Denn nur wer für die Auswirkungen seiner gegenwärtigen Handlungen und Einstellungen sensibilisiert ist, kann diese überdenken und neu gestalten.

Hochgehalten wird Interdisziplinarität und Partizipation: An der Konzeption der Ausstellungen arbeiten neben Wissenschaftler_innen auch Künstler_innen und Designer_innen. Fachübergreifende Themen helfen, Brücken zwischen Wissenschaft und Kunst zu schlagen. Zukunftsszenarien und Labore eröffnen Erfahrungsräume, in denen Besucher_innen selbst Hand anlegen und an Forschung und Experimenten teilnehmen können. Durch Live-Medien und Virtual-Reality wird auf intuitive Erfahrung gesetzt. Neben der Dauerausstellung sind Sonderausstellungen, ein Kindermuseum, Schul- und Vermittlungsprogramme, interdisziplinäre Veranstaltungen sowie Wanderausstellungen anderer Institutionen geplant. (LvG)

¹
Zitiert nach: Biotopia Naturkundemuseum Bayern, Pressemitteilung vom 10.1.2017: „Bio – Biotop – Biotopia: Die Zukunft des Lebens“. Vorstellung des Masterplanes für das neue Naturkundemuseum Bayern“.



RALF B. WEHRSPOHN

„ALLIANZEN ZWISCHEN KUNST UND WISSENSCHAFT
SIND AM WIRKUNGSVOLLSTEN,
WENN BEIDE IHRE SPEZIFISCHEN
STÄRKEN EINBRINGEN.“

Der Wissenschaftler Ralf B. Wehrspohn definiert den Auftrag seiner Arbeit und die seines Teams am *Fraunhofer-Institut für Mikrostruktur von Werkstoffen und Systemen (IMWS)* aus der Perspektive der Zukunft. In puncto Ressourcen-Effizienz, Energie- und Rohstoffverknappung und der Veränderungen durch die Digitalisierung gilt es, strategische Allianzen einzugehen, denn Spezialist_innen allein können die allumfassenden Probleme auf unserem Planeten nicht lösen. Als Partner- und Referenzdisziplinen stehen für den Wissenschaftler Kunst und Design ganz oben. Vereint sind sie durch ihre Kreativität und werden ergänzt durch ihre unterschiedlichen Denkrichtungen. Essenziell ist ihr Zusammenspiel im Hinblick auf eine ganzheitliche Gestaltung der Zukunft.

Sie leiten das Fraunhofer-Institut für Mikrostruktur von Werkstoffen und Systemen (IMWS). Welche Rolle spielen Allianzen für Ihre Arbeit?

Unser Institut hat als Kernkompetenzen die Mikrostrukturdiagnostik und das Mikrostrukturdesign von Werkstoffen und Systemen. Das ist natürlich nur ein kleiner Ausschnitt der Wertschöpfungskette im Produktlebenszyklus. Es gibt nun zwei Strategien, wenn Forschungsfragen auftreten, die deutlich breiter angelegt sind. Man erweitert sein eigenes Kompetenzportfolio oder kooperiert in Allianzen. Die Entscheidung hängt von vielen Faktoren ab und muss individuell für jede Fragestellung neu beantwortet werden. Kooperation hat natürlich immer den Vorteil, dass sie ein niedrigeres Risiko birgt, als wenn man Kompetenzen selbst aufbaut. Aber das ist nur ein Aspekt.

Welche Ihrer Entwicklungen haben Sie einer Allianz mit einem anderen Bereich zu verdanken?

Wir kooperieren mit den unterschiedlichsten Disziplinen. Einige Kooperationen sind opportunitätsgetrieben aufgrund der konkreten Fragestellung, andere sind strategischer Natur. Durch strategische Allianzen mit Kunst und Design können Fragestellungen gelöst werden, die nicht ingenieurwissenschaftlicher Natur sind. Zum Beispiel: Aus welchen Werkstoffen sollte der Innenraum eines Flugzeugs gestaltet sein, damit sich Passagiere mit Flugangst geborgen fühlen?

Allgemein gefragt, was assoziieren Sie mit dem Begriff ‚Allianz‘, was mit ‚Kooperation‘?

Kooperation ist opportunitätsgetrieben, Allianz strategischer Natur.

Welche Allianz – egal in welchem Kontext – hat Sie besonders beeindruckt?

Allianzen zwischen Kunst und Design, denn die Anforderungen an Künstler_innen sind denen an Wissenschaftler_innen sehr ähnlich: Man erwartet eine kreative Leistung. Auch sind die Stimuli verwandt: Fehler und Abweichungen bewegen Künstler_innen und Wissenschaftler_innen in gleichem Maße. Nur die Bewertungsmaßstäbe sind andere. Und in diesem Sinne beeindruckt mich die Zusammenarbeit unseres Instituts mit der Kunsthochschule *Burg Giebichenstein*. In den vergangenen zehn Jahren haben wir vielfältige Projekte initiiert und gemeinsam umgesetzt.

Was hat die Allianz ausgezeichnet?

Kunst und Design werden getrennt gedacht von Wissenschaft und Technik. Aber erst wenn beides zusammenkommt, wird eine Innovation daraus, vorher ist es meist nur eine Invention.

Wissenschaftler_innen sind Spezialist_innen. Welche Kernkompetenzen bringen sie für eine Allianz zur Gestaltung der Zukunft mit?

Meine Mitarbeiter_innen arbeiten im Auftrag der Zukunft. Ressourceneffizienz, Energie- und Rohstoffwende aber auch Digitalisierung bewegen viele Industriezweige. Wir bringen in die Allianz die Antworten auf diese Herausforderungen mit ein, aber nur unter wirtschaftlichen und technologischen Gesichtspunkten.

Als Vorsitzender des Kuratoriums der SYN-Stiftung fördern Sie Synergien zwischen Kunst, Design und Wissenschaft. Was reizt Sie persönlich daran, mit Künstler_innen zusammenzuarbeiten?

Die Stiftung betrachtet die Schnittstellen der Disziplinen Wissenschaft, Kunst und Design als Gestaltungspotenzial und unterstützt ihre Zusammenarbeit durch Ausrichtung eines Diskussionsforums, die Förderung des Nachwuchses und die Etablierung dieser interdisziplinären Kooperation im Forschungskontext. Mich persönlich reizt daran der Perspektivenwechsel.

Welche Bereiche Ihrer Arbeit sind dafür besonders geeignet?

Als Institut, das sich mit Materialforschung beschäftigt, haben wir vielleicht eine etwas größere Nähe zur Kunst als andere Forschungseinrichtungen. Zum einen interessiert uns, welche kreativen Anwendungsmöglichkeiten Künstler_innen in neuen Werkstoffen entdecken. Zum anderen können sie mit ihren Anforderungen an uns herantreten: Welche Eigenschaften wünschen sie sich von einem Material, beispielsweise für eine Skulptur? Auch daraus können sehr spannende Ideen für unsere Forschungsarbeit entstehen, die sich im besten Fall sogar zu einer industriellen Anwendung weiterentwickeln lassen. Das erleben wir immer wieder am Beispiel des *Fraunhofer*-Materialpreises, den wir an Künstler_innen aus Mitteleuropa vergeben. Die Preisträger_innen können drei Monate lang mit innovativen Werkstoffen bei uns am Institut arbeiten und sind dabei im intensiven Austausch mit unseren Wissenschaftler_innen.

Was können Allianzen zwischen Kunst und Wissenschaft bewegen, was in anderen Bereichen schwerer möglich ist?

Die Nähe dieser beiden Sphären ist in meinen Augen größer, als man zunächst meinen könnte. Allianzen zwischen Kunst und Wissenschaft sind am wirkungsvollsten, wenn beide Bereiche ihre spezifischen Stärken einbringen. Auf der Seite der Wissenschaft kann das etwa die methodische Genauigkeit oder das Erzielen von Ergebnissen in vielen kleinen Schritten sein. Bei Künstler_innen beeindruckt mich der Anspruch, etwas völlig Eigenständiges zu erschaffen, das zudem aus der sehr persönlichen Erfahrung mit der Umwelt gespeist ist. Wenn man diese Stärken zusammenführt, hat man eine sehr spannende Kombination.

Mit welchen Argumenten würden Sie Unternehmer_innen und Ihren Kolleg_innen im Fraunhofer-Institut empfehlen, gerade bei aller Anwendungsorientierung die Perspektiven von Künstler_innen in Entwicklungsprozesse einzubauen?

Wir haben innerhalb der *Fraunhofer-Gesellschaft* ein Netzwerk aus Wissenschaft und Kunst aufgebaut, um diesen Ansatz auch methodisch fortzuschreiben. Dazu haben wir drei Achsen definiert: Interaktion zwischen Wissenschaft und Kunst im Sinne der Kunst als Seismograf der Gesellschaft, Integration von Design in frühzeitige Entwicklungsprozesse und die Entwicklung einer Bewertungsmethodik von Kunst und Design aus ingenieurwissenschaftlicher Sicht.

Bei aller Gemeinsamkeit sind Kunst und Wissenschaft zwei Bereiche mit unterschiedlichen Sprachen und Aufträgen, die sich in unterschiedlichen Welten bewegen. Wie könnten diese Welten näher zusammengebracht werden? Oder: Wie lernen sich beide kennen?

Die Motivation von Künstler_innen und Wissenschaftler_innen ist ehrlich gesagt gar nicht unterschiedlich. Fehler und Abweichungen sind sehr ähnliche Motivationsgründe, um Projekte in Kunst oder Wissenschaft zu entwickeln. Die Sprache ist in der Tat eine Herausforderung, so will die Wissenschaft Dinge vermessen und die Kunst eher Dinge fühlen, und so leiten sich auch unterschiedliche Sprachkontexte ab.

Was ist nötig, damit solche Synergien breiter aufgestellt werden und wirkungsvoller agieren können?

Es bedarf des respektvollen Umgangs mit der jeweils anderen Disziplin.

Respektvoll heißt hier, dass man die andere Disziplin nicht an der Oberfläche bewertet. So ist leider die Sicht der Kunst auf die Wissenschaft oft vor allem kritisch. Umgekehrt wird die Kunst von der Wissenschaft gern bloß als Marketing-Instrument genutzt. Beide Herangehensweisen werden der Sache selbst nicht gerecht. Es muss eine höhere fachliche Kompetenz für die jeweils andere Disziplin und für ein gemeinsames Projekt aufgebaut werden. Das kann durch eine interdisziplinäre Ausbildung, also zum Beispiel Physik in Kombination mit Kunst, geschehen oder durch eine Kooperation auf Augenhöhe.

Sehen Sie als Leiter eines Fraunhofer-Instituts, der sich mit Einwerbung von Mitteln auskennt, konkrete Wege, wie solche innovativen Allianzen und Kooperationen gefördert werden können?

Für gute Projekte gibt es fast immer Geld, sowohl aus Kunststiftungen als auch aus der wissenschaftlichen Förderung wie dem *Bundesministerium für Bildung und Forschung* im Rahmen von Partizipationsausschreibungen. Wir haben da sehr gute Erfahrungen.

Inwiefern wäre es Aufgabe der öffentlichen Hand hier auch interdisziplinäre Innovationsförderung zu betreiben?

Da die Kunst ein Seismograf der Gesellschaft ist, sind Partizipation und Akzeptanz sehr gute Ansatzpunkte, solch interdisziplinäre Forschungsprojekte anzugehen. Der Bund hat das erkannt und fördert solche Ansätze schon sehr aktiv. Die *Deutsche Forschungsgemeinschaft* tut sich mit Kunst noch sehr schwer, da die Bewertungskriterien fehlen. Das wollen wir aber in der dritten Säule unserer *Fraunhofer-Allianz Wissenschaft und Kunst* methodisch erarbeiten.

Welche Argumente sollte man parat haben, um Politik und Verwaltung von der Notwendigkeit interdisziplinärer Projekte zu überzeugen? Was sind die Win-win-Situationen?

Ich sehe hier keine Notwendigkeit des Überzeugens, es ist politisch gewollt. Die methodische Bewertungsgrundlage fehlt allerdings, um Erfolge bei endlichem Budget mit wissenschaftlichen Projekten vergleichend bewerten zu können.

Würde es helfen, wenn es Vermittler_innen gäbe, die gezielt Wissenschaftler_innen und Künstler_innen zu bestimmten Themen zusammenbringen, zwischen beiden Bereichen übersetzen, das große Ganze im Blick behal-

ten, Fördergelder einwerben und die Projekte an die Öffentlichkeit kommunizieren?

Ja, die Hemmschwellen im Alltag sind für Wissenschaftler_innen sehr hoch, sich künstlerischen Themen zu widmen. Es wird mehr als Hobby angesehen, denn als inhaltlicher Fortschritt innerhalb einer Disziplin. Umgekehrt haben Künstler_innen und Designer_innen teilweise keinen Zugang zur Wissenschaft. Mit unserem Verein *Science2public e.V.* haben wir solche Matching-Events im Bereich des Genres Film schon sehr häufig durchgeführt, und daraus sind tolle Produkte entstanden.

Wer sollte solche Vermittler_innen bezahlen?

Das hängt stark von der Zielfunktion ab. Ich kann mir gut vorstellen, dass vor allem Kommunen ein Interesse haben sollten, solche Netzwerke längerfristig zu fördern in Richtung von Partizipation, Teilhabe und Citizen-Science-Ansätzen.

Was wünschen Sie sich für die Welt in 20 Jahren?

2037 gehe ich voraussichtlich in Rente, daher wünsche ich mir bis dahin, dass die Ideen, die wir bei Fraunhofer gemeinsam mit Kunst und Design entwickeln, auch weiter fortgeführt werden, damit wir eine für Technik und Kunst offene Gesellschaft behalten.

Was müsste heute dafür getan werden, damit dies Ziel erreicht werden kann?

Wenn der Fokus auf Themen gelegt wird, die die Menschen bewegen und damit ein Mehrwert durch die Allianz verdeutlicht werden kann, werden die Ziele erreicht.

Welche Frage fehlt hier, die Ihnen wichtig ist?

Ich wüsste wirklich gern, aus welchen historischen Gründen es keine Gegenbewegung zum Trend der vergangenen 200 Jahre gab, aus dem Universalgelehrten einen sehr spezialisierten Fachmann zu machen.

Die Fragen stellte Elisabeth Hartung.

Ralf Wehrspohn leitet seit 2006 das *Fraunhofer-Institut für Mikrostruktur von Werkstoffen und Systemen (IMWS)*. Seine Promotion zum Thema Photovoltaik brachte ihn zunächst zu *Philips Research*, bevor er habilitierte und in Halle (Saale) eine Professur am Lehrstuhl für Mikrostrukturiertes Materialdesign an der *Martin-Luther-Universität* annahm. Seine Arbeitsschwerpunkte sind nanostrukturierte Materialien und Bauelemente, wie sie beispielsweise in der Mikroelektronik, Sensorik, Photonik oder in der Photovoltaik zum Einsatz kommen. Die *Financial Times* Deutschland zählte ihn 2004 zu den 101 innovativsten Köpfen Deutschlands.



Hochspezialisierte Expert_innen aus Medizin, IT, Orthopädie und Technik entwickeln in interdisziplinären Allianzen immer präziser funktionierende Prothesen, die es Menschen mit starken körperlichen Einschränkungen möglich machen, weitgehend selbstständig am Alltagsleben teilzuhaben. Die Forschung ist bereits so weit gediehen, dass mittels Künstlicher Intelligenz Prothesen auch Bewegungsabläufe steuern und so fehlende Gliedmaßen ersetzen können. Das Foto zeigt eine Armprothese, die Forscher_innen der *Simon Fraser University* 2016 bei der weltweit ersten Cyborg-Olympiade in Zürich entwickelt haben.

CHRISTINE NICKL-WELLER

„RÄUME WIRKEN

AUF DEN MENSCHEN.

SIE WIRKEN AUF UNSERE HANDLUNGEN,

UNSER WOHLBEFINDEN,

AUF UNSER VERHALTEN.“

Der Mensch und seine Genesung stehen für die Architektin Christine Nickl-Weller im Zentrum ihres Forschens und Arbeitens. Um dafür Räume zu gestalten, die nach einem ganzheitlichen Verständnis heilen, geht sie mit ihrem Konzept einer ‚Healing Architecture‘ zahlreiche Allianzen ein, und zwar nicht nur mit Mediziner_innen und Krankenhausbetreiber_innen, sondern auch mit Fachleuten aus Psychologie, Kognitionswissenschaften und Kunst sowie der Politik. Krankenhäuser versteht sie als öffentliche Räume, in denen absolute Privatheit und Rückzug möglich sein müssen, aber auch in eigens dafür konzipierten Bereichen Begegnung, Austausch und neue sinnliche Erfahrungen gelebt werden können.

Woran krankt es in unserer Gesellschaft?

Ich habe den Eindruck, dass wir mit unserer eigenen rasanten Entwicklung im begonnenen digitalen Zeitalter noch nicht Schritt halten können. All die neuen Möglichkeiten vor allem der Kommunikationstechnologie sind ebenso faszinierend wie erschreckend. Zwar kommunizieren wir schneller, leichter und mehr als je zuvor, dabei aber scheint uns die wahre Kommunikation von Mensch zu Mensch und das zwischenmenschliche Erleben abhandenzukommen. Zurück bleiben Gefühle der Überforderung, der Sinnentleerung, der Unsicherheit. Mit der Omnipräsenz der Medien kommt die Tendenz zur Selbstoptimierung, der Sprung der Leistungsgesellschaft hinein ins heimische Wohnzimmer. An der Mensch-Maschine-Beziehung werden wir in Zukunft also noch arbeiten müssen.

Wie drückt sich das in der Verfassung von Krankenhäusern aus?

Stellen Sie sich folgendes Szenario vor: Sie sind erkrankt. Gut vorbereitet kommen Sie im Krankenhaus an und wollen Ihre eigene Krankheitsgeschichte erzählen, doch Sie werden kaum gehört. Das Problem des Falls – denn ein ‚Fall‘ sind Sie – wird nicht etwa besprochen und gemeinsam beraten, sondern ‚abgeklärt‘. Das geschieht folgendermaßen: intelligente Maschinen, gefüttert mit Symptomen, liefern die Befunde, Großrechner vergleichen die Daten der Ergebnisse. Die Ärzt_innen – Befehlsempfänger_innen im voll digitalisierten Krankenhaus – erhalten die Diagnose. Der Fuhrpark teurer Großgeräte will nun betrieben, die Fallzahl unter Einsatz lukrativer Technik konstant gehalten werden. Bezahlt wird dann, was nachweisbar und messbar ist – die harten Faktoren. Die weichen hingegen, alles was keine Zahlen generiert, werden bedeutungslos. Im Ergebnis wird das Krankenhaus zur Produktionsstätte, dem Gesetz des Rationalen und den strengen Regeln der Funktionalität unterworfen.

Inwiefern könnte ein Weg eingeschlagen werden, der Krankheit und Gesundheit nicht separiert, sondern als Teil des Lebens sieht?

Krankenhäuser müssten ihre Arbeit nicht nur auf die Behandlung von Krankheit, sondern auch auf die Salutogenese ausrichten, das heißt, sich der Frage nach der Entstehung von Gesundheit widmen. Gesundheitsförderung beginnt schon im Wohnumfeld, in der Schule, am Arbeitsplatz. Wir scheinen trotz aller Aufklärung vergessen zu haben, wie wir gesund le-

ben können. Gesundheit als Teil des täglichen Lebens zu begreifen, bedeutet gesunde Ernährung, ausreichende Bewegung und soziale Gesundheit in eine Balance mit dem Alltag zu bringen. Um das zu vermitteln, müssen Krankenhäuser Teil des städtischen Lebens und in höchstem Maße öffentliche Gebäude, auch in der Außenwirkung, sein, allen zugänglich und ein Ort, den man gern aufsucht, um sich dort auszutauschen.

Welche Allianzen müssten sich bilden, damit der Mensch stärker als Ganzes und weniger als Kostenfaktor gesehen wird?

Ich denke, dass sich hinsichtlich unseres Verständnisses von Gesundheit als Teil der täglichen Lebensrealität bereits viel bewegt. Bei meiner Arbeit an der *Technischen Universität Berlin* im Fachgebiet ‚Architecture for Health‘ suchen wir immer wieder die Allianz mit Mediziner_innen und Krankenhausbetreiber_innen, um mit ihnen über die Bedeutung der räumlichen Gestaltung für die Genesung und die Gesundheitsförderung zu diskutieren. Wichtig ist aber vor allem auch, dass wir die Politik mit ins Boot dieser Auseinandersetzung zwischen Gestalter_innen und Mediziner_innen holen. Denn nur wenn die Bedeutung der räumlichen Gestaltung im Gesetz verankert ist, kann die richtige Gestaltung in öffentlichen Bauten umgesetzt werden.

Was würde sich konkret ändern, wenn der Mensch in den Mittelpunkt der Krankenhauskonzeption und Architektur gestellt würde?

Dann hätten wir in der Konzeption und Gestaltung von Krankenhäusern einen ganz anderen Ansatz. Statt nur über effiziente Betriebsabläufe, Bettenzahlen und Kostenoptimierung zu verhandeln, um am Ende mit einem Minimum an Mitteln das Maximum an Versorgung herauszuholen, würden wir während des Planungsprozesses über Raumqualitäten und die Nutzerperspektive nachdenken. Wir würden uns zum Beispiel fragen, welchen zusätzlichen Raumbedarf Kinder in einer Krankenhaussituation haben, wie wir die Arbeit des Pflegepersonals angenehmer gestalten könnten und wie wir es schaffen, sterile, freudlose Wartebereiche zu vermeiden.

Welche Rolle könnte Kunst für die Krankenhäuser der Zukunft und das Wohlbefinden der Menschen spielen?

Kunst kann im Krankenhaus dazu beitragen, die Sinne anzuregen, von den Problemen und Sorgen abzulenken und die

Betrachter_innen im besten Fall positiv zu beeindrucken. Dabei denke ich nicht nur an die bildende Kunst. Auch Musik wird therapeutische Wirkung zugeschrieben. Manche Krankenhäuser organisieren regelrechte Konzerte in ihren Eingangshallen. Als Architektin wünsche ich mir für unsere Projekte, dass die Kunst im Gebäude als Vermittlerin zwischen Raum und Mensch wirkt.

Können Sie dafür Best-Practice-Beispiele nennen?

In der Orthopädischen Kinderklinik in Aschau, die wir 2011 realisiert haben, wurde in der Eingangshalle von einem Künstler eine Kletterwand installiert. Sie wird von den Kindern in der Klinik, aber auch von Anwohner_innen genutzt und erhielt den Innovationspreis für nutzerfreundlichen und ungewöhnlichen Einsatz von Kunst am Bau.

Müssen Krankenhäuser anders konzipiert werden als Wirtschaftsunternehmen?

Krankenhäuser werden immer wirtschaftlich denken und arbeiten müssen. In diesem Sinne sind sie natürlich zu einem gewissen Grad Wirtschaftsbetriebe. Jedoch ist der Mensch kein Produkt. Daher sollte die Rolle der öffentlichen Fürsorgeeinrichtung immer im Vordergrund stehen. In Deutschland nimmt die Privatisierung von Krankenhäusern gegenüber öffentlicher und freigemeinnütziger Trägerschaft zwar zu, dennoch steht der Staat in der sozialpolitischen Pflicht, die flächendeckende Gesundheitsversorgung zu gewährleisten und allen Bevölkerungsschichten zugänglich zu machen. Aus diesem öffentlichen Auftrag heraus ist das Krankenhaus immer mehr als nur ein Wirtschaftsunternehmen.

Was ist Ihre persönliche Mission als Architektin im Gesundheitsbereich?

Mir ist es wichtig, dass Architektur im Krankenhausbau nicht nur als Mittel zum Zweck, sondern über die unmittelbare Bestimmung hinaus auch als möglicher Mehrwert begriffen wird. Räume wirken auf den Menschen. Sie wirken auf unsere Handlungen, unser Wohlbefinden, auf unser Verhalten. Das Bewusstsein für diese Bedeutung des Raumes im Gesundheitswesen möchte ich schärfen, dafür steht der Begriff ‚Healing Architecture‘.

Welche Allianzen stehen hinter dem Konzept von ‚Healing Architecture‘?

Wir suchen in unserer Arbeit an der *TU Berlin* stets den Austausch mit den Ge-

sundheitswissenschaften. Aber auch andere Disziplinen sind bei der Gestaltung der öffentlichen Gesundheitslandschaft von Bedeutung, zum Beispiel die Ökonomie, die Soziologie, das Gesundheitsmanagement. Wenn wir uns die Frage nach der Wirkung des Raumes stellen, ist die Zusammenarbeit mit der Architekturpsychologie und den Kognitionswissenschaften von Bedeutung.

Über die akademische Annäherung hinaus bin ich über die Arbeit mit *Nickl & Partner Architekten* fest in der Praxis des Bauens verankert. Davon profitieren auch die Studierenden, wenn wir Industrie und Wirtschaft aus den Bereichen Bau und technische Gebäudeausrüstung in Designaufgaben mit einbeziehen können.

Welche Maßnahmen würden Sie vorschlagen, um Patient_innen während der Genesung Rückzug und Privatheit einerseits und Dialog und Kommunikation andererseits zu ermöglichen?

Wichtigster Schritt hin zum Schutz von Privatsphäre und zum Schaffen eines wahren Rückzugsorts wäre der standardmäßige Bau von Einbettzimmern. Davon sind wir in Deutschland allerdings noch weit entfernt. Deshalb ist es wichtig, diese Rückzugsbereiche in anderer Form zu schaffen, zum Beispiel in Form von sicht- und hörgeschützten Flächen in den Aufenthalts- und Gemeinschaftsbereichen. Insgesamt müsste ein vielfältigeres Raumangebot im Innen- und Außenraum entstehen, je nachdem ob Öffentlichkeit oder Privatheit gesucht wird. Die Monotonie von Flur, Zimmer, Wartezimmer müsste durchbrochen werden durch differenzierte Raumlanschaften. Statt standardisierter Zellenbüros, die der offenen Kommunikation wie eine Barriere im Wege stehen, sollten wir fließende Räume planen – mit offenen und geschlossenen Bereichen –, um das Gespräch zwischen Ärzt_in und Patient_in, aber auch den Kontakt und den Austausch untereinander zu fördern.

In der Einleitung zu Ihrem Buch *Healing Architecture* erwähnen Sie, dass Architekt_innen zwischen der Räumlichkeit und der Körperlichkeit von Objekten unterscheiden müssen. Was meinen Sie damit?

Diese Passage bezieht sich auf ein Zitat des Philosophen Gernot Böhme. Er sieht in der Körperlichkeit von Objekten deren seelische Wirkung auf den Menschen, man könnte sagen, das Empfinden eines Objekts. Die Räumlichkeit hingegen bezieht sich auf die durch Maße, Entfer-

Als Architektin
wünsche ich mir
für unsere Projekte,
dass die Kunst
im Gebäude als
Vermittlerin
zwischen Raum
und Mensch
wirkt.

nungen und Lichtverhältnisse geprägte architektonische Wahrnehmung. Vereinfacht gesagt könnte man vielleicht von der unterbewussten und der messbaren Wahrnehmung von Objekten reden. Als Planer_in von Räumen sollte man sich dieses Unterschieds bewusst sein und auch, dass beide Wirkungsarten, die materielle und die immaterielle, unser Erleben von Raum beeinflussen.

Welches sind die Haupteinflussfaktoren eines Gebäudes auf seine Bewohner_innen und die Besucher_innen?

Die Hauptthemen, denen sich Studien zum Krankenhausbau widmen, beziehen sich auf Einflüsse von natürlichem und künstlichem Licht, auf Zugang zur Natur, auf die akustische Umgebung, die Luftqualität und das architektonische Layout hinsichtlich Raumanordnung, Wegebeziehungen, Orientierung und Raumausstattung. Während über einige dieser Faktoren relativ gesicherte Ergebnisse vorliegen, zum Beispiel das Wissen darüber, dass der Aufenthalt in einem Raum mit natürlichem Tageslichtverlauf das Schlafverhalten von Patient_innen positiv unterstützt oder dass der Zugang zu einer begrünten Umgebung den Stresslevel senken kann, sind etwa Farben und ihr Einfluss noch wenig untersucht.

Sie vergleichen das Krankenhaus mit einer Stadt. Wo sind die Parallelen?

Die urbane Morphologie besteht aus Plätzen, Haupt- und Nebenstraßen, Gebäudeblöcken und Privathäusern – eine Hierarchie offener oder geschlossener Räume, öffentlicher, halböffentlicher oder privater Natur. Diese Elemente städtischer Struktur können in einem komplexen Gebäude wie einem Krankenhaus aufgegriffen werden. So gliedert sich das große Volumen in unterschiedliche und erkennbare Teile einer ‚Stadt in der Stadt‘.

Welche Beispiele von Krankenhauskonzeptionen sehen Sie als vorbildlich an?

Le Corbusier ist für mich ein großes Vorbild, vor allem in Hinsicht auf die Eingliederung des Krankenhauses in den städtischen Kontext. Mit seinem Entwurf für ein Krankenhaus in Venedig, das jedoch nie gebaut wurde, hat Le Corbusier das Krankenhaus im wahrsten Sinn des Wortes ‚öffentlich‘ gemacht. Er hat das Gebäude zur Stadt gemacht, ‚Campi‘, ‚Campielli‘ und ‚Strade‘ angelegt – das Krankenhaus als einen zutiefst sozialen Ort aufgefasst. Das Recht auf Privatheit und der Individualität der einzelnen Patient_innen bleibt erhalten. Jedem steht eine private Einheit zur Verfügung, die er

mit Schiebeelementen nach seinen Bedürfnissen und Stimmungen verändern kann.

Was wäre ein zentrales strategisches Ziel für die Gesellschaft in 20 Jahren?

Ich würde mir mehr Gleichheit für unsere Gesellschaft wünschen. Gleichheit in dem Sinn, dass alle den gleichen Zugang zu sozialen Leistungen, zu Entwicklungsmöglichkeiten, Bildungsangeboten und auch zur Gesundheitsversorgung haben. Das ist ein Ziel, das als übergeordnete Strategie verfolgt, für Frieden, Wohlstand und Gesundheit sorgen könnte.

Welche Allianzen müssten dafür heute geschlossen werden?

Um beim Thema Gesundheit zu bleiben, wäre es wahrscheinlich sinnvoll, Vorsorge und Prävention politisch als ein Querschnittsthema zu behandeln, das nicht innerhalb eines abgeschlossenen Ressorts behandelt wird, sondern übergeordnet in alle Bereiche hineinragt, zum Beispiel Bau, Umwelt, Verkehr, Wirtschaft, Bildung und Entwicklung.

Was ist Ihre persönliche Vision im Hinblick auf unser Thema ‚Gestaltung der Zukunft‘?

Die Vision von Bauherr_innen, die begeistert sind, sich auf Neues einzulassen und Ungewohntes auszuprobieren, und die Vision von Gesetzgeber_innen, die das zulassen.

Die Fragen stellten Elisabeth Hartung und Mira Sacher.

Christine Nickl-Weller konzipiert und realisiert seit 1989 gemeinsam mit ihrem Mann Hans Nickl Bauten der Gesundheit, Forschung und Lehre sowie Entwicklungs- und Masterpläne. Seit 2008 ist sie Vorstandsvorsitzende der *Nickl & Partner Architekten* mit Standorten in München, Berlin, Zürich, Peking und Jakarta. Im Bereich der medizinischen Einrichtungen, Kliniken und Forschungsinstitute haben *Nickl & Partner Architekten* zahlreiche nationale und internationale Auszeichnungen erhalten. Seit 2004 hat Christine Nickl-Weller die Professur für das Fachgebiet ‚Entwerfen von Krankenhäusern und Bauten des Gesundheitswesens‘ an der *Technischen Universität Berlin* inne.

MAGGIE'S CENTRES

NEUE ALLIANZEN
FÜR GENESUNG

„Wir formen unsere Gebäude und dann formen sie uns.“¹

Die bebaute Umwelt hat unmittelbar Einfluss auf das Denken, Fühlen und Handeln des Menschen. Dass Architektur auch heilen kann, ist der Grundpfeiler von *Maggie's Centres* – ein weltweit agierendes Projekt, das an eine besondere Allianz zwischen Architektur und Genesung glaubt.

Menschen brauchen für ihren Heilungsprozess nicht nur die richtige medizinische Betreuung, sondern auch Zuversicht und Ruhe, aus der sie Kraft schöpfen und neue Energie gewinnen können. Von dieser Grundidee inspiriert involvierten und überzeugten Maggie Jencks und ihr Mann Charles führende Architekt_innen, besondere Krebszentren zu entwerfen. Die entstehenden Gebäude sind eine Mischung aus Museum, Kirche, Krankenhaus und Wohnhaus.

Das Erbe der 1995 verstorbenen Maggie Jencks, die selbst an Krebs erkrankt war, lebt heute von Schottland bis nach Übersee weiter – die Anzahl der neuen Zentren wächst. Neben Rem Koolhaas haben unter anderem der japanische Architekt Kisho Kurokawa und Richard Rogers aus England ein Zentrum realisiert. Die Grundidee dabei lautet: Patient_innen und ihre Angehörigen sollen sich auf das Gesundwerden konzentrieren und nicht auf das Kranksein. Neben funktionalen Anforderungen sollen die gestalteten Umwelten für die fünf Sinne ausgerichtet sein. Es gibt Räume für den Austausch mit anderen Patient_innen und Zentren für Entspannungstechniken wie Tai-Chi, Meditation und Yoga sowie psychologische Einzelbetreuung.

Das Projekt steht im Geist der urbanen Utopisten der 1960er- und 1970er-Jahren, die gesellschaftliche und räumliche Beziehungen radikal infrage stellten, veränderten und neue Lebenszusammenhänge entwarfen. Die meisten der damaligen Entwürfe wurden niemals realisiert. Das Besondere an *Maggie's Centres* sind nicht nur das Zusammenwirken von Architektur und sinnlicher Erfahrung, sondern auch die interdisziplinär ausgerichteten Teams, die für die Umsetzung der Vision sorgen: Hier arbeiten Forscher_innen der Neurowissenschaften eng mit Neurobiolog_innen und Kognitionswissenschaftler_innen, Architekt_innen und Ingenieur_innen zusammen. (LvG)

¹ Winston Churchill, zitiert nach: Frédéric Laloux, in: Ders.: *Reinventing Organizations: Ein Leitfaden zur Gestaltung sinnstiftender Formen der Zusammenarbeit*, München 2015, S. 168.



CHRISTIAN STEIN

„UM MENSCHLICHES UND MASCHINELLES WISSEN

WIEDER ZUSAMMENZUBRINGEN,

WERDEN DIE INFORMATIKER_INNEN

BEI DEN GEISTESWISSENSCHAFTLER_INNEN

ANKLOPFEN.“

Eine strenge Kategorisierung in Disziplinen ist für Christian Stein, der am Exzellenzcluster *Bild Wissen Gestaltung der Humboldt Universität* zu Berlin forscht, problematisch, denn oft sind sich Akteur_innen verschiedener Disziplinen ähnlicher als innerhalb eines Bereichs. Für komplexe gesellschaftliche Themen – wie Klimawandel, Datenschutz oder Flüchtlingskrise – hält er fächerübergreifende Zusammenarbeit daher für unerlässlich. Erst wenn alle ihre Komfortzone verlassen und für eine gemeinsame Lösung zusammenkommen, entstehen seiner Meinung nach effektive Kooperation. Eine wesentliche Voraussetzung für einen konstruktiven Prozess ist echtes Interesse an gegenseitigem Verstehen und Verstandenwerden.

Wie erforscht man Interdisziplinarität?

Im Exzellenzcluster *Bild Wissen Gestaltung – Ein interdisziplinäres Labor* erforschen wir Interdisziplinarität, indem wir sie praktizieren. Aber nicht nur das. Wir beobachten und modellieren sie gleichzeitig. Von Anfang an war das Labor so angelegt, dass drei ‚Research Areas‘ zu verschiedenen Themenkomplexen interdisziplinär geforscht haben – und eine vierte diese Kollaborationen selbst zum Thema hatte. Diese Struktur versetzte die Wissenschaftler_innen in eine Doppelrolle, in der es einerseits darum ging, die konkrete Projektarbeit voranzutreiben und andererseits selbst Beobachtungsgegenstand zu sein.

Um diese Strukturen noch genauer in den Blick nehmen zu können, wurde nach drei Jahren eine sogenannte Experimentalzone eingeweiht, die experimentellen Veränderungen unterliegt und deren Auswirkungen auf die Arbeit der Wissenschaftler_innen gemessen und erfragt werden. So wird die Ausgestaltung von Arbeitsplätzen untersucht, Bewegungen durch den Raum, Kommunikationssituationen, Verhaltensweisen und Rituale, Nutzung von Computerprogrammen bis hin zu individuellen Befindlichkeiten. All das ergibt ein wiederum interdisziplinäres und multiperspektivisches Bild auf interdisziplinäre wissenschaftliche Arbeit und Faktoren, die für ihre Ausgestaltung relevant sind.

Welches sind die überraschendsten Erkenntnisse Ihrer Untersuchungen?

Interdisziplinarität ist nicht gleich Interdisziplinarität. Jenseits der notwendigen Abgrenzung zur Multidisziplinarität und Transdisziplinarität hat sich im Zuge unserer Untersuchungen die Kategorie der Disziplin selbst als problematisch erwiesen. Nicht in dem Sinne, dass die Disziplinen weniger relevant wären, aber dergestalt, dass sie als Planungs- und Analysekriterium interdisziplinärer Arbeit längst nicht mehr ausreichen und zu unpräzise sind. Zudem sind es bei Weitem nicht nur Personen und deren disziplinäre Hintergründe, die wichtig sind, sondern auch andere Faktoren, wie Orte, Organisationen, Werkzeuge, Themen, Quellen, Aufgaben und einige mehr. Diese können unterschiedlich starke und bedeutsame Relationen zueinander einnehmen und bieten unterschiedliche Verknüpfungspotenziale.

Eine der überraschendsten Erkenntnisse dabei war, dass Disziplinen über die Ähnlichkeit von Akteur_innen sehr wenig aussagen und Akteur_innen unterschiedlicher Disziplinen sich unter Umständen

ähnlicher sein können als solche aus derselben Disziplin.

Jede Disziplin hat ihre eigene Sprache, ihre spezifischen Gepflogenheiten. Wie überwindet man solche kulturellen Differenzen zwischen den Fächern?

Die Frage nach den Fachsprachen hat mich seit meinem ersten Projekt kontinuierlich beschäftigt. Dabei wurde mir relativ schnell klar, dass es nicht so sehr darum geht, dass unterschiedliche Disziplinen verschiedene Termini verwenden, die in anderen nicht verstanden werden. Das fällt nämlich schnell auf, dann schlägt man den Terminus nach oder lässt ihn sich kurz erklären. Eine Fachsprache ist aber keine Ansammlung von Termini, sondern ein Terminologiegebäude, das vielfältige Bezüge und Abhängigkeiten aufweist, die erst im Ganzen ihre Bedeutung ergeben. Der Sprachwissenschaftler Ferdinand de Saussure nennt das den sprachlichen Wert, ‚Valeur‘. Und so lassen sich eben kaum einzelne Elemente dieses Terminologiegebäudes herausgreifen, ohne meist sehr stark zu vereinfachen und Implikationen zu ignorieren. Das größere Problem in fachsprachlicher interdisziplinärer Kommunikation ist dann weniger das Nichtverstehen als das Ein-bisschen-verstanden-Haben, das als vollwertiges Verständnis missdeutet wird. Daraus resultieren gravierendere Probleme als solche, die durch Homonymien, Polysemien und Ambiguitäten entstehen.

Ein in der Praxis funktionierender Ansatz ist der Aufbau einer spezifischen Projektterminologie, die die bedeutsamen Differenzen innerhalb des Projekts im Sprachraum abbildet und in erster Linie zum Projekt und weniger zu einer Disziplin gehört.

Gelingt es, eine gemeinsame Sprache in diesem Sinne zu finden, ist eine Verbindung hergestellt, die auch hilft, andere, kulturelle und perspektivische Differenzen zu überbrücken. Voraussetzung ist hier natürlich wie immer, dass alle Teilnehmer_innen die Bereitschaft dazu mitbringen und ein echtes Interesse an einem gegenseitigen Verstehen und Verstandenwerden an den Tag legen. Das Gegenteil trifft man nämlich leider auch häufig genug an: Die Nutzung von Terminologie als Instrument territorialen Verhaltens, das Markieren der eigenen Deutungshoheit. Bevor solche Verhaltensweisen nicht durchbrochen sind, hat auch der Aufbau einer Projektsprache keinen Sinn.

Gibt es auch unüberwindbare Hürden?

Ich bin überzeugt, dass es Hürden gibt, die zumindest schwierig zu überwinden sind. Die liegen meist aber nicht im Fehlen einer gemeinsamen Sprache. Sie können darin begründet sein, dass verschiedene disziplinäre Perspektiven keine gemeinsame Zieldefinition finden, die für alle bedeutsam und sinnvoll ist. Fehlt hier eine echte Übereinkunft, können auch die Akteur_innen nicht wirklich zusammenkommen. Darüber hinaus gibt es Verweigerungshaltungen, die externe oder persönliche Gründe haben und daher nicht im Projekt gelöst werden können. So etwas kann Projekte chancenlos werden lassen. Mit einem gewissen Bewusstsein dafür lassen sich Anzeichen aber relativ frühzeitig erkennen und entsprechende Konsequenzen ziehen.

Warum ist überhaupt mehr als eine Disziplin nötig?

Die Ausdifferenzierung wissenschaftlicher Arbeit in Disziplinen ist keine wissenschaftspolitische Entscheidung, sondern ein kontinuierlicher Prozess, der sich bereits seit dem Altertum vollzieht. Disziplinen dienen dazu, die unüberschaubare Menge an Wissen, Methoden, Forschungsgegenständen, Perspektiven und Theorien in Bereiche zu gliedern, die eine Orientierung und Verortung erlauben. Disziplinen sind an akademische Traditionen und Institutionen gebunden, ihre Grenzen sind selten klar zu bestimmen, und sie könnten sicherlich auch ganz anders aufgeteilt werden. Neue Disziplinen entstehen, Inhalte von Disziplinen wandeln sich, und einige Disziplinen sterben nach und nach aus.

Fast nie ist die Angabe einer Disziplin ausreichend, um zu verstehen, was Forscher_innen tun. Dennoch erlauben die Disziplinen vor allem in der Lehre eine Fokussierung auf zusammenhängende Kompetenzen und Diskurse, die zur Bearbeitung spezifischer Problemklassen ermächtigen. In diesem Sinne ist die disziplinäre Ordnung der Wissenschaften notwendig und sinnvoll. Insbesondere im weiteren Verlauf einer Karriere von Wissenschaftler_innen zeigen sich jedoch häufig vielfältige Bezüge in andere Disziplinen, und die Grenzen werden durchlässiger. Die vielleicht wesentlichste Funktion der Disziplinen ist das Curriculum als eine Selektion von strukturiert weitergegebenem Wissen, das die Basis für neue Generationen von Wissenschaftler_innen bildet – eine Generation, die die Zentren und Grenzen ihrer Disziplin erneut verschieben und verändern wird.

Wie misst man Erfolge in der Interdisziplinarität?

Das Messen wissenschaftlicher Erfolge ist schon im disziplinären Rahmen ein schwieriges und umstrittenes Thema. Metriken wie der h-Index, also der Messwert, der die Publikationen eines Wissenschaftlers zählt, haben zu Auswüchsen wie Publikationen mit mehr als tausend Autor_innen geführt und strategisches Publizieren wichtiger werden lassen als gute Ergebnisse. Das Gutachtersystem wiederum hat zu starken Überlastungen der Gutachter_innen geführt. Ökonomische Verwertbarkeit als Maßstab schließt ganze Bereiche von Wissenschaft aus oder reduziert sie auf völlig anders geardete Marktlogiken. Der Publikationsdruck steigt auf der anderen Seite enorm. Die schiere Anzahl internationaler Veröffentlichungen machen den Überblick auch über Teilgebiete zunehmend schwierig und die Beurteilung von Neuheit problematisch. All das ist im Wissenschaftsbetrieb nicht gelöst und wird Generationen von Wissenschaftler_innen beschäftigen. Interdisziplinäre Projekte haben darüber hinaus mit weiteren Schwierigkeiten zu kämpfen. Wo Erfolg aus dem Diskurs heraus gemessen wird, stellt sich häufig die Frage, welcher Diskurs überhaupt zuständig ist und ob es einzelne Gutachter_innen geben kann, die Forschung umfänglich beurteilen können. Für Wissenschaftler_innen ergibt sich das Problem, wo sie publizieren sollen und ob interdisziplinäre Veröffentlichungen überhaupt karrierefördernd sind. Erfolg zu bestimmen ist daher hier schwieriger denn je. Vielleicht muss man dahin kommen, Erfolg nicht im Vergleich zu disziplinären Kriterien zu bemessen, sondern an Faktoren wie Disruptivität und Konsistenz. Und solchen Projekten eine eigene Plattform zu geben.

Wo ist das Zusammenarbeiten mehrerer Disziplinen besonders von Vorteil und warum?

Einige Forschungsgegenstände und übergreifende gesellschaftliche Themen haben sich als so komplex erwiesen, dass sie von einzelnen Disziplinen nicht befriedigend bearbeitet werden können – Klimawandel, Datenschutz, Flüchtlingskrise sind nur einige aktuelle Beispiele. Wann immer eine Fragestellung außerhalb eines disziplinären Diskurses entsteht und die Antworten darauf ebenfalls außerhalb der Diskurse bewertet werden, sind mehrere Disziplinen aufgerufen zu kollaborieren. Da es hier nicht darum geht, den eigenen Diskurs zu bedienen, entsteht eine größere Notwen-

digkeit zur effizienten Zusammenarbeit. Diese Notwendigkeit steigert dann die Wahrscheinlichkeit, dass die Beteiligten ihre Komfortzone verlassen und tatsächlich zusammenkommen.

Daneben gibt es aber auch Fragen, die innerhalb einer Disziplin entstehen, dort jedoch nicht das notwendige Handwerkszeug für ihre Beantwortung bereitliegt, sodass ein genuiner Bedarf nach Wissen anderer Disziplinen entsteht. In solchen Fällen starten interdisziplinäre Ansätze mit größeren Erfolgsaussichten und von einer besseren Startposition.

Wo haben fächerübergreifende Kooperationen keinen Sinn, wo sind sie vielleicht sogar kontraproduktiv?

Immer wieder kommt es vor, dass Interdisziplinarität am Reißbrett geplant wird und sich nicht genuin aus den Problemen entwickelt. So fordern Ausschreibungen Interdisziplinarität ein, oder die Chancen für interdisziplinär aufgestellte Forschungsteams sind höher als für monodisziplinäre. Immer da, wo Interdisziplinarität gefordert oder konstruiert wird, einfach, weil heute alles interdisziplinär zu sein hat, stehen die Chancen gut, dass diese Konstruktionen nur Ressourcen fressen anstatt produktiver zu sein. Viel wichtiger als die Disziplinbenennung in der Projektplanung sind daher die Methoden, Quellen, Werkzeuge und Themen, die für die Lösung konkret notwendig sind. Der Bedarf sollte Interdisziplinarität erzeugen, nicht der Wunsch, einfach nur interdisziplinär zu sein.

Welchen Status haben angesichts interdisziplinären Arbeitens noch Expert_innen und welchen Generalist_innen?

Beide sind wichtig. Je komplexer die Wissenslandschaft wird, desto wichtiger ist es, dass es fokussierte Expert_innen gibt, die Ausschnitte davon in der Tiefe verstehen und beherrschen. Gleichzeitig wird für die und den Einzelne_n immer undurchsichtiger, wo welches Wissen eigentlich vorliegt, welche Ansätze für ein Problem anwendbar sind und wie man es beschreiben muss, damit es überhaupt als solches verstanden werden kann. Das ist die Rolle der Generalist_innen beziehungsweise Wissenschaftskommunikator_innen mit dezidiert interdisziplinärer Ausbildung.

Wo genau kommen beide zusammen?

Aus meiner Sicht ist es an der Zeit, Interdisziplinarität von Wissenschaftler_innen nicht nur als ein spannendes Zusatzelement zu einer disziplinären Primärqua-

Nötig ist die Möglichkeit zu zweifeln, zu streiten, kontrovers zu sein und Fragen nicht abschließend beantworten zu müssen.

lifikation zu verstehen, sondern als eine genuine Qualifikation zur Navigation in einem immer komplexer werdenden Wissensraum. Das Finden wirklich geeigneter und kompatibler Akteur_innen für eine Forschungsfrage ist zu einem zentralen Problem geworden, das auch in der Wissenschaftslandschaft ernst genommen werden sollte.

Im *Interdisziplinären Labor* haben wir das internationale Masterprogramm ‚Open Design‘ aufgebaut, das eine Kollaboration zwischen der *Universidad de Buenos Aires* und der *Humboldt-Universität zu Berlin* darstellt und dezidiert Interdisziplinaritätskompetenz im globalen Wissensraum lehrt. Die Absolvent_innen haben Perspektiven aus einer Vielzahl von Ansätzen aus den Naturwissenschaften, Geisteswissenschaften und Gestaltungsdisziplinen kennengelernt. Ihr Wissensgebiet ist das Wissen selbst – sie können mit allen Wissenskulturen reden, Verbindungen anbahnen sowie Relevanz und Desiderate abschätzen. Wenn man die Chancen auf gelingende innovative Projekte in der Wissenschaft steigern will, werden solche Kompetenzen in der Zukunft eine immer bedeutendere Rolle spielen müssen.

Was sind aus Ihren Erfahrungen heraus die idealen Voraussetzungen für gelingende Zusammenarbeit?

Auch wenn die Planung eines interdisziplinären Projekts umsichtig erfolgt und über die beteiligten Disziplinen hinaus weitere relevante Faktoren einbezieht, ist eine gewisse Flexibilität nach Projektbeginn wünschenswert. In der Beobachtung verschiedener interdisziplinärer Projekte hat sich gezeigt, dass Kollaborationen wesentlich effizienter werden, wenn Personen sich ihr Projekt selbst aussuchen, es aber auch leichter wieder verlassen können. Gleiches gilt für die inhaltliche Ausrichtung und die Integration von Werkzeugen und Methoden. Durch die unvorhersehbaren Wissensverbindungen kann die zukünftige Ausrichtung eines Projekts nicht vollständig vorhergesehen werden – und das kann auch nicht der Sinn echter Interdisziplinarität sein.

Die Wissenschaft kann hier einiges von agilen Methoden aus der Softwareentwicklung lernen, die sich inzwischen großflächig von statischen Planungsmethoden verabschiedet hat. Solche Methoden adaptieren die Erkenntnis, dass sich das Wissen und damit auch die Ziele im Laufe einer Umsetzung anpassen und das vollständige Durchplanen eines Projekts illusorisch ist. Für die Wissenschaft sollte diese Erkenntnis eigentlich selbst-

verständlich sein. Trotzdem wird gerade hier immer noch viel zu häufig so getan, als würden sich zukünftige Erkenntnisse eines Forschungsprojekts von vornherein durchplanen lassen. Dabei ist es doch gerade das Neue und Unerwartete, nach dem Wissenschaft am meisten sucht.

Wie überzeugt man Leute, die gar nicht zusammenarbeiten möchten, trotzdem über ihre disziplinären Grenzen hinauszugehen?

Nicht jede_r muss davon überzeugt werden. Wenn Forscher_innen sich auf ein Fachgebiet konzentrieren wollen, ist das doch eine positive und wünschenswerte Fokussierung. Eine erzwungene oder überredete Interdisziplinarität ist meist schlechter und ressourcenintensiver als der Verzicht darauf. Sicherlich gibt es Argumente, die für eine interdisziplinäre Arbeit sprechen und je früher Berührungspunkte im Werdegang von Wissenschaftler_innen abgebaut wurden, desto leichter fällt interdisziplinäres Denken – die Motivation dazu muss aber von den Forscher_innen selbst ausgehen.

Welche Rolle spielt dabei die Ausbildung?

Ich bin der Meinung, dass Interdisziplinarität nicht erst nach dem Masterabschluss ein Thema sein, sondern bereits in den ersten Semestern thematisiert werden sollte. Aber nicht im Sinne einer inhaltlichen Zerfaserung und willkürlichen Zusammenstellung von heterogenen Wissensbröckchen aus verschiedenen Disziplinen. Sondern im Sinne eines Selbstverständnisses als Teil einer Wissenschaftsgemeinschaft, deren Kraft gerade in ihrer Heterogenität und methodischen Differenzierung liegt; und im Ernstnehmen von komplexen Problemen, für deren Bearbeitung unterschiedliches Handwerkszeug bereitliegt. Der Fokus sollte also nicht auf der Disziplin liegen, sondern auf den wissenschaftlichen Fragestellungen. So ergibt sich ein gesundes Interdisziplinaritätsverständnis, das diese nicht zum Selbstzweck macht oder als Gefahr für die disziplinäre Abgrenzung versteht, sondern als ein Weg, um komplexe Fragen adäquat zu beantworten.

Könnte Ihrer Meinung nach Interdisziplinarität zu einer besseren Gesellschaft beitragen?

Ich meine, ein gutes Verständnis von Interdisziplinarität kann zunächst zu besseren Wissenschaftsdesigns beitragen. Gelingende Interdisziplinarität hat zumindest das Potenzial, anschlussfähigeres, problemorientierteres und flexi-

bleres Wissen zu erzeugen. Und damit genauer auf komplexe Fragen der Zeit einzugehen. Das ist sicherlich auch aus gesamtgesellschaftlicher Perspektive wünschenswert. Darüber hinaus verläuft Wissenschaftskommunikation in die Öffentlichkeit zurzeit leider noch viel zu häufig im Ton des Sensationsjournalismus mit Fokus auf neue Fakten, Produkte oder verblüffende Ergebnisse. Häufig klingt es dann so, als wäre eine Erkenntnis aus dem Nichts produziert worden.

Das heißt, Wissenschaft funktioniert nicht linear?

Wissenschaft ist in erster Linie ein andauernder Kommunikationsprozess, der Zeit, Freiheit und die Erlaubnis zum Explorieren genauso wie die zum Umkehren braucht. Nötig ist die Möglichkeit zu zweifeln, zu streiten, kontrovers zu sein und Fragen nicht abschließend beantworten zu müssen. Wofür welches Wissen sich später einmal als wichtig erweist, ist im Vorfeld nämlich selten abzuschätzen. Ich bin der Meinung, dass Wissenschaft etwas mehr in diesem Sinne dargestellt werden und sich selbst darstellen sollte, damit sie nicht immer mehr einer kurzsichtigen Verwertungslogik unterworfen wird. Interdisziplinarität ist eine Kollaborationsform, deren Grundlage die Erkenntnis ist, dass ein komplexes Problem komplexe Antworten erfordert und diese nicht im Alleingang gefunden werden.

Nicht jeder muss alles verstehen und zu allem eine Meinung haben. Eine solche Besinnung auf die Grenzen des eigenen Wissens und die Notwendigkeit guter interdisziplinärer Kommunikation ist sicherlich auch in größeren gesellschaftlichen Zusammenhängen wünschenswert.

Wo sehen Sie die größten Entwicklungspotenziale in der Zusammenarbeit der Disziplinen? Was sollte sich in 20 Jahren verbessert haben im Vergleich zu heute?

Wie die Wissenschaftslandschaft bis dahin aussieht, kann ich nicht vorhersagen. Ich meine aber, dass unser historisch gewachsenes Wissenschaftssystem einige wohlüberlegte Reformen braucht. Das bezieht sich vor allem auf die Bewertungsmethoden wissenschaftlicher Qualität und was an Finanzierungen und Stellen dranhängt. Disziplinen wird es auch in 20 Jahren höchstwahrscheinlich noch geben. Aber den Standpunkt, dass jede Disziplin ihre genuin eigenen Probleme habe, die sie am besten allein löst, wird wohl kaum jemand noch ernsthaft vertreten können. Ich rechne damit, dass die Durchlässigkeit zwischen den Diszipl-

Nicht jeder muss alles verstehen und zu allem eine Meinung haben. Eine solche Besinnung auf die Grenzen des eigenen Wissens und die Notwendigkeit guter interdisziplinärer Kommunikation ist sicherlich auch in größeren gesellschaftlichen Zusammenhängen wünschenswert.



linen größer wird und sich schneller autonome Diskurse herauslösen und etablieren können, die sich um neue Probleme drehen. Ich denke zudem, dass wissenschaftliches Projektmanagement professioneller betrieben werden und Projekte umsichtiger und flexibler geplant beziehungsweise finanziert werden. Ich hoffe zumindest, dass die Wissenschaft bei alledem ihre Freiheit bewahrt, ihre Neugierde und ihre Freude am Forschen.

Welche Allianzen sollten heute dafür geschlossen werden?

Um nur ein Beispiel zu nennen: Ich gehe davon aus, dass es einen Aufschwung einiger geisteswissenschaftlicher Perspektiven und Methoden geben wird, die sich auf andere Weise als das bisher der Fall ist, für die Informatik als wichtig erweisen werden. Die ‚Digital Humanities‘ konzentrieren sich heute meist darauf, wie Algorithmen Erkenntnisse über große Mengen von Text und andere Kulturgüter berechnen können oder wie diese digital codiert, annotiert und visualisiert werden. Ich bin jedoch der Meinung, dass gerade in Zeiten sprunghaft ansteigender KI-Fähigkeiten die Kompetenzen zur Interpretation, Narration, Theoriebildung und Erschließung von menschenverstehbarem Sinn an Wichtigkeit gewinnen werden. Denn künstliche Intelligenz lernt und entscheidet auf ganz andere Art als menschliche Intelligenz und ist gerade deshalb für bestimmte Probleme so erfolgreich. Gleichzeitig wäre nichts fataler als eine durch und durch digitalisierte Welt, deren Regeln wir nicht mehr verstehen können. Um diese immer weiter auseinanderlaufenden Zweige menschlichen und maschinellen Wissens wieder zusammenzubinden, werden die Informatiker_innen bei den Geisteswissenschaftler_innen anklopfen und nicht umgekehrt. Dieser Dialog wird sicher spannend, aber auch nicht ganz leicht. Gut, wenn man rechtzeitig vorbereitet ist, Vorurteile abgebaut und Kommunikationsformen etabliert hat.

Die Fragen stellte Dorothea Bethke.

Der Germanist und Informatiker Christian Stein forscht am Exzellenzcluster *Bild Wissen Gestaltung der Humboldt Universität zu Berlin* zu den Funktionsweisen von Interdisziplinarität. Dazu analysiert er verschiedenste Messdaten zu Arbeitsverhalten, Raumnutzung und Kommunikation. Ziel der Forschungen ist es, Rahmenbedingungen und Teamzusammensetzungen für gelingende Interdisziplinarität herauszuarbeiten, um Projekte innovativer und erfolgversprechender aufstellen zu können. Weitere Themenfelder seiner Forschung sind unter anderem Spiele zur Wissensvermittlung, Gamification und Serious Games, Big Data, Modelltheorie, Raumtheorie, Semantic Web, Semiotik und Terminologie.

INSTITUT FÜR RAUMEXPERIMENTE

AUSBILDUNG ALS
INTERDISZIPLINÄRE
BASIS

Wie könnte ein Gegenmodell zur hierarchischen Wissensvermittlung an Universitäten und Akademien aussehen? Antworten darauf gibt das von Ólafur Elíasson anlässlich seiner Professur an der *Universität der Künste Berlin* gegründete *Institut für Raumexperimente (IFREX)*, das von 2009 bis 2014 unmittelbar über seinem Studio verortet war. Rund 400 Studierende, Stipendiat_innen und Gäste haben hier in den vergangenen Jahren in Experimenten, Workshops, Ausstellungen und Exkursionen künstlerische Forschung betrieben und kollektiv ‚Wirklichkeit produziert‘, denn: „Kunst existiert nicht bloß in der Wirklichkeit, sie schafft Wirklichkeit“, lautet eine der Prämissen.

In der Praxis des experimentellen Ausbildungsinstituts geschieht dies vielfältig und oft mittels alltäglicher Handlungen: Die Teilnehmer_innen wandern mit Spiegeln durch den Stadtraum, versuchen während der *Balance Walks* nach Trisha Brown Vertrauen zu Partner_innen einzuüben oder laufen rückwärts, um neue Perspektiven auf den Stadtraum zu bekommen. Neben Ausstellungen und Projekten in Kooperation mit Museen, wie dem *Festival of Future Nows*, Publikationen, Workshops, Sound- und Performance-Marathons, ist die interdisziplinäre Zusammenarbeit zentral für das ‚Bildungsmodell in the making‘. Dazu gehört es auch mal, den kompletten Betrieb des Instituts temporär in ein anderes Land zu verlegen. Bei Kooperationen zwischen Wissenschaftler_innen, Künstler_innen, Auszubildenden, Gästen und ungewöhnlichen Partner_innen, wie einem Reh-Imitator oder einem Kung-Fu-Meister, entstehen überraschende Energien und gedeihen ungewöhnliche Mikroökologien.

2011 richtete sich ein Stipendium explizit an Abgeordnete des Berliner Senats – mit dem Ziel, eine direkte Auseinandersetzung zwischen politischer und künstlerischer Praxis durch kritischen Austausch im gemeinsamen Alltag zu ermöglichen. Der Stipendiat, ein Referent der Berliner Linken, bekam Zeit und Raum, sich unter dem Motto ‚Politik ist die Kunst des Möglichen. Kunst ist die Politik des Unmöglichen‘ mit dem öffentlichen Raum auseinanderzusetzen.

Mittlerweile existiert das *IFREX* als gemeinnütziger Verein. Das Fazit bisher? Die Basis von Ausbildung ist ein Ort, der die Erweiterung der Wahrnehmung und Vertiefung des Denkens befördert und alle Möglichkeiten der Zusammenführung bietet. (LL)



Institut für Raumexperimente beim gemeinsamen Essen in Guangzhou, China, 2014.

JOANNA BRYSON

„KÜNSTLICHE INTELLIGENZ IST
EIN FEMINISTISCHES THEMA,
WEIL ES EIN MENSCHLICHES THEMA IST.“



Ethische Diskussionen in Bezug auf künstliche Intelligenz (KI) hält die Psychologin Joanna Bryson für unerlässlich. Es brauche allerdings mehr Transparenz und Aufklärung, damit die Menschen ihre Angst vor zu viel Einfluss der Maschinen verlieren. Sie seien zwar auf bestimmten Gebieten auf Höchstleistungen programmiert, künstliche Intelligenzen werden aber nie die Persönlichkeit des Menschen annehmen können – wir sollten uns daher darauf konzentrieren, mit realen Personen zusammenzuarbeiten und die Maschinen als Mittel für unsere Zwecke nutzen.

Sie veröffentlichen Texte in den Bereichen Biologie, Anthropologie, Soziologie, Philosophie, Kognitions- und Politikwissenschaft. Unterscheiden sich die Rezipient_innen signifikant voneinander?

Ja, es gibt völlig unterschiedliche Kategorien, wie über die Welt nachgedacht wird. Etwas, das mir beispielsweise gerade Schwierigkeiten bereitet, ist Folgendes: In der Biologie gibt es das Konzept der ‚Tragfähigkeit‘, das beschreibt, wie viele Lebewesen einer bestimmten Spezies in einem Ökosystem leben können. Während einer Dürre etwa sinkt die Tragfähigkeit und einige Individuen sterben. Wenn der Regen zurückkehrt, hat die Umwelt wieder Kapazität und die Population kann wachsen. Eine solche Situation wäre vermutlich auch bei den Menschen denkbar, aber Politikwissenschaftler_innen verwenden den Begriff nicht. Tatsächlich gibt es sogar die Haltung, eine Situation, in der der Mensch zu wenig Ressourcen hat, könne nie eintreten, denn mithilfe einer besseren Regulierung würde man immer einen Weg finden, das Überleben aller zu garantieren. Aber der Stress, der ausgelöst wird, wenn Menschen weniger haben, als sie eigentlich brauchen, beziehungsweise die Erleichterung, die entsteht, wenn sie mehr haben als nötig, wirkt sich auch auf das menschliche Verhalten aus.

Warum ist künstliche Intelligenz auch ein feministisches Thema?

Dafür gibt es unzählige Gründe. Es gibt viele Beispiele, in denen sexistisches Verhalten auf Maschinen übertragen oder sogar durch diese erzeugt wird. Im Grunde macht uns die KI zu einer einzigartigen Spezies. Sie steht für die Art und Weise, wie wir seit Tausenden von Jahren unsere Umwelt dominieren. Bücher, Politik, Religion – sind alles Artefakte, die unsere Intelligenz steigern. Also ist KI ein feministisches Thema, weil es ein menschliches Thema ist und die Menschen ringen immer noch mit der Definition von Fairness.

Welche Allianz im Rahmen Ihrer KI-Forschung würden Sie als die ungewöhnlichste bezeichnen?

Ich weiß nicht, ob es tatsächlich so ungewöhnlich ist oder einfach ein Tabu, aber alle sind immer überrascht, dass ich gemeinsam mit dem Anthropologen Harvey Whitehouse eine Arbeit verfasst habe, in der wir anhand der KI Religion erklären. Außerdem war es sehr spannend, mit einem Ornithologen zusammenzuarbeiten. Wir wollten verstehen, warum

Orangebrust-Zwergpapageien weltweit am schnellsten lernen zu imitieren. Ein Kollege sagte, dass ihm das zu esoterisch sei. Dabei liegt im Nachvollziehen der Frage, warum Spezies Informationen weitergeben und erhalten, der Schlüssel zum Verständnis von Intelligenz, besonders unserer eigenen! Deshalb arbeite ich auch so gern mit Mikrobiolog_innen und Primatolog_innen zusammen. Wussten Sie, dass einige Salmonellenarten sozusagen Selbstmordattentäter sind, wenn sie jemanden infizieren? Wir Menschen sind besonders, aber nicht so besonders, dass die Grunddynamiken von Berechnung und Kooperation keinen Einfluss auf unser Verhalten hätten.

Wie gehen Sie in Ihrer Forschung mit Misserfolgen um? Gab es einen Moment des Scheiterns, durch den Sie etwas Wichtiges entdeckt haben?

Das hängt davon ab, was Sie unter ‚Scheitern‘ verstehen. In der Wissenschaft bedeutet ‚falschliegen‘ nicht gescheitert zu sein. Mit dem Beweis, sich geirrt zu haben, erzielt man unter Umständen den größten wissenschaftlichen Erfolg. Aber wenn man es nicht schafft, dass gute Ideen ernst genommen oder finanziert werden, dann ist es wirklich zum Verzweifeln. Dieses Jahr habe ich eine Arbeit in der *Science* darüber veröffentlicht, wie Computer nur durch das Lesen von Texten implizite Vorurteile übernehmen. Seit 15 Jahren, seit ich vom Impliziten Assoziationstest¹ erfahren habe, ist mir klar, dass das passiert, aber damals bin ich gescheitert, weil mich der Referent, der einen Vortrag über diesen Test hielt, nicht ernst genommen hat. Jetzt, da mein Aufsatz endlich in der *Science* erscheint, frage ich mich, wie viele meiner anderen Ideen die Welt verändert hätten, wenn sie eine Chance bekommen hätten. Aber vermutlich ist meine Art, mit einem solchen Scheitern umzugehen, es zu verdrängen. Ich bewahre jedoch alle meine Ideen auf und glaube fest daran, dass ich eines Tages die Möglichkeit habe, sie auszutesten.

Was können wir von der KI lernen?

Alles, was es zu lernen gibt. Die KI macht uns einfach schneller schlauer.

Was bedeutet es Ihnen, mit Student_innen zusammenzuarbeiten? Gibt es zwischen den Generationen einen Unterschied im Umgang mit diesem Thema?

Einer meiner Student_innen ist nur ein paar Monate jünger als ich, also weiß ich nicht, ob das Alter eine große Rolle

¹ Mit dem Impliziten Assoziationstest (IAT) wird in der Sozialpsychologie die Stärke von Assoziationen zwischen einzelnen Elementen des Gedächtnisses gemessen.

Wir brauchen massive Verbesserungen in den Volkswirtschaften, massive Innovationen in den Regierungsstrukturen und den internationalen Beziehungen, und wir brauchen echte Fortschritte in den Humanwissenschaften, um den Menschen zu helfen, mit der ziemlich seltsamen Erkenntnis zurechtzukommen, dass wir nicht einzigartig sind.

spielt. Es hängt in erster Linie davon ab, was die Leute lesen und wie gut sie die verschiedenen Disziplinen verstehen – Softwareentwicklung, Wahrscheinlichkeit, Biologie, Psychologie, Philosophie und Linguistik. Im Augenblick beschäftigen sich meine Student_innen damit, die Transparenz der KI zu steigern und damit gleichzeitig die Systemtechnik. Auch Politik und Ethik spielen für sie dabei eine Rolle. Wir sind der Meinung, die Menschen sind weniger verwirrt in Bezug auf den moralischen Status der KI, wenn wir sie verständlicher machen.

Welche Disziplinen sollten zukünftig für einen sensiblen und nachhaltigen Umgang mit Robotern zusammenarbeiten?

Alle! Aber die Wichtigsten, die oft übersehen werden, sind die Sozial- und die Geisteswissenschaften. Wir brauchen massive Verbesserungen in den Volkswirtschaften, massive Innovationen in den Regierungsstrukturen und den internationalen Beziehungen, und wir brauchen echte Fortschritte in den Humanwissenschaften, um den Menschen zu helfen, mit der ziemlich seltsamen Erkenntnis zurechtzukommen, dass wir nicht einzigartig sind. Unser Platz in der Welt ist wesentlich begrenzter, als uns die traditionellen Volksgeschichten glauben machen. Menschen wie wir müssen wachsam und wirkungsvoll sein, sonst werden wir zerrieben und verbraucht.

Was sollten wir Robotern niemals zugestehen?

Meine größte Befürchtung ist, die Menschen könnten eine solche Angst vor dem Tod haben oder so machtgerig sein, dass sie die KI an ihre Stelle setzen, um beispielsweise einem Artefakt ihren Nachlass oder die eigene Machtposition zu vererben. Niemals dürfen wir eine künstliche Intelligenz zu einer juristischen Person machen.

Welchen Teil Ihres (Arbeits-)Alltags würden Sie gern an einen Roboter abgeben?

Das ist einfach, ich habe den gleichen Wunsch, den alle haben: Ein Roboter soll meinen Haushalt übernehmen! Außerdem wünsche ich mir, wir könnten alle Autofahrer_innen durch absolut sichere und ökologische Maschinen ersetzen, damit die Fahrradfahrer_innen geschützt werden.

Die drei wichtigsten Kooperationsfähigkeiten, zu denen eine künstliche Intelligenz nie in der Lage wäre?

Es geht nicht um Fähigkeiten, sondern um das Wesen. In einer Kooperation zeigt sich, wie sehr wir die anderen in einer Gemeinschaft respektieren. Wir könnten diese Fähigkeit des Respektierens auch für die künstliche Intelligenz schaffen, aber warum? KIs benötigen nicht die Art von Schutz, den Menschen brauchen. KIs können zum Beispiel drahtlos in Echtzeit gesichert werden, warum sollten wir sie also leiden lassen und dann Ressourcen ausgeben, damit sie weniger leiden? Wir sollten uns auf die Zusammenarbeit mit Menschen konzentrieren und Maschinen als Mittel zum Zweck nutzen.

Wäre es Ihrer Meinung nach sinnvoll, den Umgang mit KIs bereits Kindern zu Beginn ihrer Schulbildung nahezu bringen?

Auf diesem Gebiet bin ich leider keine Expertin, auch wenn ich mich damit sehr gern mehr beschäftigen würde. Ich mache mir große Sorgen darum, dass Kinder heutzutage Schäden vom Tippen oder Wischen oder was auch immer davontragen. Aber andererseits ist das alles nicht so schlimm, solange ihnen Zeit bleibt zu lernen, mit Menschen umzugehen und nicht nur gehorsame Freunde haben, die man nach Lust und Laune ein- und ausschalten kann.

Wenn Maschinen den Hauptteil unserer Arbeit übernehmen würden, was würden wir mit unserer gewonnenen Zeit anfangen?

Ich persönlich würde nichts anderes machen als jetzt auch. Ich liebe es einfach zu lernen, zu entdecken, zu lesen und zu diskutieren. Ich würde mich dann jedoch mehr mit Kunst auseinandersetzen. Wir könnten die Arbeitszeit auf 17 Wochen im Jahr reduzieren und hätten den gleichen Lebensstandard, als hätten wir im letzten Jahrhundert 52 Wochen gearbeitet. Wir haben uns einfach dafür entschieden, unser Leben ständig verbessern zu wollen. Die KI wird daran nichts ändern. Es wird vielleicht nur noch mehr Menschen geben, die Hipster-Restaurants eröffnen oder mit neuen Dienstleistungen wie *Thumbtack* oder was auch immer ankommen.

Welche Menschen faszinieren Sie?

Mein Ehemann. Er hat einen Bachelor in Philosophie, einen Doktor in Kognitionswissenschaft und beschäftigt sich mit Politikwissenschaften. Er ist mindestens genauso verrückt wie ich. Er fasziniert mich – wir faszinieren uns gegenseitig, deshalb leben wir zusammen. Mich faszinieren auch viele meiner Kolleg_innen.

Wenn ich unendlich viel Zeit und Geld hätte, gäbe es eine Menge Menschen, mit denen ich gern zusammenarbeiten würde. Gerade faszinieren mich auch Regierungsstrukturen.

Welche Form der Kooperation wäre eine Bereicherung für Ihre Arbeit?

Ich nutze bereits alle Formen, die ich mir vorstellen kann. Im Moment arbeite ich mit einem Biologietheoretiker und einem Volkswirt, um die politische Polarisierung zu verstehen. Aber ich würde auch gern einmal mit ein paar schlaunen, liberal-intellektuellen Politiker_innen zusammenarbeiten, um herauszufinden, wie sich die KI regulieren lässt.

Wenn Sie an die Welt in 20 Jahren denken – welches sind die zentralen Probleme, die bis dahin gelöst werden sollten?

Wir müssen verstehen, was mit unseren Demokratien los ist; zwei der reichsten sind gerade dabei, ihre eigene Infrastruktur zu zersetzen, ihren Wohlstand und ihre Stabilität zu vernichten. Wir befinden uns vielleicht bereits im Dritten Weltkrieg, auch wenn Sie vielleicht einwenden, dass immerhin keine Bomben fallen. Aber Fakt ist, wenn die USA und Großbritannien ihre sozialen Gesundheitssysteme zerstören, dann wird es sehr viele zivile Opfer geben. Das andere große Problem ist natürlich die Nachhaltigkeit. Wir müssen herausfinden, wie wir die Biodiversität erhalten und die globale Erwärmung in den Griff bekommen. Was immer wir tun werden, wir sollten uns bereits jetzt mit der Schadensbegrenzung befassen.

Was müssen wir heute tun, damit diese Ziele erreicht werden können?

Wir müssen akzeptieren, dass Migration ein großes Thema sein wird. Wir arbeiten an der maschinellen Übersetzung von Sprachen, aber ich würde sehr gern sehen, wie Institutionen durch Maschinen übersetzt werden. Also, wenn man in ein neues Land kommt, würde man sich über sein Smartphone mit den dortigen Institutionen verbinden und könnte sofort damit beginnen, seine Steuern zu zahlen, sich eine Wohnung zu suchen und so weiter. Wir müssen uns bewusst machen, dass internationale Investitionen in Klima und Migration rationalisiert werden. Und wir müssen den Bevölkerungen dabei helfen, ihre einzigartigen Kulturgüter zu verteidigen, damit die Vielfalt und die politische Stabilität erhalten bleibt, sie dabei aber gleichzeitig in der Lage sind, sich zu verändern und neu zu erfin-

den, wenn sie gezwungen sind, woanders hinzugehen.

Welche Frage fehlt Ihnen in diesem Interview?

Um es mit James Bond zu sagen: „I never miss.“

Fragen und Übersetzung Mira Sacher.

Als Expertin für KI beschäftigt sich Joanna Bryson mit deren ethischen und gesellschaftlichen Auswirkungen und widmet sich u. a. Techniken und Werkzeugen, die genutzt werden können, um das menschliche Verhalten in Bezug auf geschlechtersensible Aspekte genauer zu verstehen. Die gebürtige Amerikanerin ist Professorin für Psychologie und unterrichtet an der Universität Bath, Großbritannien. 2017 lehrte sie als Gastwissenschaftlerin am *Center for Information Technology Policy* an der *Princeton University*, USA.

HITO STEYERL: FACTORY OF THE SUN

ALLIANZEN ZWISCHEN KÜNSTLICHER UND KÜNSTLERISCHER INTELLIGENZ

Keine Allianz hat die Gesellschaft in den letzten Jahren so sehr verändert wie die zwischen Mensch und Maschine. Die deutsch-japanische Videokünstlerin Hito Steyerl umkreist in ihrer Praxis – philosophisch wie künstlerisch – die engen Wechselwirkungen zwischen ästhetischen und technologischen Bildsprachen. In ihren jüngsten Arbeiten widmet sie sich den Auswirkungen und Wechselwirkungen von Überwachungstechniken, Computerspielen, Robotern und künstlicher Intelligenz. Arbeiten wie *Factory of the Sun* (2015), inszeniert in einem Raum, den ein Raster aus blauen Lichtstreifen in ein ‚Motion Capture Studio‘ verwandelt – einen Ort des Trackings, das auch zur Bewegungserfassung bei Computerspielen verwendet wird –, machen die vielschichtigen Interdependenzen zwischen Wirklichkeit und Virtualität sinnlich erfahrbar. Große aktuelle Themen wie die Dialektik von Selbstermächtigung und Unterwerfung, Krieg, Genozid, Kapital, aber auch Trashiges, vermeintlich Profanes und Phänomene aus den Massenmedien, werden dabei zur Anschauung gebracht.

Künstliche Bilder haben eine bestechende und machtvolle Wirkung, so Steyerl im Gespräch mit Hans Ulrich Obrist. Sind sie maschinell hergestellt, werden sie meist dokumentarisch wahrgenommen. Wenn mithilfe von künstlicher Intelligenz, mit ‚Fake News‘ und ‚Twitterbots‘ die öffentliche Wahrnehmung manipuliert und Wahlen gewonnen werden können, müssen wir die Technologien der Zukunft grundlegend hinterfragen. Hier können künstlerische Praktiken ansetzen. Denn, so Steyerl, in der Kunstgeschichte herrsche „ein sehr differenziertes Verhältnis von Arten der Abstraktion.“² Hier eröffnet sich ein Feld, auf dem die Expertise von Künstler_innen zum Einsatz kommt – indem Bilder interpretier- und wahrnehmbar gemacht werden. Sollten wir also nicht längst auch künstlerische Intelligenz nutzen, statt nur auf die Zukunft der künstlichen Intelligenz zu setzen? (LvG)

1

Hito Steyerl im Gespräch mit Katja Kwastek. In: *Kunstforum International*, Band 242, 2016. *Postdigital 1*, S. 122. Quelle: <https://www.kunstforum.de/lesen/artikel.aspx?a=242010>. Zuletzt aufgerufen am 24.01.2018.

2

Hito Steyerl, zitiert nach Hans Ulrich Obrist. In: *Künstliche Blöðheit*. Quelle: <http://www.sueddeutsche.de/kultur/wie-wichtig-kunst-ist-kuenstliche-blloedheit-1.3828546>. Zuletzt aufgerufen am 24.01.2018.





„Die Realität hat sich erweitert, und ich folge ihr“¹

GABRIELE JACOBS

„DER SCHUTZ

DER EIGENEN IDENTITÄT

MUSS KEINESWEGS

ANGST

VOR DEM

FREMDEN BEDEUTEN.“

Als Psychologin mit wertneutralem Blick erlebt Gabriele Jacobs die Zusammenarbeit mit Kriminologen und deren Perspektiven auf Gerechtigkeit als bereichernd – auch, um ihre eigenen Werte als Wissenschaftlerin zu schärfen. Die Expertin für internationales Sicherheitsmanagement plädiert dafür, Sicherheit nicht mehr ausschließlich aus der Bedrohungsperspektive zu begreifen, sondern auch als die Gestaltung positiver Lebensräume, in denen wir offen und frei leben können. Ihren Erfahrungen in interdisziplinären Forschungsprozessen nach kann eine gewisse gegenseitige Respektlosigkeit für die Zusammenarbeit sehr befreiend sein – um dem Anderen vorbehaltlos zu begegnen. Entsprechend sollten die Universitäten in ihrer Rolle als wichtige Plattformen für die Bildung neuer Allianzen verstanden werden.

Welche interdisziplinären Allianzen haben Sie in letzter Zeit besonders beeindruckt und warum?

Projekte der *Europäischen Union (EU)* wie etwa im Rahmen von *Horizont 2020* setzen interdisziplinäre Allianzen voraus. Besonders häufig arbeiten wir mit IT-Expert_innen, Politikwissenschaftler_innen und Jurist_innen zusammen. Ich erfahre das Arbeiten in solchen Projekten als sehr bereichernd. In letzter Zeit hat mich vor allem eine gemeinsame Projektanfrage mit Religionswissenschaftler_innen und Ethnolog_innen besonders beeindruckt, da sie Perspektiven im Bereich Radikalisierung boten, die ich wirklich neu und klug fand.

Im Moment bin ich sehr angetan von der Zusammenarbeit mit Kolleg_innen aus der Kriminologie und den Rechtswissenschaften. Mich beeindruckt der normative Zugang. Ich bin es als Psychologin nicht gewohnt, eine Vision davon zu haben, was gerecht und gut ist und wie die Welt aussehen sollte. Das erfahre ich als erfrischend, da ich mich als Wissenschaftlerin mit meinen eigenen Werten viel deutlicher positionieren kann. Aber ich erkenne auch im Dialog mit den Kolleg_innen aus der Kriminologie und den Rechtswissenschaften die Freiheit, die ein wertneutraler – sofern dies überhaupt möglich ist – Zugang, wie wir ihn in der Psychologie nachstreben, bietet. Die ständige Ermahnung, Verhalten nicht an gesellschaftlichen Normen und Gesetzen zu messen, kann das Denken auch erweitern. Ganz konkret lerne ich viel über Gesetze, ihre Entstehung und ihre Wirkung. Zum Beispiel war mir der gesamte Forschungsbereich zum Thema ‚Crimigration‘, nämlich die Frage, weshalb wir Migration eigentlich aus der Perspektive des Strafgesetzbuchs betrachten, bisher unbekannt.

Mit wem würden Sie gern mal zusammenarbeiten?

Mit Aktivist_innen, Hacker_innen, Populist_innen, Freiheitskämpfer_innen, Künstler_innen, Geflüchteten, Politiker_innen, Imam_innen und Pfarrer_innen.

Wie viel Führung brauchen Allianzen und Kooperationen?

Sehr viel. Sehr viele deutliche Strukturen, Zielvorgaben und Absprachen. Die Ziele sollen für alle relevant und ‚belohnend‘ sein, ebenso muss die Führung deutliche Sanktionsmacht haben, die von allen Partner_innen als legitim erfahren wird. Das ist keine triviale Aufgabe, und je öfter ich in solchen Kontexten arbeite, desto größer wird mein Respekt vor den

Herausforderungen, die solche Zusammenarbeiten bieten. Konkrete Projekte mit deutlichen Zielen und dem gemeinsamen Erarbeiten eines Produkts funktionieren meiner Erfahrung nach am besten. Voraussetzung ist allerdings, dass sehr deutliche gemeinsame Absprachen gemacht werden.

Wie kommen Menschen aus unterschiedlichen Kontexten und Disziplinen Ihrer Erfahrung nach am schnellsten zusammen?

Wiederum: Durch konkrete Projekte und konkrete Fragestellungen, die es zu lösen gibt. Je konkreter, desto besser.

Was verbindet?

Die Lust am Lösen komplexer Probleme, der Spaß im Team – Sympathie ist ganz wichtig, um Vertrauen zu schaffen –, die Freude daran, sich vom anderen überraschen zu lassen und gemeinsam Forschungsabenteuer abseits der gewohnten Wege zu bestehen.

Sie vertreten mit der Erasmus University Rotterdam eine der wichtigsten europäischen forschungsbasierten Wirtschaftshochschulen. Welches sind die zentralen Themen und Inhalte, wenn es darum geht, eine neue Generation von Führungskräften auszubilden?

Nachhaltigkeit, Respekt, Achtsamkeit, Verantwortung, die Fähigkeit im Umgang mit Ambiguität. Das Verständnis für die sozialen und ökologischen Implikationen wirtschaftlichen Handelns. Wir orientieren uns in unserer Lehre sehr ausdrücklich an den ‚Sustainable Development Goals‘ (Zielen für nachhaltige Entwicklung) der *Vereinten Nationen*. Zukünftige Führungskräfte müssen mehr können, als schnell Geld zu machen.

Was bringt die junge Generation heute mit, das Hoffnung gerade in unsicheren Zeiten wie diesen macht?

Globales Denken ist ganz selbstverständlich. Ich denke auch, dass es eine größere Bereitschaft zur Mobilität gibt. Sorge macht mir das sehr hohe Leistungsstreben und die viel zu hohen Anforderungen an sich selbst.

Bei Ihrem EU-Forschungsprojekt zu Veränderungsprozessen in Polizeiorganisationen haben Sie selbst mit 15 verschiedenen internationalen Institutionen wie Polizeiakademien, Universitäten, Technologieexpert_innen und anderen zusammengearbeitet. Was haben Sie hier zum Thema Ko-

operation gelernt?

Sehr inspirierend ist die Kooperation mit Partner_innen, die aus ganz anderen Kontexten kommen als ich selbst. Bei großer Unbekanntheit kann Kreativität am besten wachsen. Polizist_innen lassen sich nicht von der Anzahl wissenschaftlicher Artikel beeindrucken, und Wissenschaftler_innen haben meist keine Ahnung, was die Sterne auf den Schulterklappen bedeuten. Das ermöglicht eine gewisse gegenseitige Respektlosigkeit, die sehr befreiend sein kann. Auch die Zusammenarbeit mit Technologie-Instituten ist für mich als Sozialwissenschaftlerin erfrischend – es geht um andere Leistungsdimensionen, um andere Dinge, die zählen. Das hilft auch, die eigene Welt infrage zu stellen und größer zu denken. Zusammenarbeit mit Partner_innen, die im selben Forschungsfeld tätig sind wie ich selbst, erfahre ich als ausgesprochen Mut machend und bereichernd. Es ist fantastisch, gemeinsam mit Gleichgesinnten neue Wege zu gehen.

Was war bisher die überraschendste Erkenntnis, die Sie bei Ihrer Forschung hatten?

Es sollte mich als Sozialpsychologin nicht überraschen, aber was mich am meisten beeindruckt, ist die sehr nachdrückliche Erfahrung, wie unterschiedlich unsere Konstruktionen der Welt sind. Und wie sinnvoll die jeweilige Konstruktion des anderen ist, wenn man sich einmal auf sie eingelassen hat. Konkret: Jedes Projekt, mit dem ich in eine ‚neue Welt‘ eintauche, sei es in der Zusammenarbeit mit Partner_innen aus anderen Ländern, mit anderen Berufs- oder Bevölkerungsgruppen in meiner eigenen Stadt, zeigt mir, wie bunt und schillernd und zum Greifen nahe in unserer unmittelbaren Umgebung die Parallelwelten sind. Beziehungsweise wie erstaunlich klein meine eigene Welt ist.

In Ihrem Aufsatz *Führung in Veränderungsprozessen – Bedeutung von Identität und Umgang mit Widerstand* verweisen Sie auf den Stellenwert der ‚organisationalen Identität‘. Was hat es damit auf sich? Und welche Rolle spielt diese im Kontext der Zusammenarbeit?

Wir brauchen eine eigene Identität, um zielgerichtetes Handeln zu ermöglichen. Obwohl ich in der letzten Antwort meine eigene kleine Welt beklagt habe, ist es genau diese Identität, die es mir möglich macht, mit meiner Umgebung zu kommunizieren, mich zu positionieren und zu definieren.

Organisationale Identitäten bieten Organisationsmitgliedern einen Rahmen, wie sie die Welt sehen, wie sie Situationen bewerten und agieren sollen. Radikale Veränderung bringt diese Identität ins Wanken, und es ist oft gut und richtig, hiergegen Widerstand zu zeigen und die Identität der Organisation zu wahren.

Welche Voraussetzungen befördern in heutigen Zeiten ein gemeinsames europäisches ‚Mindset‘?

Das ist eine Frage, die mich sehr umtreibt. Ich bin eine durch und durch überzeugte Europäerin. Ich finde den Traum von Europa nach wie vor stark und inspirierend. Es ist für mich sehr schwer zu begreifen, weshalb so viele Menschen diesen Traum infrage stellen. Ich denke, wir brauchen die Überzeugung, dass all unsere verschiedenen Identitäten uns bereichern, dass Buntheit und Verschiedenheit unser Leben besser und freier machen. Der Schutz der eigenen Identität muss keineswegs Angst vor dem Fremden bedeuten. Es gibt sehr viele Elemente, die wir in einem ständigen Prozess der Neudefinition und Anpassung an veränderte Rahmenbedingungen integrieren können und müssen, ohne unsere Identität zu verlieren.

Wie kann das in großen Organisationen wie der Polizei gelebt werden?

Für die Polizei gibt es einen klaren Grund, international zu denken und zu handeln – Kriminalität ist international. Leider sind noch viel zu oft Entscheidungsprozesse, Führungsmodelle und auch Anreizsysteme national oder gar lokal ausgerichtet. Dies hängt zusammen mit sehr ähnlichen Denkstrukturen auf der politischen Ebene. Solange wir als Gesellschaft national und lokal denken und handeln, müssen wir nicht überrascht sein, dass sich das auch in der Polizei widerspiegelt. Eine Möglichkeit, dies zu verändern, ist sicher die Ausbildung. Internationale Zusammenhänge von Kriminalität zu lehren, Austauschprogramme, konkrete Fälle in internationaler Kooperation lösen, Auslandsmissionen – diese Schritte zeigen schon jetzt große Wirkung.

Was brauchen wir, um zukünftigen Herausforderungen im Bereich globaler Sicherheit gemeinsam zu begegnen?

Wir brauchen ein Umdenken, weg von sektoralem und nationalem Denken hin zu Wissenstransfer in viele verschiedene Bereiche. Sicherheit muss viel breiter definiert werden, und wir müssen uns vom Denken in klar definierten Ressorts verabschieden. Umwelt, Verkehr, Soziales,

Sorge macht mir das sehr hohe Leistungsstreben und die viel zu hohen Anforderungen an sich selbst.

internationale Beziehungen, Wirtschaft, all das gehört zu einer nachhaltigen Sicherheitspolitik dazu. Globale Sicherheit ist nicht über noch mehr Militarisierung und Abschottung zu erreichen, sondern nur durch ein ehrliches Anerkennen der Herausforderungen und ein gemeinsames Suchen nach Antworten in neuen Allianzen.

Wie schaffen wir es im allgemeinen Bestreben um Sicherheit, Offenheit zu bewahren und zu leben?

Wir müssen lernen, Sicherheit nicht mehr vor allem aus der Bedrohungsperspektive zu betrachten. Sicherheit bedeutet nicht nur die Abwehr von Terror oder das Verhindern von Unglücken, sondern auch die Gestaltung positiver Lebensräume, in denen wir offen und frei leben können. Angst ist ein schlechter Ratgeber, Angst schränkt ein und verengt den Blick. Die Suche nach der Wärme und Bindung, die Sicherheit bieten können, erweitert den Blick für neue Wege, Partner_innen und Lösungen.

Welche Räume (virtuell und real) braucht es für zukünftige Zusammenarbeit?

Privatwirtschaft, Universitäten, öffentliche Institutionen und Bürger_innen müssen diese Räume der Zusammenarbeit gemeinsam schaffen. Dies setzt die Einsicht voraus, dass wir nur gemeinsam Lösungen für eine bessere Gesellschaft entwickeln können. Hierfür ist eine verbesserte Dialogkultur nötig: zuhören, aushalten, mutig die eigene Meinung äußern.

Was wünschen Sie sich für die Welt in 20 Jahren?

Frieden und echte globale Solidarität, wirtschaftlich, ökologisch und sozial.

Welche Allianzen sind notwendig, um das zu erreichen?

Die Zusammenarbeit von Wissenschaft, öffentlichen Institutionen, Privatwirtschaft und der Bevölkerung ist Voraussetzung für echte nachhaltige Veränderung.

Fehlt Ihnen eine Frage hier?

Eine Frage, die mich bewegt, ist, wer die neuen Allianzen initiieren sollte. Hier sehe ich die Universitäten sehr in der Pflicht. Universitäten können im Prinzip als einzige gesellschaftliche Akteurinnen echte neutrale Plattformen bieten. Es ist der gesellschaftliche Auftrag von Universitäten, Wissen zu mehren und innovative Konzepte zu entwickeln. Allianzen etwa

zwischen Privatindustrie und Sicherheitsbehörden sind nicht ohne Weiteres möglich. Sie bedürfen eines sicheren, neutralen und ethisch reflektierten Rahmens, den Universitäten bieten können. ‚Responsible Research Innovation‘ ist in diesem Zusammenhang eine Diskussion an Universitäten, die ich sehr begrüße. Wenn wir als Wissenschaftler_innen uns nicht den großen gesellschaftlichen Herausforderungen stellen, werden wir uns über kurz oder lang noch viel dringlicher als jetzt schon die Relevanzfrage stellen lassen müssen.

Die Fragen stellten Elisabeth Hartung und Laura Lang.

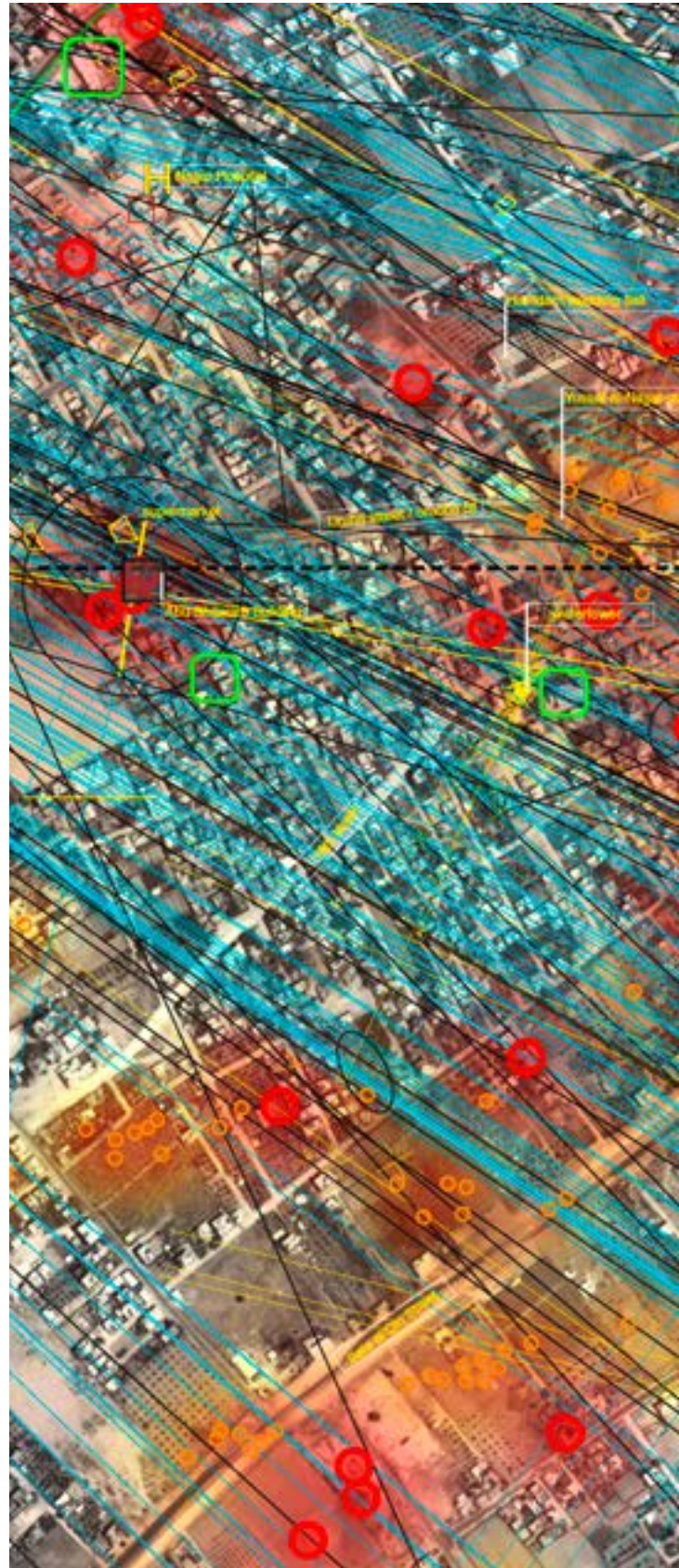
Gabriele Jacobs ist Professorin für ‚Organizational Behaviour and Culture‘ am Department of Organisation and Personnel Management der *Rotterdam School of Management, Erasmus University (RSM)*. Mit einem akademischen Hintergrund in Psychologie und Soziologie forscht sie schwerpunktmäßig zu Veränderungsprozessen in Organisationen, organisationaler Gerechtigkeit und Cross-Cultural-Management. Als Mitbegründerin des *Centre of Excellence on Public Safety Management (CESAM)* beschäftigt sie sich unter anderem mit den Herausforderungen von europäischem Sicherheitsmanagement.

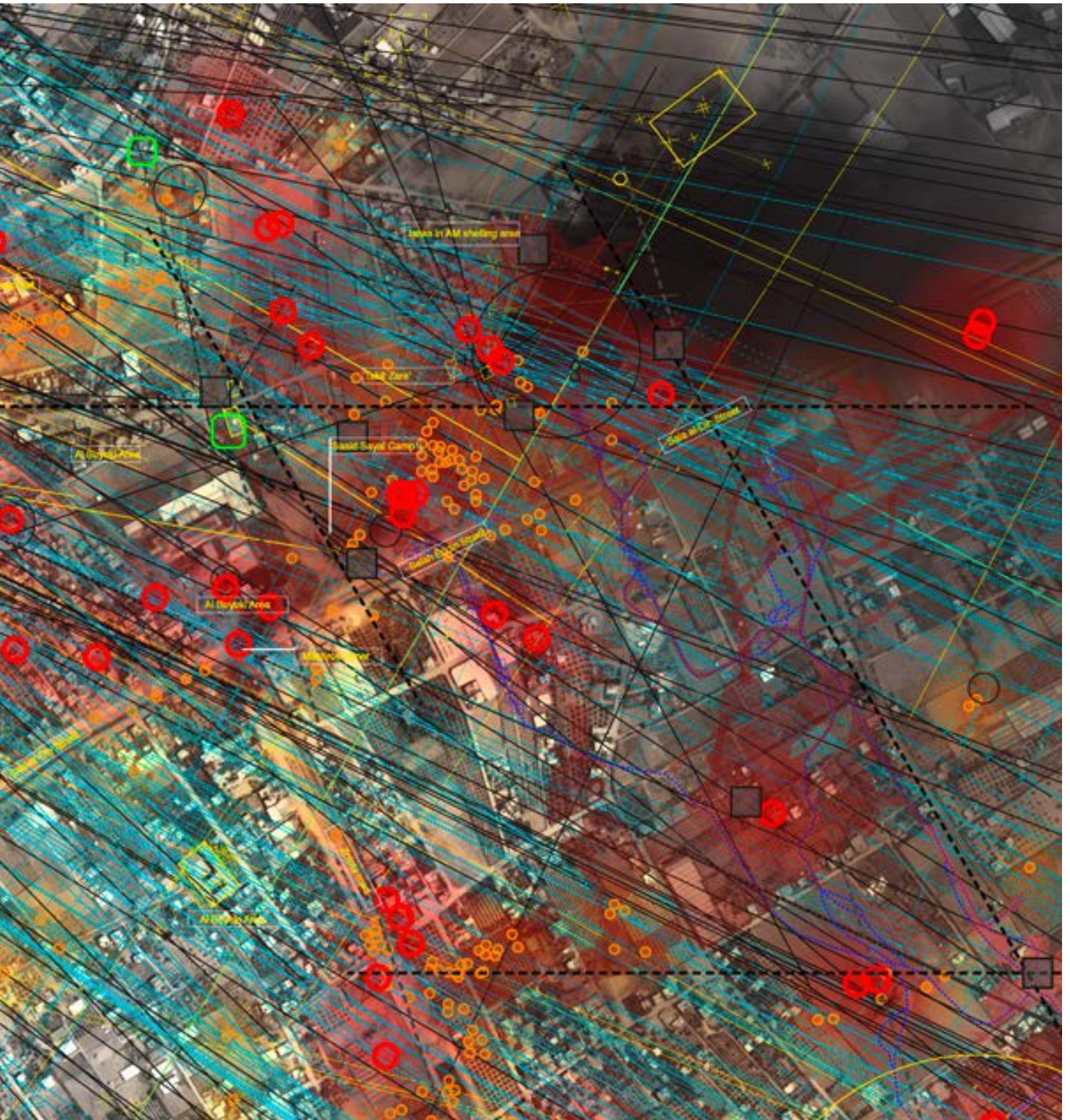
FORENSIC ARCHITECTURE

ALLIANZ

FÜR GERECHTIGKEIT

Vertushtes öffentlich machen, weltweit – das hat sich die interdisziplinäre Gruppe *Forensic Architecture* am *Goldsmiths, University of London* zur Aufgabe gemacht. Architekt_innen, Professor_innen, Künstler_innen, Filmemacher_innen, Programmierer_innen, investigative Journalist_innen, Archäolog_innen, Anwält_innen und Wissenschaftler_innen forschen gemeinsam, um die Wahrheit hinter ungeklärten Menschenrechtsverletzungen ans Licht zu bringen. In sieben Jahren haben *Forensic Architecture* eine spezifische forensische Praxis entwickelt, die mithilfe von Zeugenaussagen, Animationen, 3-D-Modellen und interaktiver Kartografie vergangene Geschehnisse rekonstruiert. So sammelte das Team beispielsweise Foto- und Videomaterial, um den Zusammenhang zwischen einem Bombardement in Rafah, Gaza und der Entführung eines israelischen Soldaten zu verstehen. Anhand des Materials untersuchten sie die Positionen der jeweiligen Fotografen, die sich verändernde Form der Rauchwolken und die Schatten an den Häuserwänden. Mithilfe dieser Technik der sogenannten Geo-Lokalisierung entstand ein dreidimensionales Stadtmodell, in dem der genaue zeitliche Ablauf der beiden Ereignisse, Entführung und Bombenangriffe, nachgezeichnet und in Beziehung gesetzt werden konnte. Aber nicht nur in Kriegsgebieten macht *Forensic Architecture* undurchsichtige Verbrechen transparenter. Auch beim *NSU-Prozess* konnte das Team mit der Rekonstruktion des Mordes an Halit Yozgat 2006 in einem Kölner Internetcafé wesentlich zu einer präziseren Beweislage beitragen. (MS)





Die digitale Zeichnung beruht auf einem Satelliten-Foto von Rafah, Gaza und zeigt Daten, Maße und Standpunkte, die zur Rekonstruktion entscheidender Ereignisse wesentlich sind, wie Standorte, an denen Fotografien und Videos aufgenommen wurden, Krater von abgeworfenen Bomben und Artilleriewaffen, Panzerpfade und die Lage möglicher Tunnel nach der Entführung eines israelischen Soldaten und dem anschließenden Bombardement.

CHRISTINA VARVIA (FORENSIC ARCHITECTURE)

„EIN INTERDISZIPLINÄRES
ERMITTLERTEAM,
DAS FÜR DIE EINHALTUNG VON
MENSCHENRECHTEN RECHERCHIERT.“

Was haben die Aufdeckung gewaltsamer Verbrechen und Architektur miteinander zu tun? Nicht viel, sollte man meinen. Doch die der *University of London* zugehörige Forschungsgruppe *Forensic Architecture (FA)* sieht das anders. Das Team recherchiert und rekonstruiert Tatvorgänge dort, wo Regierungen versagen oder wegsehen. Gemeinsam mit ihren Kolleg_innen aus anderen Disziplinen geht die Architektin Christina Varvia schweren Verbrechen gegen die Menschlichkeit auf den Grund: im Gazastreifen, in Mexiko, aber auch anlässlich der NSU-Morde in Deutschland.

Können Sie Ihre Arbeit in drei Sätzen beschreiben?

Forensic Architecture (FA) ist eine unabhängige, interdisziplinär arbeitende Rechercheagentur, die einem Universitätsbetrieb – *Goldsmiths, University of London* – angegliedert ist. In unserem Ermittlerteam arbeiten Architekt_innen, Studierende, Künstler_innen, Filmemacher_innen, Programmierer_innen, Journalist_innen, Archäolog_innen, Anwalt_innen und Wissenschaftler_innen. Wir erstellen Beweismaterial, das in politischen und juristischen Foren, in Wahrheitskommissionen und bei Gericht herangezogen wird und die Basis für Menschenrechtsberichte bildet.

Wer sind Ihre Partner_innen?

Ziel unserer Arbeit ist es, durch Staatsgewalt verursachte Verletzungen von Menschenrechten aufzudecken. Dabei arbeiten wir eng mit Menschenrechtsorganisationen wie *Amnesty International*, dem *Roten Kreuz*, *Ärzte ohne Grenzen*, *Human Rights Watch* und anderen Organisationen zusammen. Wir untersuchen Fälle, in denen verschiedene Staatsregierungen sich den Bürger_innen gegenüber gewaltsam verhalten haben. Fälle, in denen Menschenrechte verletzt wurden. Dazu bedienen wir uns verschiedener Methoden.

Inwiefern dient Architektur Ihnen als Werkzeug bei Ihrer Arbeit?

Architektur fällt immer die angenehme Rolle zu, verschiedene Arten von Beweismaterial zu kombinieren, um dadurch ein Ereignis darstellen zu können. Wir nutzen die Architektur, das Raum-Zeit-Kontinuum, als eine gemeinsame Plattform, auf der verschiedene Arten der Expertise zusammentreffen.

Hat sich Ihr eigenes Mindset durch die Kooperation mit anderen Disziplinen geändert?

Definitiv ja. Inzwischen finde ich es nahezu unmöglich, nur in einer einzelnen Disziplin zu arbeiten, denn man stößt so schnell an seine Grenzen. Es ist hingegen wirklich aufregend zu sehen, wie jede Person bei *FA* den Projekten eine andere Perspektive hinzufügt und sich für das Team jeweils eine komplett neue Welt auftut. Wir recherchieren für Gerichte, sind aktiv im Human-Rights-Sektor und arbeiten den verschiedenen Kommissionen der *UN* ebenso zu wie dem *Internationalen Gerichtshof*. Darüber hinaus sind wir aber auch gern nahe an der Öffentlichkeit. Vor allem den Einfluss der Medien nutzen wir für unsere Arbeit, da sich so friedlicher Druck ausüben lässt.

Können Sie anhand des Projekts *Rafah: Black Friday*, für das Sie verantwortlich waren, die Vorgehensweise von *Forensic Architecture* skizzieren?

Rafah: Black Friday ist ein Projekt, das wir zusammen mit *Amnesty International* durchgeführt haben. Ich habe die Ereignisse des 1. August 2014 und der darauffolgenden Tage verfolgt und dabei einmal wirklich genau hingeschaut, was nach der Entführung des israelischen Soldaten in Rafah in Gaza und der darauffolgenden Unterbrechung der Waffenruhe geschah. Immerhin forderte die Operation *Protective Edge* – so lautete der Tarnname des israelischen Gaza-Einsatzes – unzählige Todesopfer. Allein 135 bis 200 Zivilisten verloren kurz nach dem Ende der Waffenruhe ihr Leben.

Amnesty International hatte uns darum gebeten, einen Blick auf Tausende Bilder und Videos zu werfen, die zu dieser Zeit in den sozialen Medien und in den Mainstream-Medien kursierten. Aus dem Zeugenmaterial von *Amnesty* ging hervor, dass es übermäßig viel Feuer gegeben haben soll, dass Zivilbürger als Zielscheibe genutzt und getötet wurden. Im Wesentlichen wurden wir gebeten, das vorhandene Material zu analysieren, um durch unsere Ergebnisse die Zeugenaussagen zu überprüfen.

Welche technischen Mittel setzten Sie dabei ein?

Eine Einreise nach Gaza wurde uns verwehrt. Also haben wir uns die Bilder und Videos vorgenommen, um herauszufinden, wo diese aufgenommen worden waren und welches Ereignis sie eingefangen hatten. Viele zeigten die Rauchwolken, die von den vorausgegangenen Angriffen und Explosionen in der Gegend herrührten. Anhand dieser Bilder entwickelten wir eine Technik der Geolokalisierung. Indem wir die Position des Fotografierenden oder des Drehenden untersuchten, war es uns durch ‚Querverweise‘ möglich, den Ort der Bombardements zu vermessen.

Dann begannen wir das Material zu synchronisieren, indem wir die Semiotik des Rauches einbezogen. Rauchwolken verhalten sich ein wenig wie Fingerabdrücke – sie wiederholen sich nie, für einen Moment sind sie einzigartig. Wir konnten also verfolgen, wie sich die Wolke veränderte, da einige der Fotos ein paar Minuten früher, andere ein paar Minuten später aufgenommen worden waren. So erstellten wir eine Beziehungs- und Beweiskette: Wenn wir keine Zeitangabe hatten, improvisierten wir mithilfe einer ‚physikalischen Uhr‘.

Schließlich fügten wir alle miteinander verknüpften Beweisstücke in ein dreidimensionales Stadtmodell ein, das wir den ‚Image Complex‘ nennen. Wir fanden heraus, wie das israelische Militär erst einen bestimmten Teil der Stadt bombardiert hatte, um dann dem mutmaßlichen Weg des Soldaten zu folgen, der durch einen Tunnel entführt worden war.

Was folgerten Sie aus diesen Ergebnissen?

Wir sahen das als Bestätigung, dass Israel die sogenannte Hannibal-Direktive gewählt hatte, die vorgibt, einen verlorenen Soldaten um jeden Preis zurückzubringen. Daraus folgte der massive Angriff des ganzen Gebiets. Wir haben auf den Satellitenbildern etwa 568 Krater durch Beschüsse und 97 Krater durch Luftschläge ausgemacht – und das in nur vier Tagen.

Letztlich hat unsere analytische Arbeit die Absurdität aufgezeigt, dass Israelis lieber töten, als eigene Soldat_innen dem Gegner zu überlassen. So vermeidet der Staat auch, Geiseln gegen eine Vielzahl palästinensischer Gefangener tauschen zu müssen. Und dass sie den Tod von 135 bis 200 Palästinenser_innen hinnahmen, die sich lediglich aufgrund der Waffenruhe in ihren Häusern aufhielten.

Welche Rolle spielt Kunst für die Arbeit von *Forensic Architecture*?

Kunst ist uns insofern wichtig, da es in unserem Kunstverständnis nicht nur um die Repräsentation oder den Ausdruck einer bestimmten Zeit, einer Bewegung oder des Individuums geht. Kunst streitet auch für die Wahrheit. Um künstlerisch relevant zu sein, müssen wir die ästhetische Dimension der uns umgebenden Ereignisse verstehen. Viele von uns kommen aus der Architektur, also definieren wir aus dieser Perspektive heraus den Kontext, den wir gestalten. Für uns ist es wichtig, kritisch die Welt abzugrenzen, in der wir leben, und die Werkzeuge genau zu bestimmen, mithilfe derer wir in der Lage sind, die uns umgebenden Ereignisse zu verstehen.

Wir nehmen es sehr ernst, neue Werkzeuge des Sehens zu schaffen – unsere eigenen ‚visionären‘ Waffen. Hier eröffnet sich ein Potenzial neuer Möglichkeiten für ganze Gesellschaften. Unsere Wurzeln haben wir in einem Rechercheprojekt, das einer Universität angeschlossen ist. Wir möchten jedoch mehr, als nur zu beweisen und zu analysieren, und wir wissen, dass wir neue Wege gehen müssen, um Widerstand zu leisten.

Die Arbeit von *Forensic Architecture* wird oft in künstlerisch-gestalterischem Kontext präsentiert. Auf der Architektur-Biennale 2016 in Venedig waren Sie ebenso vertreten wie auf der *documenta 14* in Kassel. Hinzu kommen Einzelausstellungen in renommierten internationalen Museen.

Ausstellungen bieten uns die Möglichkeit, über unser Werk zu theoretisieren, es zu rationalisieren. Daher haben wir den Untertitel *Towards an Investigative Aesthetics* gewählt. Das bedeutet für uns, dass wir Ästhetik nicht nur als etwas Visuelles ansehen, sondern als etwas, das alle Sinne schärft. Dahingehend, dass die Materie um uns herum Informationen von Ereignissen der Umgebung in sich trägt.

So hinterfragen wir viel und mit sehr engem Blickwinkel. Wir sehen, wie sehr sich die Ereignisse ins Umfeld einschreiben. Was ist rekonstruierbar? Welcher Blick? Welcher Geruch? Welcher Klang? Wie mag also ein_e Zeug_in ein Ereignis wahrgenommen haben? Wir müssen sensibel dafür sein, wie Menschen Ereignisse und Materie sinnlich empfinden: So konzentrieren wir uns auf ein sehr enges Verständnis von Ästhetik in einem investigativen, interrogativen Sinn.

Ist *Forensic Architecture* politisch?

Wir haben immer eine Position. Und wir bearbeiten politisch wichtige Projekte. Bei Investigationen übernehmen wir die Expertenrolle und sind sehr konservativ darin, unsere Ergebnisse zu ermitteln. Wir geben nur gesicherte Informationen heraus und verfassen einen Bericht, der in einem wissenschaftlichen Forum oder bei Gericht hinzugezogen werden kann. Sobald wir einen Report erstellt haben, werden wir aktiv. Um die Ergebnisse mit einer breiten Öffentlichkeit zu teilen, nutzen wir alle Kanäle – von den Medien bis hin zu Ausstellungen. Wir verbreiten die Informationen, damit die Menschen aufstehen gegen den Missbrauch der Justiz.

Auch der deutsche Staat stand bereits im Fokus von *Forensic Architecture*. Mit den Ermittlungen zum NSU-Fall haben Sie gründlich Staub aufgewirbelt.

Eine Kommission des *Tribunal: Unraveling the NSU Complex* hat uns aufgefordert, den Kriminalfall am Gericht in München zu durchleuchten. Das *People's Tribunal* wurde eigens eingerichtet, weil die Münchner Richter keine Fragen über die Rolle des deutschen Staates bei den NSU-Morden gestellt hatten. Besonders haben wir uns den Mord von Halit Yozgat in einem Kasseler Internetcafé vorgenommen, zumal dort der ehemalige Ver-

fassungsschützer Andreas Temme anwesend war, der abstritt, etwas von dem Vorgang mitbekommen zu haben.

Ausgehend von unseren Informationen und dem vorliegenden Beweismaterial erschien es uns äußerst unwahrscheinlich, dass Temme vor Ort gewesen sein kann, ohne Zeuge des Mordes zu werden. Daher starteten wir zusammen mit verschiedenen Expert_innen, darunter Waffen- und Akustikexpert_innen und Fluoroskopie-Fachleute, eine Versuchsserie. Konnte Andreas Temme tatsächlich nichts gehört, gesehen und gerochen haben? Schließlich fanden wir mit wissenschaftlichen Beweisen heraus, dass dies nahezu unmöglich war.

Zudem beschäftigte uns die Frage, welche Rolle der deutsche Staat bei diesem Verbrechen einnahm. Warum etwa glaubte er Andreas Temme? Oder deckte er ihn vielmehr? Der Mord von Halit Yozgat führte uns zu weiteren Fragen, inwiefern es sich um ein Beziehungsgeflecht rund um den NSU-Komplex handeln könnte. Welche Beziehungen gibt es zwischen Mikro-Communities und dem Staat und wie konnte eine Neonaziorganisation in Deutschland zehn Jahre unentdeckt aktiv sein?

In Mexiko geht es ebenfalls um einen großen politischen Fall. Inwiefern tragen Sie dazu bei, den Fall der 43 Studenten aufzudecken, die 2014 in Iguala entführt wurden?

Hier geht es um die 43 Studenten einer Hochschule in Ayotzinapa, die am 26. September 2014 spurlos verschwunden sind, nachdem sie in Iguala demonstriert hatten. Während der Demonstration waren sie von Mitgliedern eines Drogenkartells und von der lokalen Polizei angegriffen worden. Das Militär hatte tatenlos zugesehen, während die Staatspolizei den Polizist_innen und Kriminellen sogar half.

Zum einen gibt es eine Vielzahl an Erzählungen rund um das Verschwinden, zum anderen verschwand gemeinsam mit den Studenten auch das Beweismaterial. Die mexikanische Regierung hat eine offizielle Version der Ereignisse verbreitet, die sie ‚historische Wahrheit‘ nennt, de facto aber voller Fehler ist. Ihre Deklaration basiert auf Zeugenberichten von Leuten, die gefoltert wurden – wodurch sie rechtlich keinen Bestand haben. Es gibt in Mexiko ein ganzes System der Unterdrückung öffentlicher Wahrheit. Der Hauptzweck vieler Erzählungen ist es, Chaos anzurichten und einen Nebel an Fehlinformation heraufzubeschwören. So weiß am

Wenn jedoch die Regierungen diejenigen sind, die Gewalt ausüben, sind Allianzen zwischen Bürgerbewegungen der Schlüssel, um Menschenrechtsverletzungen zu beobachten.

Ende niemand, wer für das Verschwinden der Studenten verantwortlich ist. In einem großen, auf ein Jahr angelegten Projekt haben wir daher einen Bericht untersucht, der sich auf unabhängige Befragungen stützt und sämtliche Ereignisse und Akteur_innen aufführt. Es handelt sich um einen 3.000-Seiten-Report, dessen Inhalte wir in ein Informationssystem eingespeist haben. Auf einer Plattform im Internet lassen sich nun die Spuren aller 43 Studenten verfolgen. Durch eine organisierte Informationsarchitektur versuchen wir, mehr Klarheit zu schaffen. Wir haben damit ein Recherche-Werkzeug, das Menschen, die etwa nach einem Familienmitglied suchen, einen leichteren Zugang zu den Geschehnissen ermöglicht.

Für die Ausstellung zu diesem Fall haben wir darüber hinaus eine 16 Meter lange Zeitleiste der Ereignisse angefertigt, so wie sie die verschiedenen Akteur_innen erlebt haben. Mithilfe dieses Wandgemäldes können Besucher_innen herausfinden, wie die Erzählungen übereinstimmen oder voneinander divergieren. Deutlich wird dabei die Gewalt gegenüber Menschen ebenso wie die Gewalt gegenüber der Wahrheit.

Allianzen werden in der Regel mit einem strategischen Ziel gebildet. Welche Ziele finden Sie besonders wichtig für die Gesellschaft der Zukunft? Und welche Kooperationen sollten wir eingehen, um diese Ziele zu erreichen?

Allianzen sind nötig, um die Staatsgewalt zu überwachen und darzustellen. Zwar gibt es genügend Ressourcen für den Kampf gegen Kriminalität und Terrorismus. Wenn jedoch die Regierungen diejenigen sind, die Gewalt ausüben, sind Allianzen zwischen Bürgerbewegungen der Schlüssel, um Menschenrechtsverletzungen zu beobachten.

Wenn Sie an künftige Kooperationen denken, welche Themen fallen Ihnen dann ein?

Vor allem Umweltschutzrechte sind abhängig von einer interdisziplinären Annäherungsweise, da die Auswirkungen der Umweltverschmutzung weit in alle Bereiche unseres Lebens hineinreichen.

Welche aktuelle gesellschaftliche Problematik lässt sich Ihrer Meinung nach nur durch Zusammenarbeit lösen?

Es scheint mir, dass Zusammenarbeit bei den meisten komplizierten Gesellschaftsthemen notwendig ist. Die komplexe Natur historischer Geschehnisse überschreitet die Grenzen einer einzel-

nen Disziplin und verlangt nach einer Zusammenarbeit zwischen den Feldern.

Das gemeinsame Hinterfragen staatlicher Ergebnisse aus diversen Blickwinkeln nennen Sie ‚Counter-Forensic‘. Liegt die Zukunft für Sie generell in interdisziplinären Allianzen?

Für mich ist Interdisziplinarität wichtig, wenn es um politische Fragen geht. Wenn man die Wahrheit eines Ereignisses herausfinden möchte, scheint es mir nicht genug, sich auf staatliche Einrichtungen zu verlassen. In einer Zeit, in der Gewalt gegen Bürger_innen angewendet wird, sollten Menschen in der Lage sein, in ihren jeweiligen Ländern Ermittlungen voranzubringen und das zu betreiben, was wir ‚Counter-Forensic‘ nennen. Allianzen zwischen Fremden und Disziplinen sind der einzige Weg, ‚to outsmart the government‘, die Regierung quasi zu überlisten. Wenn es darum geht, die Schwächsten unserer Gemeinschaft zu schützen, wenn wir den Forderungen der Menschen Nachdruck verleihen wollen, die leiden, weil sie ihre Familienangehörigen verloren haben oder direkt angegriffen wurden, dann sollten wir sicher sein, dass jede denkbare Disziplin uns dabei unterstützt.

Die Fragen stellten Inge Pett und Mira Sacher, übersetzt von Mira Sacher.

Seit 2014 koordiniert die Architektin Christina Varvia bei *Forensic Architecture (FA)* die Recherche. *FA* versteht sich als unabhängige Rechercheagentur, die dem *College Goldsmiths, University of London* angeschlossen ist. Das interdisziplinäre Team setzt sich zusammen aus Expert_innen der Bereiche Architektur, Wissenschaft, Kunst, Film, IT, Archäologie, Jura und Journalismus. Gemeinsam erstellen sie unter anderem Beweismaterial für politische und rechtliche Foren, Wahrheitskommissionen, Gerichtshöfe und für Menschenrechtsberichte. Christina Varvias Spezialgebiete sind ‚Digitale Medien und Erinnerung‘ sowie die Rezeption der physischen Umgebung mithilfe von Scan- und Bildtechnologien. So rekonstruierte sie mittels Videoanalyse einen Tag des Gaza-Krieges von 2014. Sie koordinierte für *FA* außerdem das Projekt *Saydnaya: Inside a Syrian torture prison* sowie den Beitrag für die *Biennale von Venedig 2016*.

YVONNE HOFSTETTER

„WIRKLICH EFFEKTIV BLEIBEN
TROTZDEM NUR
DIE REALEN ALLIANZEN,
BEI DENEN MAN SICH
AUGE IN AUGEN
GEGENÜBERSTEHT.“

DAS GILT BESONDERS
FÜR DIE DEMOKRATIE ALS
GESELLSCHAFTLICHE ALLIANZ.“

Künstliche Intelligenz (KI) ist das Spezialgebiet der Juristin, Unternehmerin und Autorin Yvonne Hofstetter. Kühl beschreibt sie das, was die KI im Grunde ist: Mathematik, entwickelt von Menschen für die Optimierung. Die aktuelle Herausforderung ist, dass sich die Menschen nicht selbst reduzieren auf einen biologistischen Algorithmus und sich dem globalen kapitalistischen Wettstreit als kritiklose Technikjunkies ausliefern. Zwischen digitaler und realer Welt gibt es keine Trennung mehr, umso dringender müssen wir jetzt Regeln definieren, damit wir das Zusammenleben, unsere Kultur und unsere Demokratie erhalten. Die Rolle der Kunst könnte hier sein, als aufklärerische kritische Instanz die Vielfältigkeit der Menschen zu vertreten.

Was ist die grundlegendste Erkenntnis Ihrer Arbeit?

Wie in der Mode hat alles Bekannte immer wieder einmal Hochkonjunktur. Auch die Weiterentwicklung von Technologien geschieht in Zyklen. Dabei sind es selten die Pioniere, die die Lorbeeren für ihre Denkarbeit erhalten. Nehmen Sie etwa den Physiker Kristian Birkeland. Bei der Erforschung des Polarlichts kam er 1897 fast ums Leben. Heute fahren Sie mit einem Glas Champagner in der Hand bequem auf einem Kreuzfahrtschiff die Hurtigruten und bewundern die Aurora borealis. Oder Charles Goodyear, den Erfinder der Vulkanisation: Seine Kinder sind verhungert, obwohl oder weil er wie besessen an der Gummierstellung forschte. Heute erzielen Reifenhersteller wie *Pirelli* jährliche Milliardenumsätze. Bei den digitalen Technologien, namentlich der KI, ist es nicht anders. Derjenige, der heute das größte Marketinggetöse um seine KI macht, hat sie nicht erfunden, sondern meistens nur zusammengekauft.

Was bedeutet künstliche Intelligenz?

Für mich bedeutet KI dasselbe wie für die meisten Mathematiker_innen, die den Begriff etwa seit den Fünfzigerjahren des 20. Jahrhunderts nutzen: Sie ist eine Technik, optimale Lösungen für mathematische Funktionen zu berechnen, für die es keine geschlossene Lösung gibt. Sie nähert sich dem besten Ergebnis an und ist deshalb ein sogenannter Funktionsapproximator. Mathematische Funktionen können über Zehntausende von Variablen verfügen. KI ist ein Computerprogramm, das so lange nach der besten Lösung ‚sucht‘, bis es keine bessere mehr findet. Künstliche Intelligenzen sind also Optimierer. Den Vorgang selbst bezeichnen wir auch als ‚wissenschaftliches Rechnen‘. Dafür braucht das Programm seine Zeit und benötigt viele Ressourcen – Prozessorleistung, Strom und Daten. Seit einigen Jahren hat die KI wieder Hochkonjunktur. Inzwischen verfügen wir über die nötigen Ressourcen, und frei verfügbare Softwarebibliotheken geben potenziell jedermann Zugang zu dieser Technologie. Diese Softwarebibliotheken sind die Kreuzfahrtschiffe der KI. Die eigentliche Innovation hat bereits viel früher stattgefunden, heute wird sie nur noch kommerziell genutzt.

Was wird eine KI nie können?

Ein Funktionsapproximator wird sehr viele Dinge niemals können. Ein Rechenverfahren wird niemals so intelligent sein wie ein Mensch. Wobei man sich an die-

ser Stelle über den Begriff der Intelligenz Gedanken machen muss. Für die Computerwissenschaften reicht dafür schon aus, dass eine KI zweierlei beherrscht: Erstens kann sie lernen. Für uns bedeutet Optimierung genau das: lernen. Zweitens kann sie optimale strategische oder taktische Entscheidungen treffen. Das macht sie heute bei bestimmten Einsatzzwecken bereits übermenschlich gut. Darunter kann man sich am besten etwas vorstellen, wenn man an Strategiespiele wie Backgammon, Poker oder Go denkt. Hier gilt der Computer inzwischen als unschlagbar. Ähnlich wie ein Spiel kann sie auch die Börse oder den Krieg mathematisch modellieren. Hier ist das Potenzial für KI besonders groß. Aber das kann kaum verwundern. Schließlich ist sie eine ureigene Domäne der Militärs, wo sie aktuell überall und mit Hochdruck weiter aufgerüstet wird: als ‚Internet of Battlefield Things‘.

Spätestens hier kommen ethische Aspekte ins Spiel.

Und die Frage, wo KI an ihre Grenzen stößt. Sie kann mit Diskontinuität nicht umgehen. Mit Paradoxa wie ‚Ich lüge gerade‘. Nur tiefe gedankliche Analyse oder Philosophieren löst ein Paradoxon – vielleicht – auf. Hier endet vorerst die Fähigkeit von KI. Ethik ist noch eine andere Sache. Wenn KI überhaupt Ethik lernen kann, dann frühestens in einigen Jahrzehnten.

Was treibt den Menschen an, eine solche Instanz zu entwickeln?

Es ist die Eigenart des Homo sapiens, ‚sich die Erde untertan zu machen‘. Er stellt Fragen, und er stellt die Wirklichkeit infrage. Weil er das tut, erfindet er. Der Homo sapiens wird erfinderisch sein, solange es ihn gibt. Das Ergebnis des Erfindungsreichtums ist, was wir als menschliche Kulturleistung bezeichnen. Der Gegensatz von Mensch und Natur, das ist ein altes westliches Narrativ. Insofern steht die KI in einer Reihe mit menschlichen Kulturleistungen wie der Entdeckung des Feuers, der Erfindung des Rads oder der industriellen Revolution. Die Digitalisierung – dieser generelle Begriff ist mir lieber als die Einschränkung auf den Teilbereich der KI – ist nichts als die aktuellste Kulturleistung des Homo sapiens. Sie hat den Menschen bisher am weitesten von der Natur entfernt. Sie eröffnet künstliche, virtuelle Räume.

Wohin steuert die KI?

KI ist Mathematik. Standardmäßig eingesetzt ist sie sogar rund 100 Jahre alte Ma-

thematik. Heute wird sie für das Profiling, die Klassifikation, eingesetzt. Etwa beim Backgammon: Wie gut ist meine Position auf dem Brett? Beim Militär: Ist das unbekannte Flugzeug, das ich auf dem Radarbildschirm sehe, Freund oder Feind? Bei der Schrifterkennung: Ist der Buchstabe ein P oder ein F?

Hochproblematisch wird es, wenn sie sich gegen den einzelnen Menschen richtet: etwa beim ‚People Score‘ der chinesischen Regierung oder bei der Beurteilung, wer von uns auf eine strategische Liste der größten Gefährder des Landes gehört, ohne dass wir vorher je straffällig geworden wären. Dort, wo wir Selektionsmechanismen wie KI einsetzen, um Menschen in ‚gut‘ oder ‚schlecht‘, in ‚wertvoll‘ oder ‚wertlos‘ einzuteilen, bringen wir eine barbarische Gesellschaft hervor.

Deswegen stellt sich nicht die Frage: Wohin steuert die KI? Sondern vielmehr: Was machen wir aus ihr? Wie nutzen wir sie, wie sind die Einsatzszenarien, ihre Applikationskonzepte?

Mathematisch wird es dort interessant, wo Optimierungsverfahren mit Mathematik des späten 20. Jahrhunderts verheiratet wird, etwa mit ‚Stochastic Optimal Control‘. Dann kommen sehr intelligente Steuerungsmethoden heraus. Aber auch hier muss man fragen: Wozu? Um Menschen zu steuern? Ganze Gesellschaften? Oder das Angriffsverhalten bewaffneter Drohenschwärme? Alles denkbar, alles möglich – ich behaupte sogar: alles Gegenstand aktueller Forschung und Entwicklung. Mit intelligenten Steuerungsmechanismen dürfen wir in Zukunft sicher rechnen.

Können wir sie noch beeinflussen? Und wenn ja, wie?

KI ist nicht gottgegeben. Wir selbst haben die Verfahren gebaut. Wir selbst bestimmen, in welchem Kontext sie eingesetzt wird. KI ist wie die Atombombe. Können wir uns international darauf einigen, dass wir sie in Waffen ächten? Dass sie nur eingesetzt wird, wo die Souveränität des Menschen und das Gleichheitsgebot beachtet werden? Dann wären das die Rahmenbedingungen, unter denen wir KI anwenden könnten. Um der Frage gerecht zu werden, künstliche Intelligenz braucht Regeln und Standards – wie die Atomkraft, wie die Genforschung. Heute gibt es diese verbindlichen Regeln noch nicht. Aber die Arbeiten daran haben begonnen, sowohl in der Forschungscommunity als auch in der Politik.

Wer sind die Gestalter_innen der KI?

KI wird seit dem 20. Jahrhundert genuin im militärischen Kontext gebaut. In der Truppe überwiegen immer noch die Männer. An der *Ludwig-Maximilians-Universität* beträgt die Frauenquote der Mathematikstudierenden zwar rund 50 Prozent, nach dem Studium kommen aber kaum Frauen in der Informationstechnologie an. Frauen suchen familienfreundliche Arbeit, und die Informationstechnologie gehört nicht zu dem Berufsbild, das sich hier besonders hervortut.

Die kommerziellen Aspekte liegen auf der Hand, wer sind die Player im globalen kapitalistischen Wettstreit?

Die KI, mit der wir heute zumeist konfrontiert werden, kommt aus den USA. Gestalter_innen sind die Wirtschaftsakteur_innen und ihre Investor_innen aus dem Silicon Valley. Wenn es originär europäische Künstliche-Intelligenz-Konzepte gab – und es gab sie –, haben sie *Google* und *Co.* aus Europa herausgekauft und sich einverleibt. Dass die USA hier Vorreiter sind, liegt an ihrer geostrategischen Ausrichtung. Einerseits erkennen wir Europäer die USA als globale Ordnungsmacht an, andererseits haben die USA schon in den Achtzigerjahren des 20. Jahrhunderts für sich entschieden: Wir werden Vorreiter im Cyberspace. Dazu gehört auch die KI. Soweit wir Europäer amerikanische KI nutzen – mit *Apples* *Siri*, *IBMs* *Watson*, *Googles* *Assistant*, *Amazons* *Alexa* –, sind wir nur Trittbrettfahrer exorbitanter Technologieinvestitionen der USA, die den ‚Hintergedanken‘ hegen, globale Hegemonialmacht zu bleiben.

Übrigens holen die Chinesen rasch auf. Bis 2030 wollen sie die Amerikaner in Sachen KI überholt haben. Die chinesischen künstlichen Intelligenzen sind hybrid. Einmal entwickelt, sollen sie gleichermaßen militärisch wie zivil einsetzbar sein.

Wie würde sich die KI verändern, wenn Frauen die Fäden in der Hand hätten?

Gar nicht. KI ist nichts weiter als Mathematik, sie ist weder männlich noch weiblich. Die Optimierungsverfahren sind eben, wie sie sind.

Vielleicht würden Frauen andere Geschäftsmodelle finden, dafür würde ich aber meine Hand nicht ins Feuer legen. KI kommt heute überwiegend aus den USA, und amerikanische Managerinnen können beinhart sein. Regina Dugan, die bis ins erste Quartal 2018 die Abteilung ‚Gedankenlesen‘ bei *Facebook* führte, kam direkt von der *DARPA*, der Beschaf-

Demokratie braucht viel mehr Engagement, viel mehr Austausch, viel mehr Argumentieren und Debattieren. Online entgleitet das, auch weil der Onlineteil unserer Welt missbraucht wird. Denken wir etwa an den US-Wahlkampf 2016.

fungsagentur des Pentagon, also durch die Drehtür des militärisch-industriellen Komplexes, bei dem zwischen amerikanischem Verteidigungsministerium und dem Silicon Valley ein reger Personalaustausch herrscht.

Wo sehen Sie Alternativen?

Viel wichtiger fände ich folgende Frage: Wie würde sich die KI verändern, wenn andere Berufsgruppen die Fäden in der Hand hätten? Jurist_innen oder Mediziner_innen würden KI sicher anders einsetzen als Militärs oder Silicon-Valley-Investor_innen, die kapitalistische Absichten verfolgen. Sie wollen mit KI Geld verdienen. Dafür ist fast jedes Mittel recht.

Inwiefern könnte es sinnvoll sein, in der digitalen Welt Künstler_innen als Gestalter_innen einzubeziehen?

Sicher sind die mathematischen Verfahren der KI nur etwas für die Mathematikelite. Die Kunst könnte aber die Rolle einnehmen, die sie auch im letzten Jahrhundert schon inne hatte: nämlich den Finger in die Wunde legen. Die Geschäftsmodelle der KI richten sich gegen den Menschen selbst, reduzieren ihn auf einen Datenhaufen, auf das Berechenbare, das Sichtbare. Der ganze Mensch wird kleiner gemacht, als er ist, und das wird ihm nicht gerecht. Die Kunst könnte die Fahne der Aufklärung hochhalten und darauf hinweisen, dass der Mensch mehr ist als ein biologischer Algorithmus, den Verfahren künstlicher Intelligenz optimieren müssen. Optimieren heißt nämlich immer: Ich nehme das Überflüssige weg. Aber ist es nicht gerade das vermeintlich Überflüssige, das den Menschen ausmacht? Sein Ich, sein Selbstbewusstsein, sein Bewusstsein, sein Gewissen? Alles nicht messbar und deshalb von Optimierungsverfahren nicht berücksichtigt. Was für ein langweiliges, weil einförmiges Menschenbild!

Inwiefern fördert künstliche Intelligenz neue Allianzen?

Forscher_innen der KI nehmen die beschriebenen Probleme wahr und finden sich zusammen – als Community, die bereit ist, sich selbst zu regulieren und sich Grenzen zu setzen, weil es die Gesellschaft nicht tut oder kann. Als Juristin kann ich hiermit nur teilweise einverstanden sein: Es kann nicht der Forschungscommunity allein überlassen bleiben, gesellschaftliche Regeln aufzustellen, wie wir künftig mit KI umgehen sollen. Für die künftige Gestaltung der Gesellschaft sind die von uns gewählten Poli-

tiker_innen zuständig, und zwar mittels der Gesetzgebung. Die Gesetzgebung ist die schärfste Waffe der Demokratie. Sie muss über dem technologisch – und kapitalistisch oder militärisch! – motivierten Umbau der Gesellschaft stehen.

Wodurch zeichnen sich Kooperationen und Allianzen in der digitalen Welt gegenüber denen der realen Welt aus?

Unsere digitalisierte Welt im 21. Jahrhundert ist *eine* Welt. Ein Beispiel ist Hate Speech in sozialen Netzwerken. Der Hass im virtuellen Raum hat längst die Grenze zum realen Raum übersprungen, und die Gesellschaft insgesamt ist rauer geworden. Oder nehmen Sie die Sucht nach Likes, wenn Sie ein tolles Foto Ihres letzten Urlaubs gepostet haben. Likes sammeln Sie jetzt auch am Arbeitsplatz, wenigstens in der Welt der Start-ups mit digitalem Geschäftsmodell: Hat dir meine letzte Präsentation gefallen? Gib dein Like ab! Daraus berechnet das Management, wie gut Sie performen. Oder denken Sie an die Überwachung: Sie ist längst nicht mehr nur online, sondern auch offline aktiv. Sie gehen mit Ihrem Smartphone am Regal einer Elektronik-Kette entlang, und die Preise der Geräte ändern sich dynamisch und nur für Sie, je nachdem, was aus Ihrem Smartphone ausgelesen wird.

Ist es noch sinnvoll, zwischen der virtuellen und der realen Welt zu unterscheiden?

Die Trennung ist längst aufgehoben. Wirklich effektiv bleiben trotzdem nur die realen Allianzen, bei denen man sich Auge in Auge gegenübersteht. Das gilt besonders für die Demokratie als gesellschaftliche Allianz. Es reicht nicht, zu Hause bequem auf dem Sofa zu liegen und sich per Klick mit hunderten anderen Bürger_innen für eine Onlinepetition zu entscheiden. Demokratie braucht viel mehr Engagement, viel mehr Austausch, viel mehr Argumentieren und Debattieren. Online entgleitet das, auch weil der Onlineteil unserer Welt missbraucht wird. Denken wir etwa an den US-Wahlkampf 2016. Der US-Kongress hat inzwischen vorgerechnet, dass die Lügen in sozialen Netzwerken – Fake News und Fake Accounts – gut 150 Millionen amerikanische Wähler_innen erreicht haben. Das Vorgehen, Medien zu Propagandazwecken zu nutzen, ist übrigens auch ein militärisch-geheimdienstliches. Dort nennt man es ‚Graue Operationen‘ oder psychologische Kriegsführung. Genau das wirft der US-amerikanische Kongress Russland vor. Russland hat sozi-

ale Medien perfekt und noch dazu legal genutzt, um die amerikanische Öffentlichkeit bei der Wahl 2016 zu beeinflussen. So werden keine Allianzen geschaffen, im Gegenteil. So wird Zusammenhalt gestört, polarisiert und die Gesellschaft fragmentiert.

Interessanterweise wird immer von künstlerischer Intelligenz im Singular gesprochen. Warum?

Weil es sich um eine bestimmte Art mathematischer Verfahren handelt, eben um die Optimierung. Ich selbst rede oft von künstlichen Intelligenzen, denn in verschiedenen IT-Systemen stecken unterschiedliche Varianten von Optimierern.

Wie steht es um die kollektive Intelligenz?

In der Mathematik ist uns der Begriff ‚kollektive Intelligenz‘ nicht geläufig. Allerdings reden wir von verteilter künstlicher Intelligenz oder künstlichem Leben. Das sind Systemarchitekturen, bei denen viele – in der Regel ‚dumme‘ – Softwareprozesse miteinander kommunizieren und kollaborieren, um ein bestimmtes Problem zu lösen. Wir nennen diese Systeme Multiagentensysteme. Ein Ameisensystem könnte man so modellieren. Die einzelne Ameise bewirkt nichts, aber gemeinsam bauen sie einen Ameisenstaat. Mit dem Konzept – übrigens in den Neunzigerjahren auf europäischem Boden entstanden – kann man Gesellschaften modellieren und ihr Verhalten simulieren. Es ist allerdings in Vergessenheit geraten, weil sowohl die Tech-Community als auch die Wirtschaft nur auf maschinelles Lernen starrt. Irgendwann ist der Zyklus des Vergessens abgeschlossen, und dann kramt man künstliches Leben wieder aus der Mottenkiste hervor.

Wie schaffen wir es, die Vielfalt und Diversität, die unsere europäische Kultur auszeichnet auch in die digitale Welt zu retten?

Besser, wir sprechen vom (post-)digitalen Zeitalter. Dann müssten wir zuerst die sozialen Medien demokratisieren. Menschen holen sich immer mehr ‚Nachrichten‘ von den Werbepattformen amerikanischer Technologiekonzerne. Diese News Streams haben mit der Wirklichkeit nichts zu tun. Sie sind werbeorientiert, und da stört die Wirklichkeit nur. Angezeigt wird, was relevant ist. Relevant ist nur, was viele lesen oder was auf- und erregt. Oft sind das Lügen, Gerüchte oder Verschwörungstheorien. Für Minderheitsmeinungen, die eine pluralisti-

sche Gesellschaft ausmachen und für die Demokratie unerlässlich sind, ist in sozialen Medien kein Platz, sie dringen nicht durch und werden algorithmisch zurückgestellt. Soziale Medien sind Gesinnungsmedien, sie bedienen nur, was die Nutzer_innen lesen wollen. Personalisierung ist ein Euphemismus für dieses selektive Vorgehen.

Außerdem wäre unerlässlich, dass wir unser Menschenbild nicht nur auf das Sichtbare verkürzen, weil wir alles nur noch in den Zahlen der Naturwissenschaft ausdrücken. Wichtig wäre, dass wir die Geisteswissenschaften wieder stärker förderten. Eine gute Gesellschaft braucht eine Balance zwischen der naturwissenschaftlichen Vernunft und der Philosophie, der Vermessung der Welt und dem Nachdenken darüber, wer der Mensch ist, woher er kommt und wohin er geht. Eine Zahl ist längst nicht genug.

Wie können in der digitalen Welt Foren ausgebaut und gestaltet werden, in denen freier, unkontrollierter Austausch möglich ist?

Freier und unkontrollierter Austausch wird mit der aktuellen Infrastruktur des (post-)digitalen Zeitalters überhaupt nicht mehr möglich sein. Alles an der Digitalisierung ist auf Überwachung ausgerichtet – eben darauf, Daten zu erfassen, überall, immer, von allem und jedem. Und nicht zu vergessen: Die digitale Infrastruktur, die wir nutzen, gehört uns nicht. Derjenige, der sie gebaut hat – ganz vorwiegend amerikanische Anbieter –, bestimmt, wie viel er mithören und mitlesen will. Wir nutzen viele amerikanische digitale Angebote unentgeltlich, aber das heißt nicht, dass sie kostenlos sind. Wir zahlen damit, dass die amerikanische Regierung unsere europäischen Datennoten überwacht oder ein Cloudanbieter wie *Amazon* unsere Datenströme kennt. Tatsächlich ist es ausgerechnet die Digitalisierung, die totale Überwachung erst ermöglicht und erleichtert.

Kann man trotzdem Foren aufbauen, in denen man sich frei austauscht?

Auch hier kann das Militär Vorbild sein. Vor kritischen Meetings gibt jeder sein Smartphone ab. Dann trifft man sich in abgeschirmter Umgebung. Wenn das die Zukunft für freie Zusammenkünfte ist, dann ist sie vergleichbar mit dem Leben in der ehemaligen DDR, wo man sich zum Gartenspaziergang traf, um offen miteinander zu reden. Zu Hause konnte man verwandt sein.

Gibt es eine konkrete Vision als Alternative?

Denkbar wäre höchstens eine eigene, sichere europäische digitale Infrastruktur. Abgesehen davon, dass eine solche einen vollständigen Reset des aktuellen Zustands bräuchte, fehlt hierfür auch der politische Wille. Denn Datenreichtum garantiert Wirtschaftswachstum. So denken viele von uns, nicht nur die Verantwortlichen in Politik und Wirtschaft.

Wie schützen wir im digitalen Zeitalter Handlungsfreiheit und Selbstbestimmung des Einzelnen im privaten wie im öffentlichen Bereich?

Indem wir die Grundrechte durchsetzen, und zwar auch gegenüber privaten Technologiegiganten. Das braucht politischen Willen und entsprechende gesetzliche Regulierung. Der politische Wille ist eingetrübt durch den Wunsch, mit der Digitalisierung, wie sie aktuell stattfindet, möglichst viel Geld zu verdienen. Politik und Wirtschaft verfolgen also das Wachstumsparadigma. Deshalb müssen einmal mehr die Bürgerrechte gegenüber wirtschaftlichen Interessen zurückstehen. Das hat uns schon bei der TTIP-Debatte zu schaffen gemacht.

Wer wird die Zukunft gestalten?

Im Januar 2007 hat Steve Jobs von *Apple* das erste iPhone vorgestellt. In elf Jahren hat sich die Gesellschaft gewaltig geändert: Wir kommunizieren anders. Wir arbeiten anders. Wir daten anders. Wir informieren uns anders. Das kleine digitale Gerät war im wahrsten Sinn des Wortes zerstörerisch für das Leben, das wir vor 2007 lebten.

Die Wirtschaftsakteur_innen und ihre Investor_innen aus dem Silicon Valley, die unsere europäische Gesellschaft umgestaltet haben, äußern ihre Absichten unverblümt: Geld verdienen und Menschen und Dinge unter Kontrolle bringen. „Use AI to program humans to behave better“, lautet die Devise eines amerikanischen Herstellers künstlicher Intelligenz. Menschen sollen umprogrammiert werden, damit sie sich besser benehmen. Bis hierher haben also Technologiegiganten unser Leben gestaltet – mehr als es die gewählten Parlamente und Berufspolitiker_innen getan haben. Technologiekonzerne aber sind nicht demokratisch legitimiert. Trotzdem haben wir uns der Technosteuerung übergeben – weil wir alle mitmachen. Und wenn wir schon von Allianzen reden, dann ist das eine wesentliche des 21. Jahrhunderts: der Bund von Bürger_innen und Technologiekonzernen. Die Politikverdrossenheit

ist groß. Und was ist mit der Smartphoneverdrossenheit? Nehmt uns die Smartphones weg, und die Gesellschaft fühlt sich, als würde sie kollektiven Selbstmord begehen.

Augenblicklich sieht es danach aus, als wären es weiter die Technologiekonzerne, die unsere Zukunft gestalten und auch das Verständnis vom Menschen schleichend umbauen. Irgendwann wird die Gesetzgebung nachziehen. Dabei besteht die Gefahr, dass der Mensch nur noch naturwissenschaftlich zu fassen ist. Dass er durch seine Daten, Gene, Neuronenfeuer determiniert und überhaupt nicht souverän ist. Wieso gehen wir dagegen nicht genauso auf die Straße wie gegen TTIP? Die digitalen Unternehmensgiganten kontrollieren längst die Gesellschaft, und wir lassen es einfach zu. Konsequenz sind wir jedenfalls nicht.

Was wünschen Sie sich für die Welt in 20 Jahren?

Ich wünsche mir, dass wir in 20 Jahren noch immer als freie, souveräne Menschen leben und auch alle Grundrechte, die genau das als unser Recht verkörpern, intakt sind. Und dass wir die Digitalisierung humanisiert haben. Dass wir, die Bürger_innen, die Gesellschaft gestalten und nicht Konzerne oder Regierungen anderer Nationen. Ich habe viel mit dem Finger auf das Silicon Valley gezeigt. Aber China geht inzwischen ähnlich aggressiv vor. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis sich unsere europäische Gesellschaft mit westlichen wie östlichen Vorstellungen einer (post-)digitalen Ära gleichermaßen auseinandersetzen muss.

Die Fragen stellte Elisabeth Hartung.

Yvonne Hofstetter war nach dem Jurastudium in Softwareunternehmen für das algorithmische Supply-Chain-Management und anschließend in der Finanztechnologie beschäftigt. Seit 2009 führt sie das deutsche Technologie-Unternehmen *Teramark Technologies*, das sich auf die intelligente Auswertung großer Datenmengen mit Optimierern und maschinellen Lernverfahren spezialisiert hat. Mit Bestsellern wie *Sie wissen alles* oder *Das Ende der Demokratie* hat sie die Debatte um die Zukunft unserer Gesellschaft angesichts von Big Data und KI vorangetrieben.

MATCHMAKING

NEUE ALLIANZEN DURCH ALGORITHMEN

Wie finde ich den richtige_n Partner_in für eine Kooperation? Der Beginn einer Beziehung wird oft als glückliche Wendung des Zufalls gesehen. Voraussetzung sei es, zur richtigen Zeit am richtigen Ort zu sein. Eine strategische Kombination aus Psychologie und IT kann jedoch helfen, dem Zufall ein Schnippchen zu schlagen. So werden auch jenseits von digitalen Partnerbörsen in Non-Profit-Organisationen oder Unternehmen Algorithmen eingesetzt.

Das Berliner Start-up *Artness.net* greift das Prinzip von Dating-Plattformen auf, um Allianzen zwischen Kunst und Wirtschaft zu ermöglichen. Immer wieder sind Kulturinstitutionen auf der Suche nach Know-how, Finanzen oder Sachleistungen aus der Wirtschaft. Unternehmen profitieren wiederum von erweiterten Zielgruppen und weitreichender Öffentlichkeit oder möchten Kreativität, Geschäfts- und Gemeinschaftssinn miteinander verbinden. Möglichkeiten für Begegnungen gibt es aber kaum. Auf *Artness.net* können Unternehmen und Kreative Matching-Fragebögen ausfüllen und nach passenden Partner_innen suchen oder sich finden lassen. Die Plattform sucht nach individuell passenden Verbindungen, unterstützt bei der Kontaktaufnahme und steht beratend zur Seite.

In Kooperationen kommt es auch auf die richtige Chemie an – davon ist die Unternehmerin Rosmarie Steininger überzeugt und bietet mit *Chemistree* maßgeschneidertes Matching bei Workshops und Innovationsprozessen in Unternehmen und Organisationen an. Nachdem individuelle Erwartungen und Ziele einer Begegnung identifiziert wurden, berechnen Algorithmen im Hintergrund einer Onlineplattform, wer wie gut zu wem passt. Grundlage der Verknüpfungen sind psychologisch fundierte Fragebögen, die unter Berücksichtigung von Motivation, Zielen, Persönlichkeit und Eignung passende Paare ermittelt. Anschließend können die Begegnungen vorbereitet und initiiert werden.

Mit einem eigenen Profil und der richtigen Strategie könnten solche Partnership- und Vermittlungsplattformen für Unternehmen und Kulturprojekte bald so selbstverständlich sein wie das alltägliche Business, nur mit noch mehr Aufmerksamkeit für die andere Seite. (LvG)



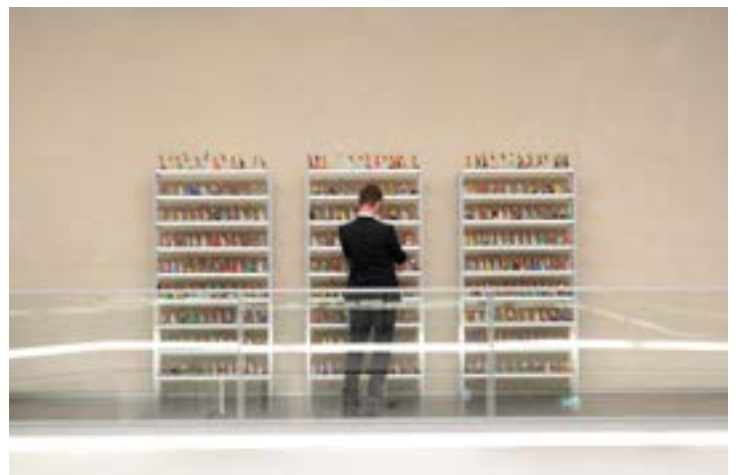
DOGS IN DER BANK

ÜBER EINE ALLIANZ
ZWISCHEN KUNST UND FINANZWIRTSCHAFT

Obwohl zwischen Kunst und Geldanlage im Bankwesen eine enge Verbindung besteht, waren bei diesem Projekt im Jahr 2014 nicht die sicheren Werte Anlass für eine Allianz zwischen Bankwirtschaft und Kunst. Es war die Neugier des Finanzvorstandes der *UniCredit Bank AG*, Peter Hofbauer, – an der Kunst selbst und an einer neuen Erfahrung des Austauschs. Seinen über 400 Mitarbeiter_innen wollte er das Thema Wertschaffung nicht allein über Zahlen, das Thema Wertschätzung nicht nur über Trainings vermitteln. Als Partnerin wählte er mit der *PLATFORM* eine innovative Organisation, die als Intermediärin über Pilotprojekte zwischen Kunst und Wissenschaft forscht und modellhaft durchführt.

Gemeinsam mit dem Künstler Amedeo Polazzo, dessen Projektidee sich in einem ausgeschriebenen Wettbewerb durchgesetzt hatte, entwickelte sich ein vielschichtiger Prozess. Sein Projekt mit den Mitarbeiter_innen der Bank beschäftigte sich mit ebenso einfachen wie komplexen Fragen, die sowohl für den Künstler als auch für die Arbeit im Bankkontext relevant sind: Wie entsteht Wert? Worin besteht der Wert von Kunst? Worin besteht der Wert von Arbeit? Welche Werte sind wichtig? Wann bin ich erfolgreich? Wie bringe ich meine Individualität in Gemeinschaftsprozesse ein? So entstand eine Auseinandersetzung auf Augenhöhe.

So unterschiedlich die Bereiche Kunst und Wirtschaft auch sein mögen, ethische Werte und Emotionen verbinden sie, wie sich im Verlauf der Zusammenarbeit zeigte. Der Künstler wurde zum Impresario eines komplexen Prozesses und lud nach einem Impulsvortrag die 388 Mitarbeiter_innen ein, Gipshunde (Dogs) in der Münchner Zentrale der Bank zu gestalten und damit Koproduzent_innen zu werden. Die entstandenen Hunde wurden in einem Jahrbuch gezeigt, zogen im Rahmen einer Ausstellung durch den Kunstkontext und in andere Banken – und ermöglichten auf diese Weise Dialoge, Diskurse und neue Begegnungen zwischen unterschiedlichsten Menschen. Kunst ist eine durchaus ernste Angelegenheit, doch sie kann spielerisch und lustvoll anregen, neue Perspektiven zu öffnen. Die Wirtschaft auf der anderen Seite ist wesentlicher Teil unserer Kultur und damit auch eine Partnerin, wenn es gilt, neue Sichtweisen und Methoden für die Gestaltung der Zukunft zu entwickeln. (EH)



STEPHANIE CZERNY

„DAS THEMA,
AN DEM ICH IM MOMENT SITZE,
IST WEDER ALLIANZ NOCH KOOPERATION,
SONDERN DAS ERFOLGSMODELL
DER FREUNDSCHAFT.“

Stephanie Czerny sieht den Veränderungen durch digitale Neuerungen offen entgegen. Denn sie ist überzeugt davon, dass sie das Potenzial haben, unser Leben und unsere Welt zu verbessern. Seit 2005 leitet Czerny eines der wichtigsten Treffen der Digital-Szene außerhalb der USA, die *Digital Life Design*. Bei den jährlich in München stattfindenden interdisziplinären Events bringt sie Vordenker_innen aus Wirtschaft, Wissenschaft und Kunst zusammen, um gemeinsam mit ihnen über Entwicklungen und Chancen der digitalen Revolution zu sprechen. Bei aller Digitalität plädiert die Politikwissenschaftlerin und gelernte Journalistin jedoch auch für das Hier und Jetzt: Nur, wer sich mit den ihn umgebenden Dingen auseinandersetzt, sich auf grundlegende Werte besinnt und die Welt vor seiner Haustür kennt, kann ihrer Meinung nach Visionen für die Zukunft entwickeln.

Auf der *Digital Life Design (DLD)* verbinden Sie Macher_innen der digitalen mit Expert_innen der realen Welt. Eine Zeitlang gab es mit der *DLD Women* einen Ableger der Konferenz ausschließlich für Frauen. Was war Ihre Motivation für diese Entscheidung?

Viele der damals interessanten Geschäftsgründungen waren männerdominiert. Daher wollte ich die Role Models der weiblichen Internet-Szene, aber auch aus Wissenschaft und Politik zusammen-trommeln und fragen, was ist denn da los? Was ist eurer Meinung nach falsch gelaufen? Das habe ich zwei- oder dreimal gemacht, dann aber festgestellt, dass wir von einem Dialog über das Thema in einen ‚Multilog‘ kommen müssen, zu einer echten Konversation, einer echten Veränderung. Und jetzt treten beim *DLD* so viele Frauen auf, wie möglich. Ich versuche auf eine 50:50-Speaker/Role-Quote zu kommen. Das gelingt mir noch nicht ganz, aber wir arbeiten daran.

Seit einigen Jahren gibt es die *DLD Women* nicht mehr, warum?

Eine Konferenz ausschließlich für Frauen zu machen war zwar reizvoll und schön, aber es war nicht der Zweck, den ich beabsichtigte, nämlich das Thema ‚Diversity‘ als Eins-zu-eins-Thema zwischen Männern und Frauen in die Welt zu bringen. Was nutzt es uns Frauen, wenn wir uns untereinander gut unterhalten und gut verstehen, die Männer aber immer noch ihre Stammtischallüren haben und ihre eigenen Seilschaften knüpfen.

Schließen Frauen anders Allianzen als Männer?

Vor drei, vier Jahren hätte ich gesagt: Ja, Frauen ticken als Unternehmerinnen anders als Männer. Aber wenn man genau hinschaut, dann ist die Intention zu gründen immer dieselbe: Es gibt eine Idee, man kann sie umsetzen, los geht's. Erst in der Ausführung, in der Gestaltung eines Unternehmens sind Unterschiede auszumachen. Frauen sind durch ihre Rolle als Mutter oft sehr viel pragmatischer, sie müssen ihre Kinder versorgen und zusätzlich mit dem Job unter einen Hut bringen. Aber da hat sich viel geändert. Es gibt immer mehr Väter, die Elternzeit nehmen, sodass es bei der Betreuung der Kinder keinen großen Unterschied mehr gibt. Ich gehöre zu einer Generation, in der das vollkommen getrennt war. Frauen sind zu Hause geblieben, und die Männer waren die Hauptverdiener.

Haben Sie nicht das Gefühl, dass die digitale Welt immer noch eine Männerwelt ist?

Ich meine, dass wir da auch mit unseren eigenen Vorurteilen zu tun haben. Natürlich bekommt man in der Arbeitswelt schnell das Gefühl, dass Männer am liebsten unter Männern sind und Frauen am liebsten unter Frauen. Es braucht eine gewisse Mittlerfunktion, die beide Welten zusammenbringt. Ich denke aber, dass sich da im Moment viel tut und alte Rollenmuster aufbrechen. Dass es durch die neuen Medien und die Digitalisierung, die unsere Welt so grundlegend verändert, so etwas wie hierarchisches Denken gar nicht mehr in dem Maße wie früher gibt. Wir müssen uns bewusst sein, dass Digitalität kein Top-down-Approach ist. Also der alte Ansatz vom Chef, der sagt, was zu tun ist, funktioniert nicht mehr ungebrochen.

Würden Sie zustimmen, dass die digitale Revolution mehr Gemeinsinn geschaffen hat als Einzelkämpfertum?

Unbedingt. Wenn man Digitalität richtig nutzt – und ich nutze sie ähnlich, wie ich Elektrizität nutze –, kann man davon ausgehen, dass sie unser gemeinsames Leben erleichtert. Man kann mit dem Büro, der Familie, den Freunden ganz anders Kontakt halten. Denken Sie allein an die Möglichkeit, dass man die Hausaufgabenbetreuung sehr pragmatisch über *WhatsApp* oder *Facebook* machen kann.

Nach 20 Jahren in diesem Business, was bedeutet ‚Digital, Life, Design‘ für Sie persönlich?

‚Digital, Life, Design‘ ist vor allem eine Marke für mich geworden, eine Marke, die ich vorwärtstreibe. Ich beschäftige mich seit mehr als zwölf Jahren damit, wie Digitalität unsere Gesellschaft und unser Leben verändert. Aber auch unsere Privatheit, unser Selbst, unseren Körper, unser Bewusstsein. Wir haben die Konferenz 2005 *Digital, Life, Design* genannt, weil dieses Zusammenspiel den umfassenden Blick auf die sich verändernde Welt beschreibt. Und ich würde sie auch heute noch so nennen.

Steht der Begriff des Designs für Sie analog zum deutschen ‚gestalten‘?

Ich gestalte mein Leben innerhalb dieser digitalisierten Welt. Wir reden immer über Digitalwelten, aber im Grunde nützt die ganze Digitalität nichts, wenn sie kein Ziel hat. Wollen wir die Menschen schneller, wollen wir sie besser kennen? Elektrizität hat immer einen Grund, man macht das Licht an, treibt eine Maschine an. Di-

gitalität hat auch einen Zweck, und zwar möglichst viele Daten zu sammeln, damit man das Leben vereinfacht, es über-wachen kann. Elektrizität ist ähnlich wie Digitalität, damit wird sie wertfrei per se. Das Spannende ist, was der Mensch daraus macht.

Auf welche Werte sollten wir uns in unserem digitalen Zeitalter wieder stärker besinnen?

Die Werte aus dem analogen Zeitalter bleiben bestehen. Wir haben keine anderen. Es geht letzten Endes immer um die Zehn Gebote: Du sollst nicht stehen, du sollst nicht lügen, du sollst Vater und Mutter ehren und so weiter. In einem Zeitalter mit immer weniger Privatsphäre müssen wir uns bewusst machen, wer wir Menschen sind und was uns ausmacht. Wir müssen Gemeinsinn wieder wichtig nehmen genauso wie die Rolle der Einzelnen gegenüber der Gemeinschaft. Das sind Aspekte über die wir neu denken müssen. Der Kant'sche Imperativ, also der ‚Ausgang des Menschen aus einer selbst verschuldeten Unmündigkeit‘, fängt eigentlich jetzt erst an. Zum ersten Mal erfahren wir über uns selbst so viel wie nie zuvor, über unsere Verhaltensmuster, unsere Mobilitätsmuster, unsere Medizinmuster, und auch über unsere Sehnsüchte.

Was heißt das für jede_n Einzelne_n?

Wir müssen lernen, Privatheit als Gut aufzugeben und etwas anderes an die Stelle setzen. Ich kann Ihnen heute nicht sagen, was es ist, aber ich fühle, dass wir mit dem Thema ‚Transparenz‘ noch ganz am Anfang sind. Jeder noch so sichere Code der Bank kann gehackt werden, Dinge wie Privatsphäre oder Geschäfts-geheimnisse werden früher oder später obsolet. Ich will nicht sagen, das sei pessimistisch, aber es ist das, was die Gegenwart extrapoliert in eine Zukunft, die wir uns noch nicht vorstellen können. Daran teilzunehmen, mit den Treiber_innen zu sprechen und ein Gefühl für deren Werte- und Technologievorstellungen zu bekommen, finde ich extrem spannend. Deswegen mache ich die *DLD*.

Geht es dabei auch um neue Räume, die sich auftun, von denen wir noch keine Vorstellung haben, weil sie so immateriell sind? Und um die Frage, wie wir uns darin bewegen?

Ja, unbedingt. Die digitale Entwicklung hat makropolitische und mikropolitische Implikationen, die wir uns heute noch nicht vorstellen können. Wenn man davon ausgeht, dass sich die Städte in den

nächsten drei, vier Jahren grundlegend verändern werden, stellt sich die Frage, was bedeutet das für das Zusammenleben? Was macht das mit uns selbst?

So vieles ist inzwischen denkbar, fast jede technische Innovation können wir uns vorstellen. Aber wie sollen wir als Menschen mit diesem neuen System umgehen?

Mit großer Offenheit und großer Menschenfreundlichkeit. Etwas anderes bleibt uns auch gar nicht übrig.

Was assoziieren Sie vor diesem Hintergrund mit dem Begriff ‚Allianz‘?

Da denke ich an eine große Münchner Versicherung, auch da das traditionelle Geschäftsmodell von Banken oder Versicherungen obsolet wird, weil Internetfirmen ohne den Überbau viel schneller agieren können.

Bei ‚Allianz‘ denke ich aber auch an gewisse Strategien, die man am besten mit mehreren Leuten entwickelt, für die man sich verbündet. Ich bin allerdings kein großer Freund davon, Allianzen zu schmieden.

Ist der Begriff ‚kooperieren‘ besser?

Ja, Kooperation gefällt mir viel besser, gemeinsame Muster zu erkennen. Eine Allianz schmiedet man, wenn man sich in einer Konkurrenzsituation befindet, wenn man jemanden ausbremsen will. Der Gedanke gefällt mir nicht, das ist mir zu martialisch.

Fällt Ihnen eine Kooperation ein, die Sie in letzter Zeit besonders beeindruckt hat?

Das Thema, an dem ich im Moment sitze, ist weder Allianz noch Kooperation, sondern das Erfolgsmodell der Freundschaft. Viele der erfolgreichsten Gründungen in den letzten Jahrzehnten sind von Freunden ins Leben gerufen worden. Zum Beispiel Sergey Brin und Larry Page, zwei Studenten aus Stanford, haben *Google* gegründet; Brian Chesky und Nathan Blecharczyk haben *Airbnb* aufgebaut. Das gemeinsame Tun aus einer gemeinsamen Geschichte heraus ist ein sehr spannendes Business- und Zukunftsmodell. In einer Welt, die immer digitaler wird und immer mehr von Strategien bestimmt wird, finde ich gerade so etwas ganz Einfaches interessant.

Gilt das auch für die Art und Weise, wie man miteinander umgeht?

Unbedingt. Bei einem Freund muss ich überhaupt nicht darüber nachdenken, dem kann ich blind vertrauen. Und

Freunde sind ja oft sehr komplementär, der eine ist musisch interessiert, der andere an Mathematik, und sie finden sich in der Mitte. Und so kann man auch viele Geschäftsideen verwirklichen.

Sie haben einmal gesagt, wir müssten erst die Gegenwart verstehen, bevor wir an die Zukunft denken. Was würden Sie gern an der Gegenwart verändern?

Die Entfremdung. Ich finde es erschreckend, mit jungen Menschen zu sprechen, die sich perfekt auf ihren unterschiedlichen digitalen Plattformen auskennen, aber keine Ahnung mehr von der Welt vor ihrer eigenen Tür haben. Die können weder ihren Stadtteil beschreiben noch wissen sie von den Menschen, denen es nicht gut geht. Sie haben auch keine Ahnung von der Natur, können kaum eine Taube von einem Raben unterscheiden oder wissen die Blumen nicht zu benennen, die sie zertreten. Ich bin so unglücklich darüber. Wir müssen erst mal den Boden, auf dem wir stehen, fühlen können, damit er für uns eine Basis sein kann.

Eine Basis, auf der man dann die Zukunft gestaltet?

Ja, genau. Wie können wir Visionen haben, wenn wir uns nicht engagieren für unsere Nachbarn, für unsere Familie? Wie können wir Visionen haben, wenn wir unseren nächsten Umkreis versuchen zu vermeiden und den Konflikten in unserer nächsten Umwelt aus dem Weg gehen?

Sie touren durch die Städte der Welt, New York, Brüssel ... Wie sieht es mit den Regionen aus?

Auch hier gilt: Man kann nicht in der Welt zu Hause sein, wenn man nicht vor seiner eigenen Haustür Bescheid weiß. Man kann nicht kosmopolitisch sein, wenn man kleine Städte wie Marktredwitz oder Bad Aibling oder Furth im Wald und deren Umland nicht versteht. Weil ich das so wichtig finde, habe ich das Format ‚DLD Campus‘ gegründet, wo wir an Universitäten gehen, die nicht in den Metropolregionen liegen, wie zum Beispiel Bayreuth. Im Sommer 2017 fand der große *DLD Campus Bayreuth* statt, zu dem wir Leute aus dem Silicon Valley und Unternehmer aus der Region eingeladen haben. Man muss als neugieriger Mensch nicht nur ins Silicon Valley fahren, sondern auch nach Bayreuth oder in andere Städte in deutschen Regionen und schauen, was da los ist. Da gibt es super Universitäten, florierende Industrie, interessante Menschen. Dort ist die Zukunft.

Halten Sie es also für möglich, dass sich hier in Bayern, in den Regionen, Innovationen noch weiter entwickeln?

Ja, unbedingt. Ich bin hier inzwischen viel lieber als in Amerika, weil ich finde, hier passieren so spannende Dinge, viel mehr als man denkt.

Sie haben schon mal erwähnt, dass München das nächste Silicon Valley sein könnte. Warum gerade München?

Hier gibt es schon extrem viel. Hier sind nicht nur die großen Lead-Unternehmen wie *BMW*, *Airbus*, *MTU* und die großen Universitäten, *Technische Universität* und *Ludwig-Maximilians-Universität*. Hier sind auch kleinere Unternehmen wie *EOS Electro Optical Systems*, die Weltmarktspezialisten für 3-D-Druck sind. Wir haben in München das beste Ingenieur-Umfeld. Und wir haben hier fantastische Kunst, die ebenfalls als Seismograf für gesellschaftliche Entwicklungen dient. Das sind alles wichtige Komponenten für eine florierende Wirtschaft.

Was braucht es denn, damit diese Entwicklungen stärker nach draußen getragen werden?

Unternehmertum, Unternehmergeist. Keine Angst vor Fehlern, keine Angst vor Neuanfängen, keine Angst vor Regulierungen und vor Repressionen. Sondern Mut, sich zu engagieren, Mut, für seine Ideen einzustehen, Mut, etwas auszuprobieren.

Welche Partner_innen und Allianzen sind nötig, damit man tatsächlich etwas bewegen kann?

Das Allerwichtigste in meinen Augen sind gute Lehrer_innen, die keine Angst vor der Zukunft haben, die keine Angst haben, sich mit den Herausforderungen unseres gegenwärtigen Lebens auseinanderzusetzen. Was es braucht, ist eine neue Aufklärung, das Gegenteil von einer Vogel-Strauß-Politik. Wir müssen wieder lernen, die Dinge nicht zu konsumieren, sondern uns mit ihnen auseinanderzusetzen. Wer tut das denn heute noch? Wie können ‚Fake News‘ entstehen? Indem wir Meldungen konsumieren und nicht gestalten. Alle haben Angst, aber diese Angst ist ein vages, diffuses Gefühl, das man auflösen kann, indem man Dinge erklärt. Ich komme mir manchmal vor wie ein Wanderprediger. Ich sage immer, ich bin die neugierige Hausfrau. Wenn ich es verstehe, dann hat es eine Chance im Markt.

Mit welchen Argumenten könnte man Stadtverwaltungen dazu bringen, neue

Allianzen zu fördern? In neue Räume zu investieren, in denen existierendes Potenzial auch sichtbar wird?

Systemtheoretisch muss man immer die verschiedenen Komponenten erklären, warum ist es sinnvoll, dass man dies und das macht. Ich denke, dass man die Stadträt_innen einfach mitnehmen muss, indem man ihnen Erfolgsbeispiele zeigt. Ich veranstalte jedes Jahr in Israel eine Art Festival, zu dem wir Teilnehmer_innen aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen einladen, ein paar Tage lang die Start-up-Nation Israel kennenzulernen. Wenn Sie wüssten, wie chaotisch in Israel Zukunft gebaut wird, in welchen schrecklichen Klitschen, wo Hunderte von Computern stehen, wo gehackt wird, wo man gemeinsam an einem Thema arbeitet. Wir haben zu hohe Ansprüche. Bevor man sagt, wir müssen Räume schaffen, muss man erst einmal ein paar Leute finden, die wirklich an eine Idee glauben.

Also Leute finden, die sich tatsächlich zusammentun?

Ja, aber die müssen nicht unbedingt miteinander arbeiten, sondern das müssen Leute sein, die eine Vision haben, die sie umsetzen wollen. Und diese Leute muss man mit aller Kraft unterstützen, bei der Wohnungssuche zum Beispiel. Wenn ich bei der Stadt München wäre, würde ich ähnlich wie in den 20er-Jahren oder kurz nach der Jahrhundertwende Ateliers schaffen.

Der Prinzregent hat es damals verordnet.

Genau, manchmal braucht es klare Richtlinien. Ich würde fordern: günstigen Raum zur Verfügung stellen, für Gründer_innen, aber auch für die Menschen, die wesentliche, jedoch schlecht bezahlte Arbeit für unsere Gesellschaft leisten: Wenn es sich Polizist_innen und Erzieher_innen in München nicht mehr leisten können, in der Stadt zu wohnen, dann ist irgendwas falsch. Das muss sofort passieren. Ich würde, um die Zukunft zu gestalten, die Gegenwart versuchen zu verbessern.

Wie würden Sie Ihre Rolle bezeichnen?

Ich verstehe mich als Kuratorin einer Digital-Konferenz. Als Neugierige. Ich bin auf keinen Fall eine Netzwerkerin. Ich finde es spannend, Leute zusammenzubringen, bei denen ich vermute, die könnten gut zusammenpassen. Das ist aber kein Netzwerk, sondern ich habe eine Idee dabei. Kuratieren finde ich spannender als Netzwerken.

Was treibt Sie persönlich an?

Ich bin ein zufriedener Mensch. Und zufrieden bin ich, weil ich mich mit Dingen beschäftige, die mir Spaß machen, weil ich mich mit Menschen beschäftige, die ich interessant finde, die meinen Horizont erweitern. Das treibt mich an. Und natürlich treibt es mich an, mein Wissen, aber auch mein Leben oder meine Gedanken und meine Ideen ständig weiter zu entwickeln. Ich würde nie sagen, ich gehe jetzt in Rente und spiele Golf und gehe zweimal in der Woche in die Oper. So ein Lebensmodell interessiert mich nicht.

Welche Rolle geben Sie gestaltenden Disziplinen wie Kunst oder Design bei der Gestaltung der Zukunft?

Eine extrem wichtige Rolle. Kunst ist für mich der Überbegriff, denn ich bin der Meinung, einen guten Code zu schreiben, ist genauso Kunst, wie eine aufregende Installation zu bauen. Design im Sinne von Daten- oder Informationsdesign finde ich extrem spannend, denn die mit der Digitalisierung einhergehende Datenkultur verändert so vieles, dass es auch einen neuen Ansatz im Design braucht. Wie wir zum Beispiel unseren Körper betrachten: Noch nie gab es so viel Wissen über unseren Stoffwechsel. Sie haben ein anderes personalisiertes Körperdesign als ich, und Daten können es so gestalten, damit wir es verstehen. Design ist Kunst, die sich nützlich macht. Design ist für uns die Visualisierung von Nutzen, den wir aus dieser veränderten Welt ziehen.

Müsste sich unser Bildungssystem dann nicht stärker auf sinnliche Aspekte statt auf das rationale Denken fokussieren? Wäre es nicht an der Zeit, dass man auch an Hochschulen, zum Beispiel in Wirtschaftsstudiengängen, Aspekte unserer Kultur mit einbezieht?

Das wäre schön. Doch hier bin ich hinsichtlich Verordnungen skeptisch. Student_innen müssen wach genug sein, um selbst darauf zu kommen. Zumindest braucht es einen persönlichen Anker. Das kann man nicht verordnen, sondern nur auf eine zufällige Begegnung und ein tolles Erlebnis mit der Kunst setzen.

Also ist Freiwilligkeit das wesentliche Prinzip?

Unbedingt, denn Neugier kann man nicht verordnen. Das ist, meine ich, etwas ganz Wichtiges. Die Lust auf Neues.

Dann kommen wir eigentlich wieder zur Basis zurück, zu den Menschen, zum Miteinander.

Und zum Hier und Jetzt. Ich denke, dass man das einfach nicht unterschätzen darf. Wenn Sie zufrieden sind, einfach mit sich im Reinen, dann haben Sie Freiraum für Neues. Aber wenn Sie von den Dingen entfremdet sind, wenn Sie sich selbst nicht spüren, wenn Sie Ihre Beine auf dem Boden, auf dem Sie stehen, nicht spüren und mit Ihrem Kopf zusammenbringen können, wie können Sie dann neugierig sein?

Das Interview führte Elisabeth Hartung.

Stephanie Czerny ist Geschäftsführerin der *DLD Media GmbH*, einem Tochterunternehmen von *Hubert Burda Media*, und Mitbegründerin der Digital- und Innovationskonferenz *DLD (Digital, Life, Design)* inklusive ihrer zahlreichen Ableger wie *DLD New York, DLD Women, DLD Tel Aviv* etc. Seit ihrem Einstieg bei *Hubert Burda Media* im Jahr 1995 verfolgt und gestaltet Stephanie Czerny die Entwicklungen der digitalen Welt. Für ihr Engagement, die internationale Technikelite zu vernetzen, wurde sie mit der Staatsmedaille für besondere Verdienste um die bayerische Wirtschaft sowie mit der Staatsmedaille für besondere Verdienste um Bayern in einem vereinten Europa ausgezeichnet.

STUDIO ÓLAFUR ELÍASSON

DAS ATELIER
ALS INTERDISZIPLINÄRER
PRODUKTIONSORT

Das Foto zeigt wie Ólafur Elíasson zusammen mit einem Teil seines Teams eine Licht- und Schatteninstallation testet. Das Berliner Studio des Künstlers ist kreatives Forschungslabor, Thinktank, wissenschaftliches Institut, Werkstatt, Verwaltung und Headquarter in einem. Organisiert ist es wie ein nach neuesten Erkenntnissen konzipiertes innovatives Unternehmen. Über hundert Menschen aus den unterschiedlichsten Kontexten arbeiten hier. Es werden neue Allianzen geschmiedet und Programme sowie neue Bildungs- und Social-Entrepreneur-Konzeptionen wie *Little Sun* erarbeitet. Begreift man das Atelier als Keimzelle oder Zentrum des Kunstsystems, nimmt das Studio Elíasson eine Schlüsselrolle ein. Es ist nicht mehr Rückzugsort, sondern in stetigem Diskurs und Austausch begriffen. Es werden komplexe Aufträge abgewickelt, neue Konzepte initiativ entwickelt, getestet und vermittelt. Das Atelier nimmt die Rolle als Schnittstelle zwischen unterschiedlichsten Disziplinen wahr und steht beispielhaft dafür, dass der Impetus der Kunst im 21. Jahrhundert ist, in neuen Allianzen konkret an der Gestaltung der Zukunft zu arbeiten. (EH)



¹
Ólafur Elíasson, Pressemitteilung
zur Publikation Studio Olafur
Elíasson – Open House, Juni 2017



“I have been pushing for art to act on its responsibility and for others to understand its potential. My motivation is simple: I think art and culture are incredibly robust and have so much to offer, also outside the cultural sectors. There is ultimately no space in which art cannot work. Culture has consequences for how we see the world and how we make the world. It is crucial to our feelings of being connected and of global responsibility, and it can build bridges between local and global contexts. The arts embrace diversity, often generate a sense of trust and inclusion, and even cultivate feelings of empathy and compassion. And we need more of that.”¹

NORA SZECH

„DAS ZIEL IST,
DIE STRATEGISCHE INTERAKTION VON MENSCHEN
BESSER ZU VERSTEHEN.“

Würde man Kaufentscheidungen mehr nach ethischen Gesichtspunkten treffen, könnte möglicherweise einiges fairer werden. Die Wirtschaftswissenschaftlerin Nora Szech untersucht in empirischen Studien und spieltheoretischen Modellen, welchen Stellenwert moralische Kategorien haben. Dabei geht sie stets davon aus, dass der Mensch Kooperationen bildet und Allianzen schmiedet. Mit reichlich ungewöhnlichen und provokanten Forschungsszenarien und interdisziplinären Untersuchungsmethoden will sie aktiv dazu beitragen, dass Märkte fairer werden und sich das herrschende Wirtschaftssystem ändert.

Welches ist die grundlegendste Erkenntnis Ihrer Forschung?

Anders als in der Ökonomie traditionellerweise angenommen sind Märkte nicht neutral. Stattdessen beeinflussen ökonomische Institutionen unser Werteverständnis und unser moralisches Handeln. Dahinter stecken vermutlich mehrere Gründe: Im Markt schalten viele Menschen auf Konkurrenz und Profitstreben um. Sie wollen einen besseren Deal machen als andere und vergessen dafür kurzzeitig ihre ethischen Werte. Zudem begreift sich die oder der Einzelne oft als wenig einflussreich. Ganz nach Wühltschmentalität: ‚Wenn ich nicht zugreife, tut es jemand anderes. Was ändert das schon im Großen und Ganzen?‘ Das kann zum Beispiel auch in Gruppen und Gremien eine Rolle spielen, wenn sich die oder der Einzelne gut hinter anderen verstecken kann.

Wie kommen aus Sicht der Verhaltensökonomie Entscheidungen zustande?

Viele Faktoren spielen eine Rolle. Wenn es um ethisch relevantes Verhalten geht, ist sowohl die Situation als auch der eigene Charakter entscheidend. Selbst in der anonymsten Marktsituation, in der viele Menschen gierig und selbstorientiert handeln, behalten manche ihren inneren moralischen Kompass. Wir sprechen dann von einem ‚Homo moralis‘. Hier spielt die Sozialisation eine wichtige Rolle: Wer früh teilen gelernt hat, wird es auch später eher schaffen, die Interessen anderer zu respektieren und verantwortlich zu handeln. Statistisch gelingt das übrigens Frauen besser als Männern, allerdings kann auch das einfach an der unterschiedlichen Erziehung liegen.

Welche Rolle spielen Allianzen im menschlichen Verhalten?

Menschen sind kooperationsfähig. Deshalb können sie gemeinsam Probleme angehen, mit denen sie allein vollkommen überfordert wären. Allerdings können die meisten Menschen nicht nur Arbeitsaufgaben, sondern auch Schuldgefühle gut teilen. Diese Teilbarkeit von Schuld wird gezielt genutzt. Die Todesstrafe zum Beispiel wird in den USA typischerweise nicht von einzelnen Vollstrecker_innen ausgeführt, sondern von ‚Execution Teams‘, also von Hinrichtungsteams. Auch Erschießungskommandos bestehen aus vielen. Erst wenn viele Soldaten durch solche Arrangements zusammenkommen, sind sie überhaupt in der psychologischen Verfassung, abdrücken zu können.

Wie definieren Sie als Ökonomin spielerische Interaktion?

In der Ökonomie nimmt die Spieltheorie bis heute eine grundlegende Rolle ein, und diverse Nobelpreise wurden schon dafür vergeben. Dabei empfand ich das Wort ‚Spieltheorie‘ immer unglücklich gewählt. Das Ziel ist, die strategische Interaktion von Menschen oder auch von ganzen Ländern besser zu verstehen. Ein wichtiger Anstoß für die Entwicklung der Spieltheorie war die politische Herausforderung nuklearer Bedrohung – ein Thema, das auch heute leider akut ist: Wenn ein Land mit einer Atombombe bedroht wird – wie soll es reagieren? Solche politischen Fragen versuchen Spieltheoretiker_innen seit jeher zu beantworten. Mit der Zeit zeigte sich dann, dass auch viele andere Probleme spieltheoretisch betrachtet werden können, zum Beispiel die Interaktion von ‚Spielern‘ wie Firmen und Konsumenten in Märkten, oder die Interaktion von Ehepartner_innen, wenn es darum geht zu verhandeln, wer wie viel Hausarbeit übernimmt.

Die Gesellschaft wandelt sich gerade durch Digitalisierung und künstliche Intelligenz radikal. Was ist die größte Herausforderung für das Zusammenleben von Menschen?

Den meisten Menschen ist eine erfüllende Arbeitstätigkeit wichtig. In aktuellen Umfragen kommt der Wunsch nach einem guten Arbeitsleben sogar an erster Stelle. Wer seine Arbeit mag, profitiert davon gesundheitlich. Zudem gibt das Arbeitsleben vielen Menschen Struktur, ohne die sie sich eher hängen lassen würden, und sie knüpfen bei der Arbeit soziale Kontakte. Also stellt sich die Frage, wie wir als Gesellschaft damit umgehen wollen, falls durch technischen Fortschritt Stellen in großem Umfang gestrichen werden.

Ich vermute, dass eine Abkehr von der traditionellen Vollzeit ein guter Ansatz sein könnte, dem Problem zu begegnen. Zugleich ergeben sich dadurch mehr Freiräume für die Menschen – Zeit für Familie, Freunde, Erholung, Sport und ehrenamtliches Engagement. All diese Faktoren können positiv auf unser Glücksempfinden einwirken. Aus wissenschaftlicher Sicht ist es also ratsam, sie nicht zu kurz kommen zu lassen.

Welche Rahmenbedingungen braucht Fairness?

Zahlreiche ökonomische Studien belegen, dass Menschen auch ohne Zwang die Interessen anderer ein Stück weit respektieren. Wenn jemand zehn Euro

zwischen sich und anderen Studienteilnehmer_innen beliebig aufteilen darf, bekommt der oder die andere schon oft ein, zwei Euro ab – aber fifty-fifty wird fast nie geteilt. Frauen, die eher dem ‚Homomoralis‘-Profil entsprechen, sind oft generöser als Männer, aber trotzdem: Die Studien zeigen, dass es Regeln und gesetzlichen Schutz geben muss, wenn die Interessen aller gleichermaßen berücksichtigt werden sollen.

Inwiefern könnte ein Grundeinkommen die Wirtschaft und die Märkte verändern?

Zum Grundeinkommen gibt es sehr unterschiedliche Ansätze – eine wichtige Frage ist zunächst, wie man es finanziert. Je nach Ausgestaltung werden die verändernden Effekte also stark variieren. Einen sehr wichtigen Aspekt bei dem Thema finde ich die Bekämpfung der Armut von Kindern und Alleinerziehenden. Ob durch ein Grundeinkommen oder andere Wege: Hier hat unsere Gesellschaft dringenden Handlungsbedarf!

Mit welchen Disziplinen würden Sie gern mal eine Allianz eingehen?

In der Vergangenheit habe ich mit Neurowissenschaftler_innen, Künstler_innen, Psycholog_innen, Mathematiker_innen und Statistiker_innen gearbeitet. Jede dieser Allianzen hat geholfen, meinen Horizont zu erweitern! Sehr gern möchte ich in der näheren Zukunft zudem mit Ernährungswissenschaftler_innen arbeiten. Unsere Studien haben gezeigt, dass Tradition und Gewohnheit eine große Rolle beim Essverhalten spielen. Vielen Menschen fällt es sehr schwer, ihre Gewohnheiten abzulegen – auch wenn sie es sich sehr wünschen. Deshalb möchte ich an Programmen arbeiten, die Menschen unterschiedlichen Alters sinnvoll Hilfestellung geben können.

Gewohnheiten prägen auch viele andere Bereiche des Alltags – zum Beispiel das Einkaufsverhalten. Viele Menschen lehnen die Herstellungsbedingungen diverser Textilartikel ab, schaffen es aber trotzdem nicht, das gewohnte Zugreifen im Laden abzustellen. Auch hier möchte ich mit meiner Forschung verstärkt ansetzen.

Inwiefern könnte eine Allianz von Kunst und Wirtschaft für Sie als Ökonomin sinnvoll sein, wenn wir von der Gestaltung der Zukunft sprechen?

In der Kunst geht es um Kreativität, und die braucht es in der ökonomischen Forschung natürlich auch! Das Bisherige in-

frage stellen, Grenzen überschreiten, all das ist nötig, wenn wir uns in der Ökonomie weg von unseren traditionellen Ansätzen wagen.

In Kooperation mit der *Universität der Künste* haben wir den Anspruch an festliche Essen untersucht. Uns ging es insbesondere um die Rolle von Fleisch. Diverse Studien belegen, dass der hohe Fleischkonsum in unserer Gesellschaft sowohl für das Klima als auch für unsere Gesundheit schädlich ist – vom Leid der Tiere, gerade in der Massentierhaltung, ganz zu schweigen. Trotzdem ist es so, dass viele mit einem Fest wie Weihnachten nun einmal einen großen Braten verbinden, der gehört einfach dazu.

Wir fanden heraus, dass viele Menschen einen Braten zwar festlich finden, die damit verbundene Menge Fleisch aber nicht essen möchten. Zudem ließen wir Studienteilnehmer_innen selbst visuell gestalten, welche Farben auf ihrem Weihnachtsteller zu sehen sein sollten. Da gab es viel knackiges Grün und Rotkohlröt...

Fleisch scheint eine Rolle für den Genuss zu spielen, jedoch eine kleinere als traditionell angenommen. Aber: Wie schafft man es als Gastgeber_in, an dieser Tradition zu rütteln? Das kann eine große Herausforderung sein, die Fingerspitzengefühl erfordert.

Können wir hoffen, dass in der Wirtschaft ethische Maßstäbe das Handeln bestimmen – und nicht erst zum Tragen kommen, wenn genügend materieller Gewinn aus steuerlichen Gründen vorhanden ist?

Zertifizierungen und Transparenz können helfen, ethische Werte zu stützen. So können Firmen für nachhaltiges Wirtschaften und das Gewährleisten ethischer Standards eine Reputation aufbauen. Für Konsument_innen darf es nicht zu leicht sein, sich aus der Verantwortung zu stehlen. Gut ist, wenn fair erzeugte Ware direkt als Alternative, zum Beispiel im Supermarktregal, verfügbar ist. Gleiches wäre im Textil- und Elektronikbereich dringend nötig. Zudem braucht es einen guten rechtlichen Rahmen, am besten auf EU-Ebene.

Sehnsucht nach Gemeinschaft und gleichzeitig extrem hohe Vereinzelung und Selbstoptimierung kennzeichnen unsere Gesellschaft. Was wären Wege aus dem Dilemma?

Ich denke, dass wir als Gesellschaft mehr Verantwortung füreinander übernehmen müssen. Traditionelle Modelle wie die klassische Familie sind längst nicht mehr

Wer früh teilen gelernt hat, wird es auch später eher schaffen, die Interessen anderer zu respektieren und verantwortlich zu handeln.



so stabil. Und die Ehe bietet qua Gesetz viel weniger wirtschaftliche Sicherheit für Verheiratete als früher. Kinder und Erziehende sollten daher mehr direkte gesellschaftliche Unterstützung erfahren. Betreuungsangebot und Zugang zu Bildung müssen sich für Kinder erheblich verbessern. Es kann nicht sein, dass der Bildungshintergrund der Eltern noch immer eine wichtige Stellschraube dafür ist, ob ein Kind später studiert oder nicht! Öffentliche Betreuungsangebote und Schulen müssen so gut sein, dass privilegierte Schichten ihre Kinder nicht zur Privatschule schicken. Übrigens denke ich auch, dass der Zugang zu Kunst und Kultur einfacher werden muss. Ob ein Kind ein Instrument lernen darf oder nicht, ob es in Ausstellungen oder ins Theater geht, hängt noch viel zu oft am Bildungshintergrund der Eltern.

Welche anderen Werte und Verhaltensweisen nehmen Sie bei der jüngeren Generation im Unterschied zur Generation der über 50-Jährigen wahr?

Manche Themen treiben Jüngere stärker um als Ältere. Das zeigt sich auch im Konsumverhalten. Jüngere lassen sich oft bewusster auf einen Ernährungswechsel ein, um Klima und Umwelt zu schonen. Bei Älteren spielen oft gesundheitliche Gründe die wichtigere Rolle. Beim Kaufen von Kleidung sieht man wiederum, dass gerade auch viele Junge unreflektiert zugreifen, dieses Verhalten aber mitunter im Nachhinein bereuen.

Was müsste geschehen, damit sich auch die Jugend an der Gestaltung der Zukunft beteiligt?

Es ist wichtig zu erkennen, dass wir als Konsument_innen mit bestimmen, welche Produktionsbedingungen unterstützt werden. Unsere Kaufentscheidungen sind es doch letztlich, die Produkte erfolgreich machen oder vom Markt vertreiben. Mir wäre es wichtig, dass dieses Thema auch in den Schulen mehr Beachtung erfährt.

Zugleich hoffe ich, dass das Schulsystem den jungen Menschen wieder mehr Zeit für anderes als Schule lassen wird. Junge Menschen brauchen Zeit, um herauszufinden, wer sie wirklich sind und was sie sich für ihre Zukunft wünschen.

Umfragen in Deutschland suggerieren, dass Jung und Alt in ihren Wertvorstellungen oft nicht so verschieden sind, wie man meinen könnte. Viele junge Menschen haben ein gutes Verhältnis zu den älteren Generationen, zu ihren Eltern und Großeltern. Mitunter mag das die Interessen der eigenen Generation

ein Stück weit in den Hintergrund drängen – zum Beispiel, wenn es um die langfristige Stabilität der Rente geht oder um die Befristung von Arbeitsverträgen, gerade bei Berufseinsteigern. Es ist sicherlich schwieriger geworden als vor ein paar Jahrzehnten, sich an den Wertvorstellungen älterer Generationen zu reiben. Gleichwohl braucht es natürlich das Engagement der Jüngeren!

Welche Kompetenzen und Fertigkeiten brauchen zukünftige Ökonom_innen und Betriebswirt_innen?

Kreativität und Politik kommen zurzeit aus meiner Sicht im Studium zu kurz, während die technisch-mathematische Ausbildung oft solide ist. Zudem würde ich mir wünschen, dass Student_innen die Möglichkeit hätten, mehr auszuprobieren, anstatt von Tag eins an für Prüfungen zu lernen.

Eines Ihrer Forschungsergebnisse war, dass Menschen in Gruppen moralische Standards weniger verfolgen als wenn sie allein entscheiden. Welche Formen für Entscheidungsfindungen würden Sie vorschlagen?

Situationen, in denen man sich gut hinter anderen verstecken oder seine Schuldgefühle teilen kann, sind schädlich für das moralische Entscheiden. Das gilt im Markt wie im Entscheidungsgremium. Es kommt aber stark auf einige Stellschrauben an. Die Gruppengröße spielt beispielsweise eine wichtige Rolle. Oft hilft es schon, die Größe des Gremiums etwas zu verringern, damit sich die oder der Einzelne wieder verantwortlicher fühlt. Gut ist auch eine klare Zuweisung von einzelnen Aufgaben und Verantwortlichkeiten.

Was wünschen Sie sich für die Welt in 20 Jahren?

Ich wünsche mir, dass Kindern viel mehr Möglichkeiten offen stehen als heute, unabhängig von ihrem sozioökonomischen Hintergrund. Zudem hoffe ich, dass wir einen nachhaltigeren Weg des Wirtschaftens finden werden. Ich denke, dass ein stärkerer Zusammenhalt in der EU das Potenzial bietet, bessere Umweltstandards und Arbeitsbedingungen zu etablieren – gerade auch bei der Produktion von Gütern, die in die EU eingeliefert werden. Und natürlich hoffe ich, dass weltweit ein nukleares Armageddon verhindert werden kann.

Das Interview führte Elisabeth Hartung.

Nora Szech hat seit 2013 den Lehrstuhl für Politische Ökonomie am *Karlsruher Institut für Technologie (KIT)* inne. Nach ihrer Promotion 2010 wurde sie bereits 2012 zur Professorin für Mikroökonomie an die *Otto-Friedrich-Universität Bamberg* berufen. Sie sucht Antworten auf Fragen, wie wir uns als Konsument_innen verhalten, nach welchen Kriterien wir entscheiden, welche Rolle Individualität, Gruppen und moralische Kategorien spielen. Über ihre Arbeit wird in führenden Fachjournalen, interdisziplinären Publikationen und internationalen Zeitungen berichtet.

ARBEIT

VON DER BASIS DER ALLIANZEN

„Zusammenkommen ist ein Beginn. Zusammenbleiben ist ein Fortschritt. Zusammenarbeiten ist ein Erfolg.“¹

Den größten Teil des Lebens verbringen wir mit Arbeiten – Arbeit am Selbst und an der Gemeinschaft gehören ebenso dazu wie die Arbeit in materiellen und ökonomischen Zusammenhängen.

Gemeinsam neue Wege beschreiten, Kräfte bündeln, Ressourcen schonen – Unternehmen haben das Potenzial strategischer Zusammenarbeit in Arbeitskontexten schon lange für sich erkannt. Denn Allianzen erleichtern Arbeitsstrukturen und ermöglichen Innovation. Das Potenzial einer gelungenen Zusammenarbeit wird zunehmend auch von miteinander im Wettbewerb stehenden Organisationen entdeckt: Solche ‚Co-Opetitions‘², in denen eigentlich konkurrierende Partner_innen zusammenarbeiten, können in großem Maßstab neue Möglichkeiten eröffnen. Vor dem Hintergrund einer vernetzten und globalisierten Arbeitswelt scheinen solche Allianzen nicht mehr wegzudenken zu sein.

Spricht man von Arbeit, geht es immer häufiger um ein sich grundlegend veränderndes Bündnis: der ‚Work-Life Balance‘, also dem Versuch, Privates und Beruf in ein erfüllendes Gleichgewicht zu bringen. Dem zugrunde liegt eine strikte Trennung von (Erwerbs-) Arbeit als Zeit der Produktion und dem Alltagsleben als Zeit für private, soziale Aktivitäten und ausgleichenden Genuss. Im Rahmen einer zunehmenden Identifizierung mit dem Job, scheint diese Trennung jedoch schon lange nicht mehr scharf zu verlaufen. ‚Work-Life Blending‘ beschreibt daher eine Entwicklung, wonach Arbeitnehmer_innen zunehmend außerhalb von Bürozeiten arbeiten und als Ausgleich während der Arbeitszeit private Angelegenheiten regeln. Eine Verbindung, die Fluch und Segen zugleich bedeuten kann.

In jeder Allianz geht es darum, Bündnisse zu einer produktiven Kraft zusammenwachsen zu lassen. Hierzu gehören ein ausgewogenes Verhältnis zwischen den Partner_innen, Vermittlung, aber auch Freude und Experiment. Das gilt ebenso für strategische Allianzen wie für die eigene Lebenswelt: Die Balance zwischen dem tätigen (*vita activa*) und dem geistigen Leben (*vita contemplativa*)³, Freude und Neugierde sowie die Vermittlung zwischen den Beteiligten hilft, Allianzen über die konkrete Zusammenarbeit hinaus als fruchtbar für Arbeit und Leben zu denken. (LvG)



1
Quelle: <http://www.henryford.net/deutsch/zitate.html>
Zuletzt aufgerufen am 30.1.2018.

2
Der aus cooperation und competition zusammengesetzte Begriff spielt in der ökonomischen Spieltheorie eine wichtige Rolle. Vgl. Adam M. Brandenburger u.a.: *Co-Opetition*, New York, 1996.

3
Hannah Arendt: *Vita activa oder Vom tätigen Leben*, München, Zürich 2002.



**WORK
IS
EQUIVALENT
TO
ENERGY**

GÖTZ W. WERNER

„FREIHEIT,
GLEICHHEIT UND
BRÜDERLICHKEIT

IM SINNE VON

GESCHWISTERLICHKEIT.

DAFÜR MÜSSEN WIR UNS

ALLE AUCH HEUTE NOCH

EINSETZEN.“

Für Götz W. Werner, den Gründer der *dm*-Drogeriekette und der Initiative *Unternimm die Zukunft*, sind humanistische Ideale die zentralen Werte bei der Gestaltung der Zukunft. Eine dem Gemeinwohl verpflichtete Kultur ist dabei die Basis und der Mensch das Ziel seines Handelns. Im Hinblick auf die zukünftige Gesellschaft tritt Werner für ein bedingungsloses Grundeinkommen (siehe S. 270) als Voraussetzung für Selbstbestimmung und Solidarität ein aus der sich ungeahnte Allianzen zwischen Menschen entwickeln können. Die Zeit dafür ist gekommen.

Was treibt Sie an?

Meine Mitmenschen. Denn immer dann, wenn ich etwas für meine Mitmenschen tue, wird es bedeutungsvoll.

Welches Ziel zu erreichen würde Sie mit Freude erfüllen?

Auf das von mir gegründete Unternehmen bezogen ist ein schönes Ziel, dass die Menschen gern bei dm einkaufen, weil sie einen Sinn darin sehen. Auf unsere Gesellschaft bezogen wäre es, dass wir Artikel 1, Absatz 1 unseres Grundgesetzes wirklich ernst nehmen: „Die Würde des Menschen ist unantastbar.“ Egal, ob man einer Erwerbsarbeit nachgeht oder nicht.

Die Ökonomie gehörte Alfred Nobel zufolge nicht zu den Wissenschaften, die der Menschheit den größten Nutzen bringen. Das war im vorletzten Jahrhundert. Wie sehen Sie das heute?

Bei der Ökonomie geht es ja darum, miteinander füreinander den Lebensunterhalt zu erwirtschaften. Und da muss man doch anerkennen, dass wir sehr viel erreicht haben: Wir müssen keine Hungersnöte erleiden. Alles, was wir zum Leben brauchen, ist immer sofort verfügbar. Wenn es also darum geht, dass der Mensch das Ziel allen Wirtschaftens ist, stimme ich Alfred Nobel überhaupt nicht zu. Wenn allerdings der Mensch zum Mittel wird, dann entsteht Leid. An den Verirrungen in der Finanzwirtschaft kann man das nur allzu gut sehen. Da ist die Ökonomie fehlgeleitet.

Welche Rolle kann die Ökonomie bei der Gestaltung der Zukunft im besten Sinne übernehmen?

Eine sehr wichtige, denn wie gesagt, es geht um die Befriedigung der Bedürfnisse der Menschen. Wir müssen jedoch auch anerkennen, dass weltumspannende Wertschöpfungsprozesse eine Realität sind. Die ganze Welt ist für uns tätig, und wir sind für die ganze Welt tätig. Und das hat Auswirkungen auf unser gesamtes Zusammenleben.

Was muss geschehen, damit Erfolg nicht nur aus Geld besteht?

Das ist eine Bewusstseinsfrage: Wenn man seine Kunden gut bedient, dann verdient man auch Geld. Und das nimmt man dann, um seine Verbindlichkeiten zu erfüllen: Mitarbeiter_inneneinkommen zu zahlen, neue Ware zu kaufen oder herzustellen und in bessere Ausstattung oder Maschinen zu investieren. Geld ist ein probates Tauschmittel, es ist jedoch nicht das Ziel des Unternehmens,

genauso wenig wie Erfolg. Das Ziel sind immer die Menschen.

Was sind Ihrer Meinung nach die zentralen Grundwerte unserer Gesellschaft, die Basis, aber auch Ziel von neuen Allianzen sein könnten?

Das sind heute über alle Grenzen und kulturellen Unterschiede hinweg noch die gleichen wie vor rund 230 Jahren, zu Zeiten der Französischen Revolution: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit im Sinne von Geschwisterlichkeit. Dafür müssen wir uns alle auch heute noch einsetzen.

Was muss sich in unserer Gesellschaft radikal ändern?

Die Verkoppelung von Arbeit und Einkommen sollten wir dringend hinter uns lassen. Die Arbeit brauchen wir, um uns zu entwickeln und über uns hinauszuwachsen. Das Einkommen brauchen wir, um zu leben. Wenn wir das endlich anerkennen, dann wären wir für die Zukunft einen wichtigen Schritt weiter.

Verwaltung verwandelt sich immer mehr in ein selbstreferenzielles System. Was muss sich konkret ändern, damit sie zur Partnerin der Veränderung wird?

Auch in der Verwaltung müssen sich die Beteiligten fragen: Warum und wozu machen wir das? Ich erlebe immer wieder, dass das Know-how wichtiger ist, als die Frage nach dem Know-why. Dabei ist es doch viel wichtiger, die Dinge gedanklich zu durchdringen, um den tiefer liegenden Sinn zu erkennen. Worin liegt der Sinn einer Sache? Erst wenn man das erkannt hat, kann man nachhaltig im Sinne des Ganzen handeln.

Worauf stützen Sie Ihr optimistisches Eintreten für ein bedingungsloses Grundeinkommen?

Das bedingungslose Grundeinkommen ist eine Idee, deren Zeit gekommen ist. Überall auf der Welt wird darüber diskutiert, wie wir die Veränderungen in der Arbeitswelt gestalten können. In der Schweiz haben die Menschen in einem breiten gesellschaftlichen Diskurs darüber abgestimmt. In Finnland gibt es erste vorsichtige Experimente, in Afrika hat man sehr gute Erfahrungen damit gemacht, selbst in Japan und den USA ist die Idee des bedingungslosen Grundeinkommens in wissenschaftlichen Kreisen sehr virulent. Grenzen oder kulturelle Unterschiede spielen dabei kaum noch eine Rolle. Schließlich sind die Veränderungen, die die Digitalisierung mit sich bringt, überall sichtbar.

Was erhoffen Sie sich persönlich von einer Welt, in der jeder eine existenzielle Grundlage hat?

Man muss sich nur einmal in eine Welt, in der jeder bescheiden, aber menschenwürdig leben kann, hineinträumen. Obdachlosigkeit müsste es nicht mehr geben, niemand müsste betteln. Jeden Monat, wenn das Grundeinkommen überwiesen ist, hat man die Chance neu anzufangen. Das würde unsere Gesellschaft beflügeln, wir kämen von einer Mentalität des Sollens zu einer Mentalität des Wollens.

Inwiefern ist das Grundeinkommen eine Voraussetzung für mehr Gemeinschaftssinn und auch das Schließen von neuen Allianzen?

Gemeinschaftssinn und das Bewusstsein dafür, dass wir alle Menschen sind – egal welche Herkunft wir haben oder welche Sprache wir sprechen – ist ganz wesentlich für das Grundeinkommen. Es ist ja ein Auftrag der Gemeinschaft an die und den Einzelnen, sich mit ihren oder seinen Talenten und Fähigkeiten einzubringen. Die Gemeinschaft sorgt für die grundlegenden Bedürfnisse – das muss man auch den Nachbar_innen, die man nicht mag, zugestehen. Das Grundeinkommen befreit jeden von der Existenzangst. Das macht uns frei und gleich, denn jeder kann nein sagen. Es bietet sich die Gelegenheit, für eine neue solidarische Kultur, eine Gemeinschaft getragen vom Gedanken der Geschwisterlichkeit.

Wieso funktioniert das scheinbar mit dem bestehenden System nicht?

Wenn Menschen nicht mehr unter Druck gesetzt werden, verhalten sie sich in der Regel mitmenschlich. Das sehen Sie beim Thema Ehrenamt: Warum gibt es heute viel mehr ehrenamtlich geleistete Arbeitsstunden als in Erwerbsarbeit? Weil es Menschen gibt, die sich das leisten können. Was wir brauchen, sind Rahmenbedingungen, in denen die Menschen bewusst sagen können, hier bringe ich mich mit meinen Talenten ein, denn das wird von meinen Mitmenschen wertgeschätzt.

Was ist heute zu tun, damit aus Ihrer persönlichen Vision Realität werden kann?

Dazu müssen wir uns die richtigen Fragen stellen, wie: Worauf müssen wir uns jetzt schon vorbereiten? Stichwort Altersarmut – oder: Wie verändert sich unser Zusammenleben und worauf kommt es künftig an? Und dann müssen wir gute

Was wir brauchen, sind Rahmenbedingungen, in denen die Menschen bewusst sagen können, hier bringe ich mich mit meinen Talenten ein, denn das wird von meinen Mitmenschen wertgeschätzt.

Ideen entwickeln, wie das Grundeinkommen. Wenn sich genügend Menschen finden, die die Utopien in die Lebenswirklichkeit übertragen, dann kann es ganz schnell gehen. Und wenn es dann erst einmal in der Realität angekommen ist, kann man es sich gar nicht mehr anders vorstellen. Das Frauenwahlrecht, das erst 1971 in der Schweiz eingeführt wurde, ist dafür ein schönes Beispiel.

Was verbindet Wirtschaft und Kultur trotz aller Unterschiedlichkeit?

Unsere Kultur ist das Wurzelgeflecht, aus dem alles entsteht. Wenn wir eine verzweigte, bunte, vielfältige Kultur haben, dann kann auch unsere Wirtschaft florieren. Und wenn wir die Wurzeln hegen und pflegen, dann kann sich unsere ganze Gesellschaft besser entfalten. Nun ist die spannende Frage: Wie gelingt uns das?

Wie könnte das Potenzial von Kunst auch im Hinblick auf die Klärung drängender Fragen besser genutzt werden?

Kunst muss konsequent gesellschaftliche Entwicklungen in den Diskurs bringen. Sie ermöglicht uns, die Welt aus einer anderen Perspektive und mit anderen Augen zu sehen. Und nur so können kreative, nachhaltige Lösungen für die wichtigen Herausforderungen gefunden werden. Um es konkret zu machen: Wenn Friedrich Schiller noch leben würde, hätte er schon mindestens ein großes Theaterstück über die Idee des bedingungslosen Grundeinkommens verfasst.

In wenigen Jahren werden sich viele klassische Berufe radikal verändert haben. Sehen Sie Arbeitsfelder in der Wirtschaft, die von Künstler_innen eingenommen werden können?

Wertschätzung ist der Schlüssel, egal ob ich Künstler_in, Pädagoge, Mediziner_in oder eben etwas ganz anderes bin. Man muss sich immer vor Augen führen: Arbeit kann man nicht bezahlen, man kann sie nur ermöglichen. Das gilt für Künstler_innen genauso wie für meine Kolleg_innen bei *dm*, für Richter_innen, Mediziner_innen, Polizist_innen, Lehrer_innen und alle anderen.

Die Fragen stellte Elisabeth Hartung.

Götz W. Werner ist deutscher Unternehmer und Gründer der *dm-drogerie märkte*. 1973 in Karlsruhe gegründet arbeiten mittlerweile europaweit mehr als 55.000 Menschen für *dm*. Für Werner, bekennender Anthroposoph, sind die antiautoritäre, dialogische Führung eines Unternehmens und die innovative Ausbildung der künftigen Mitarbeiter_innen grundlegende Voraussetzungen für ein erfolgreiches Unternehmen. Dafür wurde er mit hochrangigen Preisen ausgezeichnet. Seit 2005 setzt er sich für ein bedingungsloses Grundeinkommen in Deutschland ein und ist Vorsitzender der Initiative *Unternimm die Zukunft*. Jüngst erschien sein Buch *Sonst knallt's!*, das er zusammen mit Marc Friedrich und Matthias Weik verfasst hat und das Wege für die Neuordnung unseres Steuer-, Sozial- und Finanzsystems aufzeigt.

DAS BEDINGUNGSLOSE GRUNDEINKOMMEN

ODER

DIE PRODUKTIVITÄT

GESELLSCHAFTLICHER ALLIANZ

Die Idee des bedingungslosen Grundeinkommens ist ebenso einfach wie radikal. Fakt ist, dass gegenwärtige ökonomische und gesellschaftliche Herausforderungen ein prinzipielles Umdenken erfordern. Denn die Veränderungen der Arbeitswelt durch künstliche Intelligenz und zunehmend ungleiche Verteilung der Einkommen drängen auf einen neuen Gesellschaftsvertrag.

Erste Ergebnisse sind vielversprechend: Finnland testet seit 2017 als erstes Land das bedingungslose Grundeinkommen mit 2.000 Probanden. Die Schweiz hat sich 2016 zwar per Volksabstimmung gegen die Einführung eines Grundeinkommens entschieden, experimentiert wird aber weiter. Zur Disposition stehen Fragen nach einer solidarischen Gesellschaft, der Vereinfachung des sozialen Systems, aber auch der Menschenwürde, die in gegenwärtigen Gesellschaften eng mit Erwerbstätigkeit verknüpft ist. Die Zahlen zeigen: Für etwa 85 Prozent der Menschen ist Erwerbstätigkeit wichtiger als Sex.² Sie sind überzeugt, dass sie mit dem Bürgergeld mindestens so produktiv für die Gesellschaft arbeiten würden wie bisher, nur mit mehr Freiraum und Sicherheit.

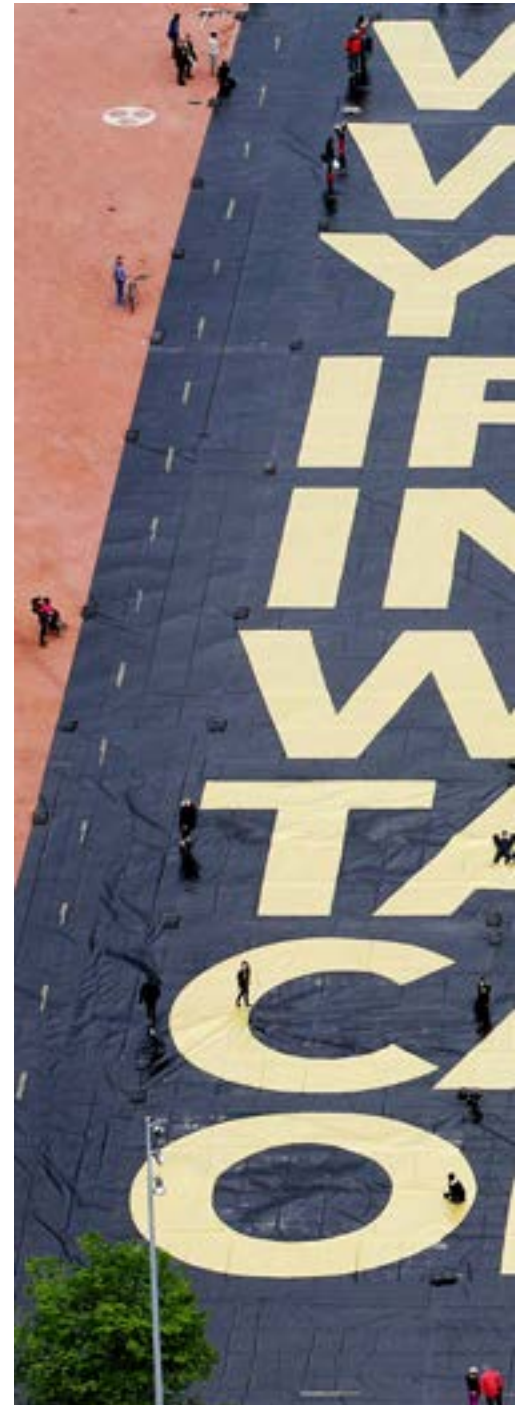
Nicht nur finanzielle, administrative und politische Hürden stehen der flächendeckenden Einführung des Grundeinkommens im Weg, sondern auch eine tief verankerte menschliche Grundüberzeugung: dass Selbstbestimmtheit auf gesellschaftlicher Ebene nicht solidarisches, sondern egoistisches Handeln hervorbringt. Dort, wo Kritiker_innen das Ende der Produktivität sehen, erkennen Befürworter_innen Freiräume für Ideen, Innovation und eine neue Kultur des Mit-

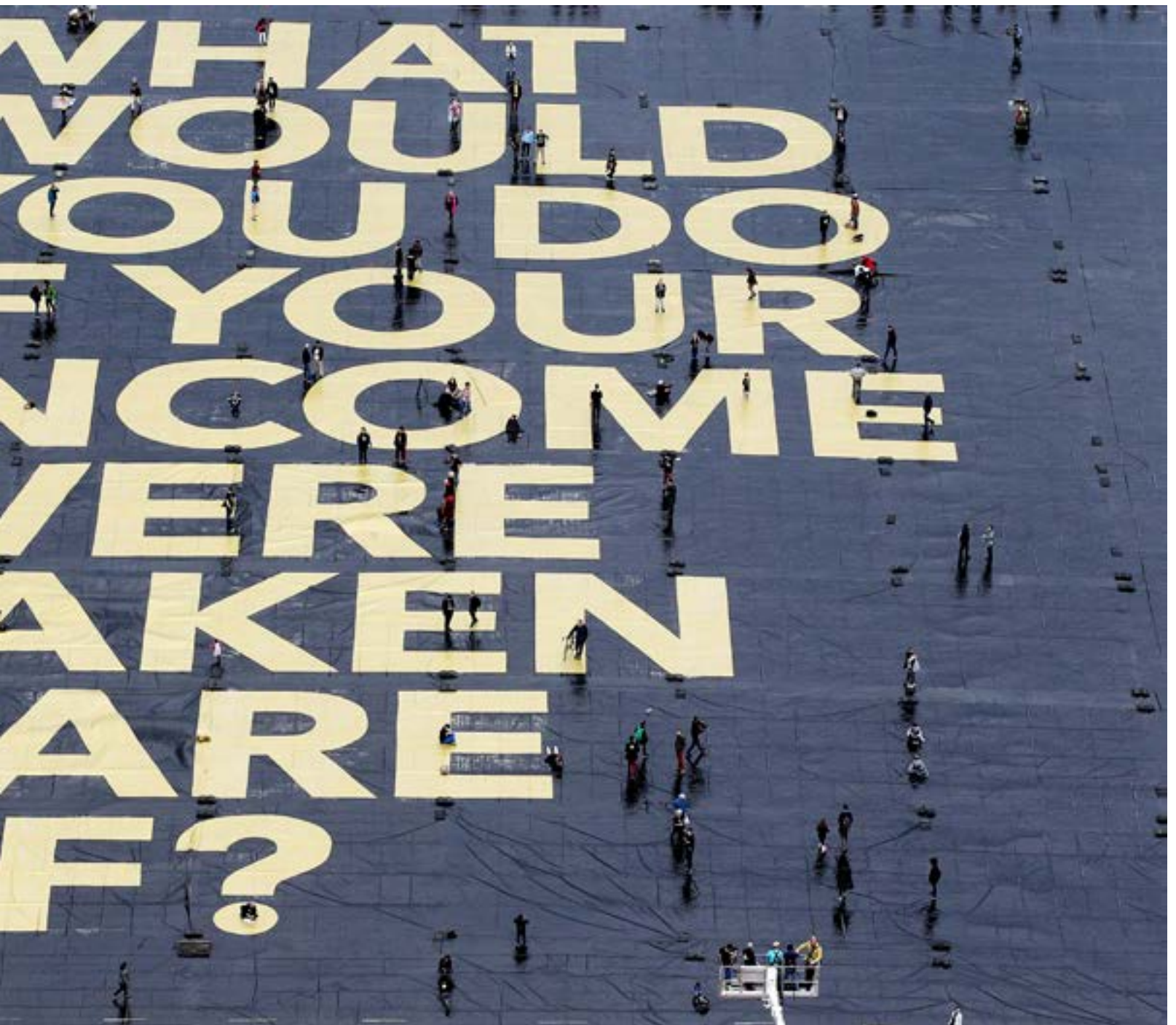
einanders. Könnte es nicht sein, dass gerade das Grundeinkommen neue Allianzen ermöglicht und die nötige Basis bildet, auf der bürgerschaftliches Engagement als wesentlicher Teil gesellschaftlicher Produktivität anerkannt wird?

Da jede_r Einzelne in vielschichtige Netzwerke, Verbindungen und Abhängigkeiten eingebunden ist, könnten auf einer solchen gemeinschaftlichen Basis neue Win-win-Situationen entstehen. Auch Ökonomie und Gesellschaft könnten, würden sie umsichtig miteinander in Beziehung gesetzt, in ein solches Win-win-Verhältnis treten. Hier eröffnen sich für eine soziale Zukunft Herausforderungen und Chancen zugleich. (LvG)

1
Theo Wehner, Professor für Arbeits- und Organisationspsychologie an der ETH Zürich, Quelle: <https://www.grundeinkommen.ch/macht-das-grundeinkommen-faul/>. Zuletzt abgerufen am 21.1.2018.

2
Quelle: <https://www.mein-grundeinkommen.de/news/35KJ62FI7SuyCeqs2oqyEc>. Zuletzt aufgerufen am 21.1.2018 und http://www.ard.de/home/ard/Bedingungsloses_Grundeinkommen_fuer_alle_4224920/index.html. Zuletzt aufgerufen am 21.1.2018.





„Grundeinkommen macht genauso wenig faul,
wie Erwerbsarbeit grundsätzlich fleißig macht!“¹

SABINE MAASEN

„KAFFEEKÜCHEN SIND ALS
INNOVATIONSSCHMIEDEN

WEIT UNTERSCHÄTZT.“

Was sollte aus ethischer Sicht bei technischen Entwicklungen beachtet werden? Wie beeinflussen sich Gesellschaft und Forschung gegenseitig? Am *Munich Center for Technology in Society (MCTS)* der *Technischen Universität München* führt die Soziologin und Psychologin Sabine Maasen einen techno-philosophischen Diskurs, bei dem Interdisziplinarität keine bloße Formel, sondern längst gelebte Praxis ist. Angesichts des Tempos, das zukunftsrelevante, technische Entwicklungen heute vorgeben, plädiert sie dafür, Beteiligungsprozesse nicht nur zu fordern, sondern in repräsentativ-demokratischen Verfahren institutionell zu verankern.

Welche interdisziplinären Allianzen haben Sie in letzter Zeit besonders beeindruckt und warum?

Da denke ich sofort an einen transdisziplinären Makeathon, der verschiedene Akteur_innen aus dem Bereich der 3-D-Druck-Prothetik für fünf Tage zusammengebracht hat. Darunter Wissenschaftsforschende, Designer_innen, Ingenieur_innen, Start-ups, Körperbehinderte, eine Moderatorin. Gegenseitige Information mit kurzen Inputs, Austausch an runden Tischen mit wechselnder Besetzung, Design-Phasen, Essen und Trinken ergaben eine intensive, dialogbereite und überaus kreative Mischung: Am Ende der Woche lag eine Reihe von neuartigen 3-D-Prototypen für Unterarme und Beine sowie Ideen für weitere Kooperationen vor. Das Event selbst wird darüber hinaus im Rahmen einer Dissertation am MCTS als Beobachtungsstudie analysiert und fließt in neue Perspektiven auf 3-D-Druck-Prothetik ein. Großartig!

Wie kommen Menschen aus unterschiedlichen Kontexten und Disziplinen Ihrer Erfahrung nach am schnellsten zusammen?

Diese Frage lässt sich am besten ‚ex negativo‘ beantworten: Indem man sie daran hindert, grundsätzlich zu werden, und zu vieles zu detailliert zu bedenken. Vielversprechend sind hingegen kurze Statements, rasche Perspektivenwechsel sowie der Bezug auf ein ‚Boundary Object‘. Das heißt auf etwas, das man in der Situation zusammen erschafft: seien es Prototypen, seien es alternative Szenarien für zukünftige Entwicklungen. Unwichtig, geradezu kontraproduktiv ist der Wunsch nach Perfektion – über Perfektionierungen, Machbarkeiten sowie mögliche Implikationen ethischer, politischer oder rechtlicher Art kann und muss man später detaillierter nachdenken. Das Zusammenbringen unterschiedlicher Akteur_innen gelingt am besten, wenn alle Neugier, Mut und den Willen, gemeinsam etwas (Neues) zu machen, mitbringen.

Mit wem arbeiten Sie persönlich am liebsten zusammen und warum?

Ich habe hervorragende Erfahrung mit Ingenieurwissenschaftler_innen gemacht – nicht zuletzt deshalb, weil sie es gewohnt sind, an Lösungen zu arbeiten, die sie konstruieren und ändern, wenn sie nicht funktionieren. Das ist eine Perspektive und eine Haltung, die sich von Bewährtem gut lösen kann und von Partner_innen nicht mehr erwartet als sie als Ingenieur_innen selbst beitragen: genau das, was nötig ist, um etwas als ‚Problem‘

zu rahmen und ‚Beiträge‘ zu einer oder mehreren möglichen ‚Lösungen‘ zu liefern. Provokativ formuliert: Ich sollte keinen Philosophie-Grundkurs absolvieren müssen, um ethische Implikationen des selbstfahrenden Autos nachvollziehen zu können.

Wie viel Führung brauchen Allianzen und Kooperationen?

Das Tüpfelchen auf dem i wie ‚interdisziplinäre Kooperationen‘ ist organisierte Selbstorganisation. Günstig sind Strukturen, Prozesse und Professionen, die die Kooperation entweder unbemerkt oder aber ausdrücklich zur Entlastung aller Beteiligten unterstützen. Ein Beispiel für den ersten Fall ist etwa die Kaffeeküche, in der schon beste Ideen geboren wurden – hier wünschte man sich, was öffentliche Hochschulen angeht, mehr Investitionsbereitschaft. Kaffeeküchen als Innovationschmieden sind weithin unterschätzt. Ein Beispiel für den zweiten Fall sind Moderator_innen, die mit einem ausgefüllten Methodenkoffer dazu beitragen, Akteur_innen unterschiedlicher Kontexte und Disziplinen von ihren gewohnten Denk- und Kommunikationspfaden wegzulotsen.

Was verbindet?

Wertschätzung. Soll hier heißen: echtes Interesse an dem, was andere anderes beitragen können.

Welche Rolle spielt eine kritische Gesellschaft bei neuen Entwicklungen – sei es Robotik, Biomedizin, Gentechnik oder das selbstfahrende Auto?

Wer würde nun nicht antworten: eine große, eine immer wichtigere! Das Problem indessen: Partizipative Prozesse, wie sie durch Bürgerbeteiligungen in den verschiedenen Formaten wie etwa Technikfolgenabschätzung, ‚Citizens Juries‘ oder Zukunftsdialoge realisiert werden, sind leider nicht demokratisch legitimiert und entsprechend unzureichend an Prozesse repräsentativ-demokratischer Art angeschlossen. Der Wunsch nach Beteiligung kollidiert deshalb mit ihrer Chance auf Gehör und effektiver Durchsetzung in der institutionellen Politik. Dieser Frust führt gegenwärtig zu einer ‚Engagement Fatigue‘. Deshalb sollten wir alles daran setzen, Beteiligung nicht nur zu fordern und zu fördern, sondern auch in repräsentativ-demokratischen Verfahren institutionell zu verankern. Darüber hinaus sollte ihre Einbindung in den Forschungsprozess selbstverständlicher werden.

Das MCTS ist ein interdisziplinäres Forschungsprojekt mit dem Ziel, die techno-soziale Gesellschaft besser zu verstehen und letztlich zu gestalten. Wie lautet Ihr bisheriges Fazit?

Es ist eine überaus anregende Erfahrung und eine Freude, eine Institution zu entwickeln, die es sich zum Ziel setzt, in Forschung, Lehre, Dialog und Beratung über die Grenzen von Disziplinen und auch Wissenschaft hinaus ins Gespräch zu kommen, und auch eine neue Generation von Sozial- und Geisteswissenschaftler_innen auszubilden, für die diese Inter- und Transdisziplinarität keine Beschwörungsformel, sondern gelebte Praxis ist: eingedenk aller Missverständnisse und der immer neuen Anläufe, die man mit jedem neuen Thema, mit jeder neuen Gruppe von Akteur_innen nehmen muss. Es wirkt sich aber auch auf unsere Disziplinen selbst aus: Wir sind sehr ‚nahe am Puls‘ aktueller gesellschaftlicher Debatten, dürfen dazu beitragen und müssen deshalb lernen, dass wir unsere für Ingenieur_innen oder Laien im jeweiligen Feld neuartigen Perspektiven verständlich und konkret machen müssen. Das bereichert unsere empirischen Expertisen, aber übrigens auch unsere Konzepte und die Theoriebildung.

Was haben Sie am MCTS zum Thema Kooperation gelernt?

Dass sie Zeit, Zuversicht und gelegentlich Zivilcourage benötigt. Und genau das ist es, was im Lehrplan in der Regel nicht vorkommt und mit ‚soft Skills‘ absolut unter Wert beschrieben wäre – genau deshalb sind diese Aspekte ein wichtiges weiteres Lernziel in allen unseren praktischen Angeboten wie zum Beispiel Forschungspraktika. Darin geht es immer auch darum, den Studierenden einen Sinn für den richtigen Schritt zur richtigen Zeit mitzugeben: das aber ist keine lehrbares Rezeptwissen, sondern fällt eher in die Rubrik ‚die Kunst der Kooperation‘.

Welches sind die zentralen Themen und Inhalte, wenn es darum geht, eine neue Generation von Wissenschaftler_innen auszubilden?

Es sind weniger Themen und Inhalte – denn die kommen und gehen und werden oft auch politisch formuliert. Wichtig ist aus meiner Sicht ein souveräner Umgang mit reflexiven Perspektiven auf (vorgegebene) Themen und Inhalte: sie immer nochmals neu unter wechselnden Perspektiven ethischer, sozialer, politischer oder ästhetischer Art zu befragen und alternative Optionen entwickeln zu können. Das ist eine *Kenntnis* von Theo-

rien, Konzepten, Methoden; das ist eine *Fähigkeit*, sie problemorientiert zu nutzen; das ist eine *Haltung*, sie kritisch und konstruktiv zu kommunizieren.

Welche Arbeitsfelder wird es künftig geben, von denen wir uns heute noch gar keine Vorstellung machen können?

Keine Ahnung. Deshalb wichtig: an gegenwärtigen Diskussionen dranzubleiben und sie mitlaufend zu gestalten. Eines scheint indessen sicher: Kommunikation und Mitgestaltung werden eigene und mehr Expert_innen und Expertise benötigen, da die (ungewisse) Zukunft immer früher einzusetzen scheint. Angesichts der Innovationsdynamik allerorten spricht man im techno-philosophischen Diskurs bereits lieber über eine sich ausdehnende Gegenwart – in der wird die Zukunft geplant und verworfen, und dann entwickelt sich aufgrund sozialer, politischer oder technischer Innovationen doch wieder alles etwas anders. Deshalb heißt für mich die Devise: dranbleiben!

Was war bisher die überraschendste Erkenntnis, die Sie bei Ihrer eigenen Forschung hatten?

Dass mir bei aller Dynamik in der Welt, in der Wissenschaft und im eigenen Leben doch einige Themen die Treue halten: So habe ich mich früh für Fragen der Subjektivierung, für Subjektivierungstechnologien wie Therapie und Beratung sowie für die Neurowissenschaften interessiert – in der aktuellen Umgebung einer sich umfassend technisierenden Gesellschaft, an einer technischen Universität und einer sich technisierenden Neurowissenschaft kann ich dem Thema immer wieder neue Perspektiven abgewinnen: Subjektivierung durch Neuro-Objekte und Neurotechnologien fasziniert mich neuerdings ebenso wie Sozialitäten, die durch nichts anderes entstehen als durch ein gemeinsames biologisches Merkmal, zum Beispiel bei sogenannten Neurotypischen – das ist ein wenig ‚dynamische Stabilität‘ in erfrischend kreativ-instabiler Umgebung.

Sie sind selbst Sozialwissenschaftlerin an einer technischen Universität. Was ist nötig, um Technikwissenschaftler_innen mit Wissenschaftler_innen aus der Soziologie und Ethik, Philosophie und Geschichte, Wirtschafts- und Medienwissenschaft zusammenzubringen?

Themen, Probleme, Fragen. An ihnen kondensiert der Wunsch, dass man nicht nur als Natur- und Technikwissenschaftler_in, sondern auch als Sozial- oder

Geisteswissenschaftler_in etwas beitragen kann, was die anderen entweder nicht wissen oder aber nicht auf diese Weise sehen würden. Das, was eint, sind gerade nicht die Perspektiven oder Antworten – die sind zumeist spezifisch und bleiben es auch. Ein_e Ingenieur_in baut etwa weiterhin Assistenzroboter. Was eint, sind die Themen, Probleme, Fragen – und der Wunsch, sich durch weitere Perspektiven anregen zu lassen. Wie beispielsweise einen Assistenzroboter aufgrund des Inputs von Psycholog_innen, Designer_innen, Pflegekräften oder Architekt_innen von Seniorenheimen *anders* zu bauen. Ob sich die Kooperationen nun auf Technisches oder Soziales oder noch besser auf Soziotechnisches richten, ist dabei einerlei. Paradox formuliert, muss man ‚nur‘ problembezogene Neugier auf Dauer stellen. Bei näherer Betrachtung: Ist das nicht genau der Kreuzungspunkt, an dem sich Ingenieurskunst und Soziales perfekt treffen?

Welche Rolle können Kunst und Gestaltung spielen?

Eine große – eine bislang noch zu wenig genutzte. Das *MIT Center for Art, Science & Technology (CAST)* zeigt hervorragend, wie viel Chancen hier für kreatives und innovatives Denken und Arbeiten, aber auch für die Wissenschaftskommunikation drinstecken. Auch für das MCTS wünsche ich mir die Mitarbeit von Künstler_innen und Designer_innen!

Was hat interdisziplinäre Zusammenarbeit mit Empathie zu tun?

Gerade wenn man epistemisch sehr weit voneinander entfernt ist und eine andere wissenschaftliche Kultur nur schwer nachvollziehen kann, mag Empathie auf dem Weg zur Verständigung helfen – sie ist indessen kein Ersatz für die Verständigung selbst.

Was brauchen wir, um zukünftigen Herausforderungen im Bereich moderner Technologien und der Digitalisierung gemeinsam zu begegnen?

Wenn wir uns Innovation durch Digitalisierung wünschen, sollten wir auch verantwortliche Innovation wollen und daran denken, dass Digitalisierung so viel(es) auf nicht vorhersehbare Weise erfasst. Eben das verlangt erneut nach Kooperation unterschiedlicher Akteur_innen. Neben dem Willen und der Fähigkeit zu kooperieren, brauchen wir – ganz mondan – erstens eine institutionelle Unterstützung solcher Kooperationen durch Politik, Hochschulen und kulturelle Einrichtungen wie Museen. Wir brauchen

Wenn wir uns Innovation durch Digitalisierung wünschen, sollten wir auch verantwortliche Innovation wollen, und daran denken, dass Digitalisierung so Viel(es) auf nicht ganz vorhersehbare Weise erfasst.

zweitens professionelle Unterstützung durch Wissenschafts- und Technikforschende, Moderator_innen, Wissenschafts- und Technikkommunikator_innen. Wir brauchen drittens finanzielle Unterstützung und last, but not least: Anerkennung. Allzu oft handelt es sich um Verständigungsprozesse, die Zeit und zuweilen Nerven kosten, ohne Anerkennung zu generieren – weder politische noch wissenschaftliche. Diese Verständigungsprozesse, zumal es sich selten um Konsensprozesse handelt, sind jedoch wichtig und können einer ‚Fatigue‘ nur entgehen, indem sie entsprechend ausgestattet werden – mit Relevanz, Professionalität, Finanzen und Reputation. Welche Räume, virtuell und real, sind nötig für zukünftige Zusammenarbeit? Ob virtuell oder real, in jedem Fall sollten sie ‚extraterritorial‘ sein: Was Beichte und Therapie so wirkungsvoll macht, ist, dass diese Einrichtungen uns (immer wieder) für eine Weile vom Alltagsgeschäft mit seinem Handlungsdruck entlasten, wir mal in Ruhe reflexiv sein und Alternativen durchdenken oder -fühlen können. Auch eine Gesellschaft, zumal eine hochdynamische, technisierte braucht solche Reflexionsräume – viele, verschiedene, immer wieder.

Was wünschen Sie sich für die Welt in 20 Jahren?

Mit Dissens kreativ, kritisch und unbedingt in jeder Hinsicht gewaltfrei umgehen zu können.

Welche Allianzen sind notwendig, um das zu erreichen?

Allianzen sind notwendig. Alle möglichen.

Die Fragen stellten Elisabeth Hartung und Laura Lang.

Als Leiterin des *Munich Center for Technology in Society (MCTS)* erforscht Sabine Maasen über Fakultätsgrenzen hinweg humanwissenschaftliche Aspekte von Technikwissenschaften. Dabei vertritt sie einen umfassenden Ansatz, der sozialwissenschaftliche, philosophische, historische, ethische und medienwissenschaftliche Fragestellungen einbezieht. Am MCTS arbeiten Expert_innen aus verschiedenen Disziplinen selbstverständlich zusammen.

UNTERNEHMERTUM

EINE OFFENE PLATTFORM FÜR INNOVATIONEN

Wenn verschiedene Organismen in einer Umgebung miteinander agieren, spricht man in der Biologie von einem Ökosystem. Ein ‚Entrepreneurship Ecosystem‘ bezieht sich folglich auf das soziale und wirtschaftliche Umfeld, das Unternehmertum beeinflusst.¹ Ein besonderes ‚Biotop‘ für Innovation und Gründung findet sich in München: Die *UnternehmerTUM*, ein An-Institut der Technischen Universität, unterstützt Studierende, Wissenschaftler_innen, Gründer_innen, Start-ups und etablierte Unternehmen individuell und systematisch bei der Entwicklung neuer Produkte und Dienstleistungen – von der ersten Idee über den erfolgreichen Geschäftsaufbau bis zum Börsengang.

Seit der Gründung 2002 durch die Unternehmerin Susanne Klatten hat sich das *Center for Innovation and Business Creation* zum größten seiner Art in Europa entwickelt. Durch die gezielte Kooperation verschiedener Akteur_innen und die kreative Allianz von Talenten, Technologien, Kapital und Kunden sollen Inventionen zu Innovationen werden. Die *UnternehmerTUM gGmbH* bietet Studierenden und Professionals eine praxisnahe unternehmerische Qualifizierung und begleitet bei der Entwicklung erster Ideen. Das Akzelerator-Programm hilft, den Aufbau junger Unternehmen zu beschleunigen: Im Programm *TechFounders* werden Technologie-Gründer_innen für drei Monate intensiv gecoacht, strategische Kooperationen mit etablierten Unternehmen angebahnt und eine erste Risikokapitalrunde vorbereitet. Damit Ideen schnell in der Realität getestet werden können, gibt es den Makerspace, eine offene High-Tech-Werkstatt, in der Prototypen bis zur Kleinserie realisiert werden können. Ein Venture-Capital-Fonds finanziert junge Technologieunternehmen mit internationalem Marktpotential. Ganz neu gegründet wurde die Initiative *applied AI*, die branchenübergreifend die Qualifizierung von Studierenden und Mitarbeiter_innen und die Entwicklung von Künstliche Intelligenz-Anwendungsszenarien vorantreiben soll, zum Beispiel für autonome Systeme in der Robotik und Fahrzeugindustrie.

Das Konzept einer offenen Plattform für Innovationen, auf der Wissenschaft, Wirtschaft und Start-ups zusammenarbeiten, findet zunehmend Nachahmer_innen und steht modellhaft für Organisationsformen, die Raum und Support für die Bildung neuer Allianzen aus unterschiedlichen Disziplinen geben. (LvG)

1

Quelle: <http://transfermagazin.steinbeis.de/?p=2099>.
Zuletzt aufgerufen am 21.1.2018.





BERIT SANDBERG

„KÜNSTLER_INNEN FANGEN AN,

SOZIALUNTERNEHMEN

ZU GRÜNDEN,

DIE GEWINNERZIELUNG UND

GEMEINWOHL

MITEINANDER

VERBINDEN.“

Forschung an der Schnittstelle von Kunst, Wirtschaft und Gesellschaft zeichnet die Arbeit von Berit Sandberg aus. An konkreten Beispielen aus der Praxis untersucht sie, wie Kunst außerhalb des klassischen Kunstkontextes tätig werden und sich entwickeln kann, ohne das Besondere ihres Ansatzes zu opfern. Eine der Erkenntnisse daraus ist, dass Künstler_innen insbesondere in sogenannten angewandten Projekten initiativ und erfolgreich sind, wenn diese aufs Gemeinwohl gerichtet sind. Für neue Allianzen mit der Wirtschaft hat Sandberg den Begriff der ‚Künstlerbrille‘ ins Spiel gebracht, die überraschende Perspektiven eröffnet. Als neues Berufsfeld plädiert sie für Intermediär_innen, die zwischen den Sprachen der Wirtschaft und der Kunst vermitteln.

Neue Allianzen werden normalerweise im Hinblick auf strategische Ziele geschlossen. Welche gesellschaftsrelevanten Ziele verfolgen Allianzen zwischen Kunst und Wirtschaft?

Wenn Unternehmen mit Künstler_innen zusammenarbeiten, geht es meistens überhaupt nicht um Visionäres oder Zukunftsweisendes. Kunst ist in der Regel Dekoration, Marketing-Beiwerk oder ein hübsches beschäftigungstherapeutisches Mittel der Personalabteilung. Nichts anderes als eine von Unternehmensinteressen dominierte Auftragsarbeit, die nicht wehtut, aber Pseudomodernität vermittelt. Anders ist das bei kunstbasierten Interventionen, die ein Unternehmen als System erheblich stören und in Bewegung bringen können. Aber auch das ist keine Allianz im Sinne einer kontinuierlichen, wertschöpfenden Zusammenarbeit. Die Einbindung von Künstler_innen in sogenannte Forschungs- und Entwicklungsprozesse kommt dem noch am nächsten, ist aber alles andere als gemeinwohlorientiert. Fälle, in denen Unternehmen und Künstler_innen zusammen gesellschaftliche Problemlagen angehen, sind selten.

Welche konkrete Kooperation zwischen Kunst und Wirtschaft hat Sie am meisten beeindruckt und warum?

Mein Lieblingsbeispiel für eine wirkungsvolle Allianz, die gar nicht als solche begann, ist die Zusammenarbeit der *Reckhaus GmbH & Co. KG* mit dem *Atelier für Sonderaufgaben* (siehe S. 282). Die Geschichte ist auch deshalb so charmant, weil sie wie ein künstlerischer Prozess verlaufen ist: ergebnisoffen und unberechenbar. Das Geschäftsmodell hat *Reckhaus* übrigens nach den Regeln betriebswirtschaftlicher Kunst und kaufmännischer Vorsicht entwickelt. Die Künstler Frank und Patrik Riklin fanden diesen Teil dann nicht mehr so spannend.

Zwischen Kunst und Wirtschaft scheint es eine eigentümliche Faszination und zugleich eine Abneigung zu geben. Was ist nötig, damit sich daraus konkrete neue Strategien und Partnerschaften auf Augenhöhe entwickeln?

Wenn man nach ‚Kunst und Wirtschaft‘ fragt, verliert man etwas sehr Wichtiges aus dem Blick. Wir haben es hier nicht mit abstrakten Gebilden zu tun, sondern mit Menschen, die Dinge vorantreiben oder auch nicht. Die interessantesten Konstellationen jenseits des Kunstmarkts kommen zustande, weil aufgeschlossene Unternehmensvertreter_innen neugierigen Künstler_innen begegnen. In inhaberge-

fürten Unternehmen ist das offensichtlich einfacher als in Konzernen mit bürokratischem Abstimmungsdrickicht.

Kunstaffinität – Dr. Reckhaus hat schon Kunst gesammelt, bevor er den Brüdern Riklin begegnete – schadet nicht und Unerschrockenheit gegenüber fremdem Unternehmensterrain statt L’art-pour-l’art-Attitüde ist ein Muss.

Es gibt etliche ökonomische und soziologische Theorien, die erklären, warum Kooperationen entstehen und woran sie scheitern. Komplementäre Ziele, Kommunikation, Commitment und Vertrauen – das sind universelle Erfolgsfaktoren, wobei Zielharmonie vermutlich das geringste Problem ist. Die Behauptung, dass sich ‚die armen Künstler_innen‘ in erster Linie des Geldes wegen auf eine Zusammenarbeit mit Unternehmen einlassen, ist schlicht falsch. Es ist pure Neugier, die sie treibt. Wenn Unternehmensvertreter_innen aber, was sie gern tun, als erstes nach dem finanziellen Nutzen fragen, verliert die Zusammenarbeit das Spielerische. Ohne diese Offenheit und Spielfreude entstehen keine wirklich originellen Lösungen.

Unternehmensvertreter_innen und Künstler_innen begegnen einander oft mit Misstrauen und Geringschätzung. Da werden fröhlich Vorurteile und Stereotype kultiviert. In der Vorstellung trifft die hyperrationale, konservative Managerin, die Angst hat, die Kontrolle zu verlieren, auf den unkonventionellen, unberechenbaren Künstler, der Termine und Budgets ignoriert. Dabei haben Manager_innen und Künstler_innen mehr Werte gemein als sie ahnen.

Tragfähige Allianzen entstehen aus persönlichen Begegnungen und häufig sind Intermediäre im Spiel, die die Partner_innen miteinander in Berührung bringen. Sie helfen ‚Sprachbarrieren‘ zu überwinden. Intermediäre sind so etwas wie Dolmetscher_innen, die berufskulturelle Unterschiede zwischen Manager_innen und Künstler_innen ausgleichen.

Welches Stellenprofil würden Sie entwerfen für Vermittler_innen zwischen Kunst und Wirtschaft?

Die meisten Vermittler_innen, die ich kenne, sind in beiden Welten beruflich qualifiziert, wie zum Beispiel der bildende Künstler, der vor dem Kunststudium eine kaufmännische Ausbildung absolviert hat. Das Mindeste ist Berufserfahrung im komplementären Feld, und ohne Empathie geht gar nichts. Wenn man für diese Menschen ein Ausbildungsprogramm entwickeln wollte, müsste das stark anwendungsorientiert und interdisziplinär sein.

Welche Unterschiede sehen Sie in Allianzen der Kunst mit Non-Profit-Organisationen und solchen der klassischen Wirtschaft?

Manager_innen in Non-Profit-Organisationen sind insofern mit guten Künstler_innen vergleichbar als in ihrer Arbeit nicht der Shareholder-Value und der Return on Investment, also letztlich ein Einkommensziel, im Vordergrund steht, sondern ein gesellschaftliches oder persönliches Anliegen. In der Art, wie sie ihre Arbeit sehen und was sie motiviert, sind sie Künstler_innen näher als Manager_innen in Unternehmen.

Es gibt zu diesem Thema noch keine belastbare Empirie, aber es scheint so, als ob sich Künstler_innen leichter mit Non-Profit-Organisationen zusammenfinden als mit Unternehmen, weil sie sich mit einem nicht kommerziellen Wertegerüst eher identifizieren können. Sie machen dann mit einer Non-Profit-Organisation buchstäblich gemeinsame Sache. Das hat auch Folgen für die Entstehung solcher Allianzen. Während Kooperationen zwischen Unternehmen und Künstler_innen meistens von Unternehmen initiiert werden, scheint es im Non-Profit-Sektor umgekehrt zu sein. Es sind eher die Künstler_innen, die die Organisationen ansprechen, weil sie einen gemeinnützigen Zweck unterstützen wollen. Vermutlich stiftet die Arbeit in einem solchen Kontext mehr Sinn als die Auseinandersetzung mit unternehmensnahen Problemstellungen.

Welche neuen Arbeitsfelder tun sich hier auf?

Fast noch interessanter als das, was in der organisierten Zivilgesellschaft passiert, sind die Erscheinungen an den Rändern. Künstler_innen fangen an, Sozialunternehmen zu gründen, die Gewinnerzielung und Gemeinwohl miteinander verbinden. Ólafur Eliasson ist mit seiner Solarlampe *Little Sun* vielleicht das prominenteste Beispiel eines Artistic beziehungsweise Social Entrepreneurs. Der Gedanke, dass Unternehmer_innen von Künstler_innen lernen können, spukt ohnehin durch die Entrepreneurship Summits.

Ebenfalls neu sind Allianzen, in denen Künstler_innen und Bürger_innen zusammen Lösungen für lokale Probleme entwickeln. Ein Beispiel ist das Projekt *Die Sieben Künste von Pritzwalk* (siehe S. 126), das die *Neuen Auftraggeber* (siehe S. 121) realisiert haben. Ausgangspunkt war der Bürger_innenwunsch, die entvölkerte Innenstadt lebendiger zu gestalten. Nicht nur Bürger_innen, sondern

auch Unternehmen waren an der Planung und Umsetzung beteiligt.

Bei Citizen Art geht es um die künstlerische Gestaltung des öffentlichen Raumes – ein zutiefst partizipativer Ansatz, der auf demokratischen Werten basiert und insofern eine stärkere politische Dimension hat als das Engagement in und für Non-Profit-Organisationen. Citizen Art richtet sich an Menschen, die Kunst normalerweise nicht erreicht, und will kulturelle Vielfalt. Sie etabliert kunstbasierte zivilgesellschaftliche Beteiligungsformate zur Gestaltung des Gemeinwesens, die Künstler_innen interessante Arbeitsfelder bieten.

Können Sie uns drei schlagkräftige Argumente liefern, um Politik und Verwaltung davon zu überzeugen, dass die Bildung von Allianzen zwischen Kunst und Wirtschaft eine öffentliche Aufgabe ist?

Wenn man sich die Effekte anschaut, die *Die Sieben Künste von Pritzwalk* hatten, hat man schon drei Argumente zusammen, denn das Ganze hat eine sozialpolitische, eine wirtschaftspolitische und eine kulturpolitische Dimension. Insofern ist es eine öffentliche Aufgabe, die Infrastruktur, die man zur Betreuung und Verstetigung solcher Projekte braucht, zu fördern.

Die Politik hat das durchaus erkannt, konzentriert sich aber eher auf die Wirtschaftsförderung als auf die großflächige Unterstützung gesellschaftlicher Projekte. Beispielsweise hat die Bundesregierung vor einigen Jahren die *Initiative Kultur- und Kreativwirtschaft* gestartet und hat sich dabei unter anderem die Förderung von Partnerschaften zwischen Kulturschaffenden und anderen Branchen auf die Fahnen geschrieben – Vernetzungsplattformen inklusive. Das Ganze ist eindeutig wirtschaftspolitisch motiviert.

2010 hat die Bundesregierung eine Nationale Strategie zur gesellschaftlichen Verantwortung von Unternehmen (Corporate Social Responsibility) vorgelegt, die sie immer noch weiterentwickelt. Diese CSR-Strategie sollte die deutsche Wirtschaft im internationalen Wettbewerb positionieren. Wenn man Kreativität als Schlüsselressource begreift, reift vielleicht irgendwann ein Aktionsplan CCP, das heißt ein Aktionsplan Corporate Cultural Partnership.

Sie lehren an einer Hochschule für Technik und Wirtschaft. Welchen Stellenwert nimmt die Auseinandersetzung mit kreativen und künstlerischen

Komplementäre Ziele, Kommunikation, Commitment und Vertrauen – das sind universelle Erfolgsfaktoren, wobei Zielharmonie vermutlich das geringste Problem ist.

schen Praktiken darin ein?

Die *HTW Berlin* führt zwar ‚Technik und Wirtschaft‘ im Namen, hat aber auch einen Fachbereich ‚Gestaltung und Kultur‘. Das hat allerdings nicht automatisch zur Folge, dass sich die BWLer_innen mit den Modedesigner_innen verbünden. Warum sollten sie auch? In den Curricula der betriebswirtschaftlichen Studiengänge taucht Kultur nicht auf. Es gibt dicke Modulhandbücher, die festlegen, welche Kompetenzen die Studierenden erwerben sollen. Ich wette, ästhetische Kompetenz taucht darin überhaupt nicht auf.

In der betriebswirtschaftlichen Hochschullehre tun wir immer noch so, als ob der Dreiklang von Planung, Steuerung und Kontrolle in der Praxis reibungslos funktioniert. Manager_innen müssen sich in ihrem Berufsalltag aber inzwischen ständig damit herumschlagen, dass Planung in einem komplexen und dynamischen Umfeld gar nicht mehr möglich ist. Wenn man Studierenden die Fähigkeit vermitteln will, unter solchen unsicheren Rahmenbedingungen Entscheidungen zu treffen, muss man das Künstlerische irgendwie in den Studienplan mogeln. Im Masterstudiengang *Nonprofit-Management und Public Governance* machen wir das zum Beispiel mit kunstbasierten mini Think Tanks, in denen Studierende zusammen mit Vertreter_innen aus Non-Profit-Organisationen und Künstler_innen Probleme der teilnehmenden Einrichtungen arbeiten. Der gemeinsame Arbeitsprozess orientiert sich an Phasen des künstlerischen Schaffensprozesses und vor allem an Einstellungen, die für Künstler_innen typisch sind, wie zum Beispiel Offenheit, Mut, Fehlertoleranz und Experimentierfreude. Wir haben dafür die Metapher der ‚Künstlerbrille‘ gefunden, die wir den Studierenden, aber auch den Manager_innen aufsetzen, damit sie eine andere Sicht auf die Dinge bekommen. Ein Instrument zum Out of the box-, Quer- und manchmal auch gar Nichtdenken. Dagegen ist Design Thinking (siehe S. 90) vergleichsweise zahm.

Wie schafft man Bewusstsein für den Wert, auch den pekuniären Wert von Kunst, die nicht mehr Ware, sondern Prozess ist und Allianzen eingeht?

Als Hochschullehrerin fällt mir als erstes die Verankerung von Kunst in nicht künstlerischen Studiengängen ein, so wie wir das an der *HTW* versuchen. Viel konsequenter ist das, was die *Alanus Hochschule für Kunst und Gesellschaft* macht. Sie kombiniert Betriebswirtschaftslehre mit künstlerischen Fächern und hat auch

einen Studiengang im Programm, der die Künste mit Social Entrepreneurship verknüpft.

Wenn es auch anderen Hochschulen gelänge, Kunst und Wirtschaft transdisziplinär zusammenzuführen, wäre schon viel gewonnen. Die Führungskräfte der Zukunft vom Potenzial der Kunst zu überzeugen, ist einfacher, als gestandene Manager_innen aus ihren Denkschemata herauszuholen.

Und: Wir brauchen Vorbilder und Erfolgsgeschichten. An den Hochschulen gibt es ganze Seminarbibliotheken voll mit betriebswirtschaftlicher Literatur. Wenn Sie darin etwas Erhellendes zur Schnittstelle von Kunst und Wirtschaft finden wollen, was nicht mit Kulturmanagement oder -sponsoring zu tun hat, müssen Sie schon ziemlich intensiv suchen.

Mit wem würden Sie selbst gern eine Allianz für die Zukunft eingehen?

Am liebsten mit allen Künstler_innen, von denen ich – sei es persönlich oder lesend – gelernt habe, wie man Kontrollmechanismen unterwandert und sich überraschen lässt. Wenn ich eine Person aussuchen müsste: Marina Abramović – für die Verbindung von Kunst und Wissenschaft im *Marina Abramović Institute (MAI)* und für das, was sie mit ihren Studierenden anstellt.

Die Fragen stellte Elisabeth Hartung.

Berit Sandberg unterrichtet seit 2003 an der *Hochschule für Technik und Wirtschaft Berlin*. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Non-Profit-Management sowie Kunst und Wirtschaft. Im Rahmen des Forschungsprojekts *Arts Push Business* untersuchte sie zusammen mit Carsten Baumgarth zwei Jahre lang Beispiele für und Erfolgsfaktoren von Kunst-Unternehmens-Kooperationen, die im gleichnamigen Handbuch veröffentlicht wurden. Sie forscht zur Wirkung kunstbasierter Interventionen und entwickelt Konzepte für ‚Arts-based Learning‘, die an ihr Buch *Die Künstlerbrille – Was und wie Führungskräfte von Künstlern lernen können* anknüpfen.

FLIEGEN RETTEN IN DEPPENDORF

WIE EINE ALLIANZ MIT KÜNSTLERN EIN UNTERNEHMEN AUF DEN KOPF STELLT.

Eigentlich plante Hans-Dietrich Reckhaus nur ein neues Kommunikationskonzept für sein auf Insektenvernichtungsmittel spezialisiertes Unternehmen *Reckhaus Co.* Aus der an Künstler_innen gerichteten Ausschreibung für eine neue Fliegenfalle entwickelte sich jedoch viel mehr. Die Brüder Frank und Patrik Riklin drehten die Perspektive des Unternehmens um 180 Grad und fragten statt nach Gewinnoptimierung und Produktverbesserung nach dem Wert der zu vernichtenden Insekten.

Sobald das Projekt *Fliegen retten in Deppendorf* ins Leben gerufen war, versuchten fast sämtliche Bewohner_innen des kleinen Ortes nahe Bielefeld in einem Wettstreit 902 lebende Stubenfliegen zu ‚retten‘. Die Gewinnerfliege namens Erika verbrachte zusammen mit ihrem Retterpaar einen Fünf-Sterne-Wellness-Urlaub. Nach einem ungewöhnlich langen, weil vergleichsweise stressfreien Fliegenleben landete sie schließlich vis-à-vis von Gerhard Richter in der Kunstsammlung der Universität St. Gallen.

Zwar stellt die Firma *Reckhaus* auch nach dieser kafkaesk anmutenden Aktion noch Biozide her, aber das ‚Fliegenretten‘ gehört nun ebenso zum Geschäftskonzept. Nach Berechnungen von Biologen, wie viel Ausgleichsfläche nötig ist, um die tödliche Wirkung zu kompensieren, ließ Geschäftsführer Hans-Dietrich Reckhaus die erste artgerecht begrünte Fläche auf dem Dach des Verwaltungsgebäudes anlegen. Gemeinsam mit dem Künstlerduo Riklin wurde schließlich das Label *Insect Respect* gegründet, um andere Insektizidhersteller dafür zu gewinnen, die negativen Auswirkungen ihrer Produkte durch ökologisch vertretbare Maßnahmen zu kompensieren. Der Fliege Erika ist damit eine Mischung aus ‚Corporate Social Responsibility‘ und ‚Cause Related Marketing‘ zu verdanken. Ein Konzept, das bereits mehrfach ausgezeichnet wurde – und das angesichts aktueller Zahlen zum Insektensterben relevanter ist denn je. (EH)





WOLF DIETER ENKELMANN

„FREUNDSCHAFT

KANN IHREM

HETEROGENEN WESEN NACH

VIELE FORMEN ANNEHMEN,

AUCH WEIT JENSEITS

IRGENDEINER

INTIMITÄT.

ALLIANZEN

SIND EINE DAVON.“

Alternative Wege wirtschaftlichen Denkens und Handelns zu beschreiten und neue Sichtweisen durch Dialoge zwischen Ökonomie, Philosophie und Kunst zu generieren, bestimmt die Arbeit des Wirtschaftsphilosophen Wolf Dieter Enkelmann. Die Freundschaft ist dabei ein wichtiges Prinzip, denn es ist das Verhältnis einander Fremder, die sich mit wechselseitigem Respekt begegnen. Das Gegenteil wäre aus seiner Sicht Unterwerfung oder blinde Gefolgschaft. Homogenität, in der es keine Allianzen gibt. Die große Aufgabe für die Zukunft sieht Enkelmann daher darin, das herrschende Paradigma des Komforts zu verlassen, unter dem alle Entwicklungen in technischer, stadtplanerischer und ökonomischer Hinsicht stehen und dessen Ziel das Kreieren selbstständiger Systeme wäre, die des Menschen nicht mehr bedürfen.

Wie kommt das Neue in die Welt?

Unerwartet. Anders, als man dachte. Es ist immer ein Bruch mit den Kausalitäten der reproduktiven Weiterentwicklung der laufenden Trends. Viele gefeierte Innovationen bewegen sich allerdings in diesem Erwartungs- und Möglichkeitsraum. Natürlich hilft es, diese Trends zu begreifen und zu Ende zu denken. Solche Reflexion hat unterm Strich vieles in der Kunst der Moderne auf den Weg gebracht. Es ist immer das Ende, an dem sich das Unvorhersehbare, das Unmögliche auftut.

Was verbindet Kunst und Wirtschaft?

Nichts, zunächst. Es ist der Nutzen, an dem sich beide gegenseitig abstoßen. Allerdings: Wenn alles nur noch nutzt, nutzt alles nichts mehr. Der Nutzen braucht die Differenz. Und das kann nicht wieder nur ein Mittel zum Zweck sein. Diese Differenz liegt damit im funktional Überflüssigen, im Nichtsnutzigen. Und das gilt nicht erst am Ende der Wertschöpfung. Unternehmen, die – ob mit Absicht oder aus Versehen durch Störungen verursacht – keinen guten Sinn für das Überflüssige und Nichtsnutzige pflegen, werden niemals zu einer überzeugenden Unternehmenskultur finden. Seitens der Kunst ist es die Idee des Gewinns, den die Ökonom_innen immer bestens zu quantifizieren verstehen. Qualitativ ist er ihnen aber ein Mysterium und dadurch letztlich dann doch auch immer wieder nur ein Mittel zum Zweck. Künstler_innen, ob ihnen das nun bewusst ist und sich für sie auch quantitativ auszahlt oder nicht, verstehen sich auf den Gewinn. Das ist ihre Triebkraft – und der Genuss ihres gewählten Lebens. Das womöglich noch nie Dagewesene ein für alle Mal in die Welt zu bringen, das ist ein Gewinn, der seinesgleichen sucht, und nicht nur objektiven Niederschlag findet. Da weiß auch die Künstlerseele, was sie tut.

Neue Allianzen werden normalerweise im Hinblick auf Ziele geschlossen. Für welche strategischen Ziele könnten Allianzen zwischen Kunst und Wirtschaft geschlossen werden?

Seitens der Kunst: Wie die Impressionist_innen einst ihre Ateliers verließen und etwa in die Natur oder auch in die Puffs gingen, um neue Inspirationen für ihre Kunst zu gewinnen, könnte sich das Nämliche heute durch den Marsch in die Wirtschaftsszene wiederholen. Da gibt es so viele Baustellen, die einem Augen in den Kopf setzen und neue Ästhetiken generieren könnten, jenseits dessen, was schon als Kunst kanonisiert und wiedererkennbar ist. Nichts ist ernie-

render als Galerieausstellungen, denen man auf den ersten Blick als vordringliches Motiv den Willen der Künstler_innen ansieht, als Künstler_in erkannt zu werden. Wen interessiert das? Was interessiert, ist neue Wahrnehmung, Heureka-Effekte. Was beispielsweise ist Führung? Ein tolles Thema für die Kunst. Siehe Shakespeare. Was überhaupt ist Wirtschaft? Denken wir an Goethes *Faust II*. Unternehmenskultur und Wirtschaft formieren sich nicht, wie in der Wirtschaft meist geglaubt wird, als moralische Werteordnung. Kultur ist im Wesentlichen ästhetisch.

Seitens der Wirtschaft wäre es fast das Gleiche. Wie gut kennen sich Unternehmen? Sie wissen, was sie tun müssen, um zu funktionieren. Unternehmen sind aber noch einiges anderes als nur die Summe ihrer Funktionen. Sie sind Realität. Und ein ästhetisches Phänomen. Oder Zeit. Betriebswirtschaftslehre hilft da nicht zur Erkenntnis oder handelt das ausschließlich als Störungsbearbeitung ab. Sie weiß manchmal sogar, wie wichtig Dysfunktionalitäten sind. Das heißt aber noch nicht automatisch, dass sie auch gute Ideen hätte, wie damit schlaue und ergiebig umzugehen ist. Da hilft die instrumentelle Vernunft nicht weiter. Das sind Baustellen, auf denen ich gern Künstler_innen sähe oder Philosoph_innen. Auch aus gesellschaftlicher Perspektive wären neue Wahrnehmungen der *Wirtschaft der Gesellschaft* (Niklas Luhmann) wünschenswert und dringlich. Man steckt da noch viel zu sehr in Schemata des 19. Jahrhunderts fest.

An welchen Orten, in welchen Räumen könnten sich neue Allianzen zwischen Kunst und Wirtschaft am besten entfalten?

An Orten, die für beide naheliegend sind. Für die Kunst haben sich wirtschaftliche Investitionen etwa in den Aufbau von Sammlungen bewährt, wenn das auch der Tendenz Vorschub leistet, zunehmend in der Musealisierung Ziel und Endzweck der Kunst zu sehen. Für die Wirtschaft wäre es, um eine neue Stufe im eigenen Effektivitäts- und Effizienzbewusstsein zu erreichen, spannender und wirkungsvoller, Kunst in die Bestimmung des eigenen Wesens hineinzulassen, statt sie in die Sammlungen zu eskamotieren.

Zwischen Kunst und Wirtschaft scheint es eine eigentümliche Faszination und zugleich Abneigung zu geben. Was ist nötig, damit sich daraus konkrete neue Strategien und Partnerschaften auf

Augenhöhe entwickeln?

Wir sprachen bereits vom Aspekt des Gewinns für beide Seiten. Wichtig ist zu dem wechselseitiger Respekt. Und Neugier. Und Ehrlichkeit, sich wechselseitig Nöte und Unvermögen einzugestehen. Hybris ist der Feind jeder guten Chance. Not macht zwar nicht erfinderisch, sondern lethargisch und blöd. Aber in einer Gesellschaft von Getriebenen passiert so manches eben doch nur, wenn die Existenzangst hinreichend Druck aufbaut. Wenn andererseits gerade auch daraus häufig nicht das Beste folgt, sondern nur Notlösungen. Und die heißen so, weil sie mit Sicherheit neue Nöte generieren.

Unsere Gegenwart ist geprägt von fundamentalen Veränderungen. Gleichzeitig scheint vieles ins Stocken zu geraten. Wie könnte sich neuer Unternehmergeist bei der Gestaltung der Zukunft entfachen?

Wo stockt es? Das Problem sind Haltungen wie ‚weiter so‘ oder ‚es muss ja irgendwie weitergehen‘. Das Hängen an und Beharren auf Selbstbehauptung und Überleben um jeden Preis ist das größte Verhängnis. Denn es korrumpiert das Kostenbewusstsein prinzipiell und fundamental. Da bleibt dann kein anderer Ausweg, als Kosten zu iterieren, sie also möglichst andere bezahlen zu lassen, und zu externalisieren, vor allem in die Zukunft, die sich damit notwendigerweise verdüstert. Irgendwann präsentiert die Geschichte, nach Hegel das Weltgericht, die Rechnung. Es gibt keinen externen Müllleimer in der Welt oder außerhalb ihrer, in den sich spurlos zum Verschwinden bringen ließe, was einem nicht in den Kram passt. Das hatte schon Platon entdeckt und systematische Konsequenzen daraus für sein Wirtschaftsdenken gezogen. Ich wünsche mir deshalb mehr dramatische statt nur funktionalistische Kompetenz in der Wirtschaft. Mehr Dionysos als Beckmesser¹.

Was motiviert Menschen, Allianzen und Kooperationen einzugehen?

Sie versprechen sich etwas davon. Neue Chancen etwa, die sich allein aus der Kooperation ergäben und ohne diese nicht realisierbar wären. Oder auch nur Erleichterung bei der Bewältigung des laufenden Geschäfts.

Lassen Sie uns an Freundschaften denken. Sehen Sie hier ein Modell für das Schließen neuer Allianzen?

Freundschaft ist das in der Antike aus der Taufe gehobene Lebensprinzip der

Philosophie von Aristoteles über Cicero und Montaigne bis zu Derrida, aber vor allem auch der Geschichte Europas und des Westens. Von da ausgehend ist sie zum Grundprinzip der modernen Zivilisation und Weltpolitik geworden. Gerade die gegenwärtigen Verwerfungen zeigen, dass der eigentliche Gegenbegriff gar nicht, wie man vermuten sollte, die Feindschaft, sondern die Verwandtschaft ist. Freundschaft ist das Verhältnis einander Fremder. Ihr Wesen ist die Heterogenität, während die Verwandtschaft ihr Wesen in der Homogenität hat. Die meisten Kulturen der Welt sind nach diesem Muster strukturiert. Stammesgesellschaften, Vorstellungen von ethnischer Integrität, völkische Identität, die geschlossenen Familiaritäten im islamischen Kulturraum, aber auch die neuen autokratischen Politikstile in Russland, der Türkei, in Ungarn – all das folgt dem Homogenitäts-Ideal der Verwandtschaft und verdächtigt die Heterogenität als an sich schon terroristisch. Da gibt es auch keine Allianzen, sondern nur Einschöpfung, Gefolgschaft und Unterwerfung. Freundschaft ihrerseits kann ihrem heterogenen Wesen gemäß viele Formen annehmen, auch weit jenseits irgendeiner Intimität. Allianzen sind eine davon.

Was könnte Europa von anderen Kulturen diesbezüglich lernen?

So gesehen eher wenig oder, wie es gemessen an europäischen Standards eben nicht geht, als Memento mori an etwas, das dem Kontinent Glück gebracht hat und Unglück, wenn er sich gegen diese ureigenste Weisheit verging, was leider nur zu oft geschah und wieder geschehen wird.

Welche konkreten Projekte fallen Ihnen bei der Frage nach gelungenen und zukunftsweisenden Allianzen ein?

Es mag welche geben, sicher. Aber mir fallen momentan keine ein, die mich in Aufregung versetzen.

Woran scheitern Allianzen?

An der Akzeptanz des Fremden und dem Verlust der Kunst, sich mit der Differenz arrangieren und mit Fremden ins Benehmen setzen zu können. Und das ist eine Kunst. Abstrakte, das heißt gleichgültige Toleranz hilft da wenig. Im Gegenteil. Im Übrigen scheitern Allianzen als vertraglich geregeltes Verhältnis zwischen Gleichberechtigten beispielsweise im interkulturellen Verhältnis, wenn es einem oder einer der Partner_innen an verbindlicher Rechtsstaatlichkeit und damit an der Macht des Rechts gebricht.

Wie die Dinge sich momentan entwickeln, sieht sich die notwendigerweise westlich geprägte Zivilisation zum ersten Mal ernsthaft herausgefordert.

¹ Als ‚Beckmesser‘ wird ein kleinlich auf Einhaltung von Regeln bedachter und pedantischer Kritiker bezeichnet, benannt nach dem Nürnberger Meistersinger und Schreiber Sixtus Beckmesser in Richard Wagners Oper *Die Meistersinger von Nürnberg* von 1867. Dionysos hingegen ist in der griechischen Götterwelt der Gott der Freude, der Fruchtbarkeit, des Wahnsinns und der Ekstase.

Wenn sich die entscheidenden Macht-haber_innen über das Recht stellen, ist auf nichts mehr Verlass. Da gibt es dann keine Gleich-,Berechtigung' mehr, wie Deutschland gerade im Verhältnis zur Türkei erlebt oder Siemens im Verhältnis zu Russland. Und natürlich können sich die Partner_innen auch über die Kongruenz der Ziele, die sie in die Allianz gelockt haben, täuschen.

Welche Rolle spielt das Geld bei der Bildung von Allianzen?

An sich keine. Allianzen können für die Partner_innen auch nicht monetäre Vorteile bringen. Die einen tun das, was auch den anderen einen Vorteil einträgt, und die anderen etwas anderes, mit dem nämlichen Effekt in der umgekehrten Richtung. Insofern Allianzen immer wechselseitige Gläubiger-Schuldner-Beziehungen sind, hilft Geld als Währung und Vermittlungsmedium, als allgemeines Äquivalent natürlich immer sehr, wenn es darum geht, Allianzen offen für ursprünglich nicht Beteiligte zu gestalten.

Selbstoptimierung und Gewinnmaximierung und die Sehnsucht nach Gemeinsamkeit prägen unsere Gegenwart. Sind das eher günstige oder hemmende Aspekte für neue Allianzen?

Selbstoptimierung ist Selbstinstrumentalisierung. Das verhilft der Selbstbefreundung nicht unbedingt auf die Sprünge. Vielleicht, wenn es richtig Geld bringt. Gewinnmaximierung steht Freundschaft und Allianzen nicht im Wege. Die Gewinnmaximierung muss unter den modernen Wirtschaftsbedingungen sowieso in irgendeiner Form, zumindest nach subjektivem Empfinden, prinzipiell geteilt werden. Ob die Partizipation immer gerecht ist oder der Arme womöglich systematisch benachteiligt und darum betrogen wird, ist eine andere Frage. Hinsichtlich der Gemeinsamkeit kommt es darauf an, ob sie Heterogenität zulässt oder zugunsten symbiotischer Homogenität ausschließt.

Wohin entwickelt sich die Zivilisation?

Ja, das ist die heiße Frage der Zeit. Wir erleben gerade das Ende der westlichen Weltleitkultur. Wer es in der modernen Welt zu etwas bringen wollte, musste Maßgebliches aus der europäischen Kultur übernehmen. Selbst die Kritiker_innen des Imperialismus und Eurozentrismus waren sich zumeist gar nicht bewusst, wie eurozentristisch und wie imperialistisch sie mit der Generalisie-

rung ihres Wertekanons waren, an dem die Welt genesen sollte. Aufgrund der langen Vorherrschaft der westlichen Zivilisation verstand sich das allzu sehr fast von selbst. Wie die Dinge sich momentan entwickeln, sieht sich die notwendigerweise westlich geprägte Zivilisation zum ersten Mal ernsthaft herausgefordert. Die anderen Mächte haben sich emanzipiert und können heute mit ihren Modellen dagegen halten und tun das auch. Erst jetzt beginnt die Bewährungsprobe. Und die ist auch nötig. Zu barbarisch und korrupt wurde die Zivilisation bis in die jüngere Vergangenheit durchgesetzt. Ob die anderen Kulturen, so viel man auch fraglos von ihnen lernen kann, letztlich Besseres zu bieten haben, weiß ich nicht und sehe ich erst einmal nicht. Die Civitas oder – griechisch – die Polis ist schon eine spektakuläre Erfindung, einzigartig in der Welt.

Was ist Ihre persönliche Vision für die Welt in 20 Jahren?

Intern, also innerhalb der westlichen Kultur von Wissenschaft und Technik wird ja energisch daran gearbeitet, die ‚veralterte Technologie‘, wie es im Silicon Valley heißt, von Staat und Demokratie durch eine algorithmische Technokratie zu ersetzen. Das gipfelt dann im sogenannten Transhumanismus. Für die Techies sind das fantastische Zukunftsaussichten. Ich denke und hoffe, ihre eigenen Widersprüche werden sie das Dystopische ihrer schönen Utopien am eigenen Leibe spüren lassen. Es ist ausgeschlossen, dass Technokratie die Demokratie ersetzen kann, und es wird ein schlimmes Erwachen geben, wenn sie ihren Kram ohne letztere weiter verwirklichen wollen. Smart Citys ersetzen, selbst wenn sie bestens funktionieren, keine Stadt als willkürlichen Lebensraum und Experimentierfeld der Heterogenität und Vielfalt der Welt, sondern organisieren die Leere. Womöglich perfekt.

Stellen Sie sich einen Zukunftskongress vor: Welche Fragen stehen auf der Agenda und wer kommt da zusammen?

Wohin führt der Komfort? Das ist vielleicht die dramatischste Zukunftsfrage. Denn nicht das Glück oder der Reichtum ist das tragende Ziel unserer Kultur, sondern der Komfort. Er ist zum Inbegriff des guten Lebens wie wirtschaftlichen Erfolgs und politischer Respektabilität geworden. Auch der zeitgenössische Moral-Hype ist da kein Korrektiv. Denn in der Breite wird er maßgeblich vom Bestreben nach einer komfortablen Gewis-

senslage befeuert. Auch selbstfahrende Autos zum Beispiel – zunehmende Kaufkraft-vermittelte Komfortabilisierung aller Lebensbereiche und -regungen gibt die elementare Leitorientierung vor. Wohin führt das? Was ist das Endergebnis? Und was sind die Preise? Wer oder was muss sie bezahlen? These: Die Tendenz ist, erst die Systeme von den Menschen und dann die Menschen von sich selbst zu befreien. Erst wenn wir uns respektive die Belästigung durch uns los sind, wird der Komfortabilisierungsexzess, den man inzwischen als Inbegriff der post-heroischen Zivilisation, auf den sich alle Welt verständigen zu können meint, sehen muss oder darf, sein Ziel erreichen. Wir brauchen eine Philosophie des Komforts. Es gilt, ihn zu Ende zu denken, systematisch. Ich bin selbst gespannt, mit wem wir das dann – in der Zukunft – noch besprechen können.

Die Fragen stellte Elisabeth Hartung.

Wolf Dieter Enkelmann, Philosoph und Berater mit Schwerpunkt auf Wirtschaftsphilosophie, ist Direktor für Forschung und Entwicklung am *Institut für Wirtschaftsgestaltung* in Berlin und München. Der 2004 in München gegründete *Wirtschaftsphilosophische Club (WPC)*, seit 2014 unter dem Titel *Werkstattgespräche Berlin*, bringt Künstler_innen, Wissenschaftler_innen und Wirtschaftspraktiker_innen zusammen, um über allgemeine und aktuelle Wirtschaftsfragen zu diskutieren. Leitgedanke des Instituts ist ein alternativer Weg wirtschaftlichen Denkens und Handelns und die getrennt voneinander gedachten Fächer Philosophie und Ökonomik zusammenzubringen.

KOOPERATION UND KONKURRENZ

Kooperation und ihre vermeintliche Gegenspielerin Konkurrenz sind wesentliche Faktoren sozialer Interaktion und menschlichen Zusammenlebens und damit auch relevant, wenn von Allianzen die Rede ist. Doch während die Konkurrenz lange Zeit als treibende Kraft bei der Entwicklung sozialen Verhaltens unter Primaten galt, belegte nicht zuletzt die Verhaltensökonomie, dass auch wirtschaftliche Handlungen eher vom Wunsch nach Gemeinschaft und durch Gefühle motiviert sind, denn durch rein rationales Selbstinteresse. Und dass freundschaftliches und kooperatives Verhalten auch im Handeln der Menschen überwiegt. Dadurch sind sie erst in der Lage, gemeinsam komplexe Probleme zu lösen.¹

Dennoch lohnt es sich, die ‚Konkurrenz‘ näher zu betrachten, die je nach Metier und Disziplin unterschiedlich konnotiert ist. In der Ökologie steht sie ganz sachlich für die Interaktion zweier Organismen, die sich wechselseitig beeinträchtigen, weil sie dieselbe Ressource nutzen. Emotional aufgeladen ist sie hingegen in der Psychologie, wo sie mit Dominanz und Aggression verbunden wird.² Die Konkurrenz gilt hier als egozentrisches Gefühl, das auf Kosten anderer die eigene Position stärken will und im Verbund mit Neid, Wut, Hass, Eifersucht, Gier, Geiz, Verachtung und Missgunst steht.

Nicht unerheblich sind die unterschiedlichen Konnotationen je nach Geschlecht: Frauen, die Konkurrenzverhalten an den Tag legen, gelten als intrigant und ‚stutenbissig‘. Bei Männern hingegen gilt Konkurrieren im beruflichen Kontext eher als normal und selbstverständlich, um im Wettbewerb Ansehen, Macht oder Zuneigung zu erlangen. Generell hat die Konkurrenz im Wirtschaftskontext einen eher guten Ruf: ‚Konkurrenz belebt das Geschäft‘ heißt es hier oder ‚Die Konkurrenz schläft nicht‘. Sie spornt an und gilt im Wettbewerb als Motor für Leistung und Erfolg.

Konkurrenz und Kooperation einfach als Antonyme zu gebrauchen, greift für Ökonomen wie Peter Weise zu kurz³. Der modernen Netzwerkforschung nach entstehen Synergien in der Kooperation vor allem dann, wenn die Akteur_innen unterschiedlich genug sind, um verschiedenes Know-how, aber auch unterschiedliches Kontaktkapital einbringen zu können.⁴

Die wachsende Bedeutung der Gleichzeitigkeit von Kooperation und Konkurrenz hat in der Wirtschaft bereits einen eigenen Begriff hervorgebracht: ‚Co-opetition‘. Diese beschreibt eine strategische Allianz, in der Unternehmen phasenweise kooperieren, beispielsweise bei der Patententwicklung und phasenweise konkurrieren, etwa bei der Vermarktung.⁵ Dadurch kann ein geregelter Wettbewerb aufrechterhalten und eine Win-win-Situation für beide Parteien hergestellt werden. (EH und LL)

1
Vgl. Interview mit Nora Szech S. 260.

2
Vgl. <https://www.mensch-und-psyche.de/persoenelichkeit/kooperation-oder-konkurrenz/>
Zuletzt aufgerufen am 19.12.2017.

3
<http://www.fairness-stiftung.de/pdf/WeiseKonkurrenzLangfassung.pdf>
Zuletzt aufgerufen am 19.12.2017.

4
<http://www.organisationsforschung.at/publikationen/Co-opetition.pdf>
Zuletzt aufgerufen am 18.12.2017.

5
<https://www.zukunftsinstitut.de/artikel/coopetition-kooperation-statt-konkurrenz/>
Zuletzt aufgerufen am 19.12.2017

Bild rechts:
Matyas Chochola, *Ultra Violet Ritual*, 2016. Die Performance mit Azem Maksutaj wurde realisiert im Rahmen der *Manifesta 11*, für die Christian Jankowski (siehe S. 26) Joint Ventures zwischen Künstler_innen und anderen Berufsgruppen initiierte. Chochola arbeitete mit Maksutaj, dem Besitzer zweier Kampfsportschulen zusammen.



- S. 8
Tomás Saraceno, *Our Interplanetary Bodies*, Asia Culture Center, Gwangju, Juli 2017 – März 2018
© Courtesy the artist; *Tanya Bonakdar Gallery*, New York
Foto: Studio Tomás Saraceno, 2017
- S. 13
Rüdiger Schöttle, *Theatergarten Bestiarium* (Detail), 1987
© Rüdiger Schöttle
Foto: Christin Losta
- S. 16
Alexander Kluge, *King Kong und die weiße Frau*, Filmstill, 1988
© Archiv KAIROS-FILM
- S. 25 oben
Wolfgang Tillmans, *Protect the European Union*, 5 Poster, Open-Source-Download, als PDF zum Selbstausrucken und im Social-Media-Format, 2016
© Between Bridges / Wolfgang Tillmans
- S. 25 unten
Wolfgang Tillmans, Poster zur Bundestagswahl, 7 Poster, Open-Source-Download, als PDF zum Selbstausrucken und im Social-Media-Format, 2017
© Between Bridges / Wolfgang Tillmans
- S. 26
Pavillon of Reflections, Manifesta 11, Zürich, 2016
© Manifesta Foundation; courtesy Manifesta Foundation. Wolfgang Traeger Photography.
Foto: Wolfgang Träger
- S. 34
Marco Schmitt, *Xterminating Badges*, Film still, 2016
© Manifesta Foundation; courtesy Manifesta Foundation. Marco Schmitt.
Foto: Marco Schmitt
- S. 43
LUMA Arles, Parc des Ateliers und LUMA Days 2017
© *LUMA Arles* / Victor Picon
Fotos: Victor Picon
- S. 50
What if Women Ruled the World?
© *Manchester International Festival 2017* / Tristram Kenton
Foto: Tristram Kenton
- S. 55
Bundeskanzlerin Angela Merkel zu Besuch in Neuseeland
© *picture alliance* / dpa
Foto: Kay Nietfeld / dpa
- S. 56
Begegnung während des Festivals zeitgenössischer Kunst am Wittelsbacherplatz zur 850-Jahrfeier der Landeshauptstadt München, © *kunst-buero*
Foto: Olga Mirenskaja
- S. 62
Kunstarealfest, München, 2017
© *PLATFORM*, Fotos: Alescha Birkenholz
- S. 69
VIENNA DESIGN WEEK 2017 / Passionswege / Waldinhalierbar, Kollektiv Fischka / Kramer
© *VIENNA DESIGN WEEK / Kollektiv Fischka / Kramer*
- S. 75
Lab Monastery, Tibet
© und Fotos: Arahmaiani
- S. 80
Incredible Edible Network, Todmorden, Pollination Street (links); Freiwillige bei der Gartenarbeit im Kräutergarten am Straßenrand (rechts)
© *Incredible Edible Network*
Fotos: Estelle Brown
- S. 85
Kivalina, Alaska
© und Fotos: re-locate.org
- S. 90
Workshop *Making Culture meets Borderline*, Neue Münchner Projekte des Social Design, *PLATFORM*, München, 2016, © *PLATFORM*
Foto: Alescha Birkenholz
- S. 95 links
WagnisART, Workshop Städtebau
© *wagnis eg* / Udo Schindler
Foto: Udo Schindler
- S. 95 rechts
WagnisART
© *wagnis eg* / Julia Knop
Foto: Julia Knop (3030), Fotoproduktion für *bogevsichs buero*, September 2016, *WagnisART*, München
- S. 101
Filmstills aus *Occupy, Resist, Produce*, 2014–2015
© Dario Azzellini & Oliver Ressler
- S. 106
Vergabe von Mikrokrediten an Frauen in Dahka, Bangladesch
© *Getty Images*
Foto: John van Hasselt / Sygma via *Getty Images*
- S. 114
Artist Placement Group, Diskussion (zwischen John Latham und Joseph Beuys), Bonn, 1978
© *Stadtarchiv Bonn* – Fotografische Sammlung, Bestand Franz Fischer
- S. 120
Institute of Design Research Vienna, Forschungsprojekt *Wie leben?*
© und Fotos: *IRDV 2015*
- S. 127
Neue Auftraggeber, Umgestaltung eines Dorfes in Bifolone, Kamerun, seit 2014 und *Die 7 Künste von Pritzwalk*, Pritzwalk, Brandenburg, 2011–2014
© und Fotos: *Neue Auftraggeber*
- S. 128
Teilnehmer_innen des *Amateur Workshop #5 Sisyphus on Tour* von Jerszy Seymour in der *PLATFORM*, München, 16. April 2015
© *PLATFORM*
Foto: Alescha Birkenholz
- S. 135
Vernetzungstreffen von Bürgermeister_innen
© *Europäisches Forum Alpbach* / Luiza Puiu
Foto: Luiza Puiu
- S. 141
Quishare und *Open State, Proof of Concept 21*, Innovationscamp, Chateau de Millemont, Frankreich, 2015
© CC-BY-SA
Fotos (von links nach rechts, von oben nach unten): Big Infoboard, Foto: Ophelia Noor; Mathieu on Bicitractor, Foto: Stefano Borghi; Mauricio and Supporting Team, Foto: Ophelia Noor; Luftbild, Miellemont Caster Aerial, bearbeitet von Simon Kiepe, *Open State*, nach einem Original von Vincent Tournaire
- S. 144
Empfangshalle, Künstlerspeisung, München
© und Foto: *Empfangshalle*
- S. 149
raumlaborberlin, Haus der Statistik, Die ZUSammenKUNFT
© und Foto: *raumlaborberlin*
- S. 155 oben:
Operndorf Afrika, Burkina Faso, Schulgebäude, 2015
© und Foto: Lennart Laberenz
- S. 155 unten:
Operndorf Afrika, Burkina Faso, Tanz bei Eröffnung der Schule, 2011
© und Foto: Michael Bogar
- S. 163
Metrocable San Agustín, Caracas
© *ETH Zürich, U-TT* / Daniel Schwartz
Fotos: Daniel Schwartz
- S. 168
Fest im Münchner *Kunstareal* zwischen *Futuro* von Matti Suuronen aus der *Neuen Sammlung* und der *Alten Pinakothek*, Juni 2017
© *PLATFORM*, Foto: Alescha Birkenholz
- S. 175
Transforming Design, MaximiliansForum, München, 2013
© Alescha Birkenholz
Fotos: Alescha Birkenholz
- S. 184
SCHHPLTTL, Performance, *MaximiliansForum*, München, 2010
© Daniel Kluge, Ken Frederick, Eugen Kern-Emden, Mirko Hecktor, Dirk Eisel
Foto: Dirk Eisel

- S. 190
Museum für Kunst, Architektur und Technologie (MAAT)
 © FG + FS_Courtesy EDP Foundation
 Foto: Francisco Nogueira
- S. 196
 Tomás Saraceno, *Stillness in Motion – Cloud Cities*, Installationsansicht, *San Francisco Museum of Modern Art*, 2016
 © und Foto: Studio Tomás Saraceno, 2016
- S. 205
First Contact
 © und Foto:
 www.ChristopherWrightPhotography.com
- S. 211
 Besucherinnen der Wanderausstellung *GAME der Science Gallery Dublin* des *Trinity College Dublin* in Moskau, 2013
 © und Foto: *Science Gallery Dublin*
- S. 215
 Armprothese, *Simon Fraser University, Cyborg-Olympiade*, Zürich, 2016
 © picture alliance / AP Images
 Foto: Jonathan Hayward / *The Canadian Press* via AP
- S. 221:
Maggie's Centres (von links nach rechts, von oben nach unten):
Maggie's Fife (Location: *Victoria Hospital, Kirkcaldy*), Zaha Hadid, 2006
Maggie's Newcastle, *Cullinan Studio*, 2013
 © Paul Raftery
Maggie's Swansea Alt Large, South West Wales, Kisho Kurokawa with *Garbers & James*, 2011
Maggie's Centre, Ninewells Hospital, Dundee, Scotland, *Frank Gehry Associates*, 2003
 © Raf Makda
Maggie's Cheltenham, Sir Richard MacCormac, 2010
 © Peter Durant
Maggie's Highlands Health Centre, Page / Park Architects, 2007
 © Nick Turner
Maggie's Merseyside Centre at The Clatterbridge, Carmody Groarke, 2014
Maggie's Centre, Tuen Mun, Hong Kong, Kalsen Ho | Over and Over Studio, Frank Gehry, 2013
- S. 229 oben
Institut für Raumexperimente (IFREX), UdK Berlin, Anne Duk Hee Jordan: *Ideas are Motion*, Poster, 2011
 © IFREX, UdK Berlin
 Foto: Anne Duk Hee Jordan
- S. 229 unten:
Institut für Raumexperimente (IFREX), UdK Berlin, Gemeinsames Essen, Guangzhou, China, 2014
 © IFREX, UdK Berlin
 Foto: Yuichiro Tamura
- S. 234
 Hito Steyerl, *Factory of the Sun*, Single channel high definition video, environment, luminescent LE grid, beach chairs, 23 min., Installationsansicht, *Biennale von Venedig*, Deutscher Pavillon, 2015
 © Hito Steyerl und Andrew Kreps Gallery, New York
 Foto: Manuel Reinartz
- S. 240
Forensic Architecture, Master-Zeichnung, basierend auf einem Pléiades-Satellitenbild von Ost-Rafah, aufgenommen am 1. August 2014, 11:39 Uhr
 © *Forensic Architecture*, 2015
- S. 251
 Teilnehmerinnen am Editierworkshop in der *PLATFORM*, München, April 2017
 © *PLATFORM*, Foto: Nina Binder
- S. 253
CFO-Day der UniCredit Bank AG, Kooperation zwischen Peter Hofbauer, *PLATFORM* und dem Künstler Amedeo Polazzo, München, 10. November 2014
 © *PLATFORM*, Fotos: Vivi D'Angelo
- S. 258
 Ólafur Eliasson und sein Team beim Testen einer Licht-und-Schatten-Installation
 © Ólafur Eliasson
 Foto: María del Pilar García Ayensa / Studio Ólafur Eliasson
- S. 264
 Jerszy Seymour, Installation *Amateur Workshop #5 Sisyphus on Tour*, *PLATFORM*, München, 2015
 © *PLATFORM*
 Fotos: Alescha Birkenholz
- S. 270
 Plakat bei der Abstimmung über das bedingungslose Grundeinkommen in Genf, 2016
 © *KEYSTONE* / Magali Girardin
 Foto: Magali Girardin
- S. 276
 Tag 1 des Hackathon beim *Techfest 2017* der *UnternehmerTUM*, München
 © und Foto: *UnternehmerTUM*
- S. 282
 Hans-Dietrich Reckhaus und die Künstler Frank und Patrik Riklin, *Fliegenretten in Deppendorf*, Vortrag in der *PLATFORM*, München, 23. November 2015
 © *PLATFORM*
 Fotos: Alescha Birkenholz
- S. 289
 Matyáš Chochola, *Ultra Violet Ritual*, 2016, Kollaboration mit Azem Maksutaj für die *Manifesta 11*
 © Manifesta Foundation; courtesy Manifesta Foundation. Matyáš Chochola Photography
 Foto: Carlo Coppola

IMPRESSUM

Herausgeberin und Konzeption:

Elisabeth Hartung

Redaktion:

Elisabeth Hartung und Dorothea Bethke

Fragen stellten:

Elisabeth Hartung und

Dorothea Bethke (S. 192, 222), Sarah
Dorkenwald (S. 116, 176, 180, 206), Frank
Kaltenbach (S. 156, 164), Laura Lang
(S. 142, 236, 272), Inge Pett (S. 58, 70,
145, 242), Sophia Plaas (S. 76, 136, 150),
Evelyn Pschak (S. 36, 186), Mira Sacher
(S. 81, 86, 102, 198, 216, 230, 242)

Übersetzungen aus dem Englischen:

Mira Sacher (S. 36, 58, 70, 136, 156,
176, 180, 186, 192, 198, 206, 230, 242)

Beatrix Osterkamp (S. 164)

Recherche und Kurztexte: Dorothea

Bethke (DB), Sarah Dorkenwald (SD),

Lena von Geysso (LvG), Elisabeth

Hartung (EH), Laura Lang (LL), Inge Pett

(IP), Sophia Plaas (SP), Mira Sacher (MS)

Lektorat: Dorothea Bethke

Korrektur: Ute Wiemer

Grafische Gestaltung: Bureau Borsche

Lithografie: CR Mediateam, Unterföhring

Druck: KAWI Druck, München

Vertrieb: avedition GmbH, Verlag für

Architektur und Design, Stuttgart

Auflage: 1.000

ISBN: 978-3-89986-279-9

© 2018, Elisabeth Hartung,

Autor_innen und Fotograf_innen

PLAUFORM

Kistlerhofstraße 70

81379 München

contact@plattform-muenchen.de

Tel. 089 3249009-0

www.plattform-muenchen.de

av edition GmbH

Senefelderstraße 109

70176 Stuttgart

kontakt@avedition.de

www.avedition.de

Gefördert durch das **MBG**
Münchner Beschäftigungs-
und Qualifizierungsprogramm



Träger: Münchner Arbeit gemeinnützige GmbH
Geschäftsführung: Gerhard Scherbaum und Johann Stelzer
Vorsitzender des Aufsichtsrats: Manuel Pretzl
Registergericht München HRB 98967

NEUE ALLIANZEN: Es geht um die Gestaltung der Zukunft und um ein neues Verständnis von interdisziplinärer Zusammenarbeit. In 44 Interviews kommen international tätige Gestalter_innen und Kollektive aus Design, Politik, Kunst, Wirtschaft, Philosophie, Wissenschaft, Psychologie und Stadtplanung zu Wort. Aus der Praxis und mit Erkenntnissen neuester Forschung sprechen sie von kollaborativen Methoden, dialogischen Prozessen und neuen Perspektiven für die Gesellschaft der Zukunft. Konkrete Beispiele zeigen darüber hinaus, dass Kooperationen zwischen unterschiedlichen Disziplinen angesichts rasanter technischer Entwicklungen, sozialer Herausforderungen und Umbrüchen in der Natur nicht nur notwendig sind, sondern auch spielerisch und inspirierend sein können.

Interviews mit

Anstiftung
Arahmaiani
Michael Bordt
Joanna Bryson
The Center for Genomic Gastronomy
Stephanie Czerny
Chris Dercon
Empfangshalle
Wolf Dieter Enkelmann
Flora Robotica
Forensic Architecture
Pedro Gadanho
Jan Gehl
Michael John Gorman
Harald Gründl
Silke Helfrich
Michael Hirsch
Maja Hoffmann
Yvonne Hofstetter
Lilli Hollein
Gabriele Jacobs
Christian Jankowski

Alexander Koch
Aino Laberenz
Sabine Maasen
Philippe Narval
Christine Nickl-Weller
raumlaborberlin
Guido Redlich
Oliver Ressler
Ritz Ritzer
Berit Sandberg
Tomás Saraceno
Astrid Schreyögg
Christian Stein
Nora Szech
Leon Tan
Conor Trawinski
Urban-Think Tank
Joanna Warsza
Ralf B. Wehrspohn
Vierte Welt
Götz W. Werner
WochenKlausur

Praxisbeispiele unter anderem von und mit

Artist Placement Group
Yael Bartana
Ólafur Eliásson
Empfangshalle
Forensic Architecture
Mirko Hecktor und Daniel Kluge
Institute of Design Research Vienna
Maggie Jencks
Alexander Kluge
Neue Auftraggeber
OuiShare und Open State
raumlaborberlin
Hans-Dietrich Reckhaus und
Atelier für Sonderaufgaben
Oliver Ressler
Tomás Saraceno
Christoph Schlingensiefel
Hito Steyerl
Wolfgang Tillmans
UnternehmerTUM
Urban-Think Tank
wagnis eG
Franz Wanner
WochenKlausur
Muhammad Yunus

€ 39,-

ISBN: 978-3-89986-279-9



9